Sylvester von Geyer

Georg Ompteda (Freiherr von)



Sylvester von Geyer

Erster Band

Georg Freiherr von Ompteda

Deutscher Adel um 1900

Erster Teil

Sylvester von Geyer

Ein Menschenleben



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1906

Sylvester von Geyer

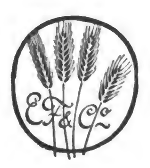
Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Erster Band

Zwölfte Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1906

Meinen Eltern

in Liebe und Verehrung

zu eigen.

Vorwort.

Ein Menschenleben mit all seinen Irrtümern und Niederlagen, ein Menschenleben mit seinen Höhepunkten und Siegen suche ich hier aufzurollen, von der Geburt bis zum Tode. Es ist mir darum zu tun gewesen, das Werden eines Menschen zu zeigen, ein in bescheidenen Grenzen sich entwickelndes, kurzes Dasein. Und ich habe dazu in eine typische Schicht unseres deutschen Volkes gegriffen, der wir Tüchtiges und Großes verdanken, die mitgeholfen hat, uns zu dem zu machen, was wir heute in der Welt sind.

Es ist das Holz, aus dem unsere Helden der Befreiungskriege geschnitten sind, aus dem die Leute wuchsen, die durch Blut und Eisen das Reich einten, die einen Moltke hervorgebracht haben, als höchsten, unerreichten Vertreter. Es ist der deutsche Armeeadel.

Vom sogenannten Schwertadel, dem das Wörtlein „von“ gegeben ward, als ein Glied der Familie eine hohe Stelle im Heer erreichte, ist er wohl zu unterscheiden.

Ihr kennt sie, diese „Geyers“, die seit Geschlechtern in der Armee gedient, deren Stern aufging mit ihrem Herrscherhause und noch leuchtet mit ihm. Wer einmal die Geschichte oder die Psychologie des deutschen Offiziers schreiben wird, der muß ihnen einen breiten Raum geben in seiner Darstellung.

Seit Geschlechtern dienen sie in der Armee: der

Sohn folgt, nach einem Naturgesetz, dem Berufe des Vaters. Nur einzelne, wenige Glieder werden dem Waffenhandwerke untreu und fallen damit sozusagen aus dem Rahmen der übrigen. Aber auch diesen bleibt immer noch „der Ahnherr, der sich regt im Blute", den sie nicht überwinden können, und würden sie noch so weit aus der Bahn geschleudert.

Diese „Geyers" sind ein eigenes Element im Staate geworden, sie stellen den Stamm dar, aus dem das Offizierkorps seine beste Kraft zieht. Sie haben ihre Namen in die Tafeln der Geschichte gegraben, sie besitzen eine Überlieferung, die ihnen den Weg weist, die ihnen den Säbel in die Wiege legt.

In diesen Familien gilt nur eins: der Dienst Seiner Majestät. Er ist allen ins Blut übergegangen, er bildet das ganze Interesse, er ist für sie die Luft, die ihnen zum Atmen nötig ist. Die Männer tun den Rock des Königs an schon als Knaben, die Mädchen erblicken ihre Zukunft an der Seite eines Offiziers, die Frauen erziehen ihre Söhne für den Beruf, der ihnen einzig möglich scheint.

Zu einer Kriegerkaste sind sie geworden.

Wie überall, wo Kastenwesen herrscht, greift unter ihnen in gewissem Maße eine Verknöcherung um sich, eine Verengung des Horizontes, ein Nicht-begreifen-können anderer Kreise und fremder Lebenstätigkeit. Meist bleibt es bei Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit stehen, bei einzelnen artet es aus in Hochmut und Besserdünken. Aber dieser Hochmut ist nicht ernst zu nehmen, wie fast immer im Leben. Aus gewollter Beschränkung ergibt sich leicht Beschränktheit.

Und die Klugen dieser „Geyers“, die mit dem Marschallstabe im Tornister, sind weitherzig, alles begreifend, für alles Interesse zeigend, mit offenen Augen begabt, um zu sehen und zu verstehen, was rings vorgeht in der Welt. Ihnen ist die Vergangenheit ihrer Familie kein Grund, um sich besser zu dünken als andere, aber auch kein unnützes Gepäck auf der Lebensreise, sondern die Verpflichtung, der Sporn zu eiserner Tätigkeit, zu höchsten Zielen.

Arm sind sie fast alle, zu erwerben haben sie meist nicht verstanden. Was sie hatten, zehrte der Kriegsdienst, geschlechterlang hintereinander geübt, auf, denn Sold und Ruhegehälter reichten nicht hin — bei starker Familie, der das Zweikindersystem unbekannt ist — um Reichtümer zu sammeln. Und auch durch Heirat scheinen sie in den meisten Fällen keine Glücksgüter erwerben zu sollen, als widerspräche es der Überlieferung.

Unter diesen „Geyers“ ist die „Kommißheirat“, die mit knapper Not das nötige Einkommen aufbringt, das der Staat für den verheirateten Offizier verlangt, anscheinend die Regel. Sie wählen in weitaus den meisten Fällen, wie es immer sein sollte, ihre Lebensgefährtin aus Neigung. Bei ihnen hat die Liebe noch ihren Wert.

Ihre Lebensverhältnisse und Bedürfnisse sind einfach, sie sind es im Vaterhause gewesen und sie bleiben es. Die erhöhten Ansprüche der Zeit treten zwar an sie heran, winken vielleicht begehrlich aus der Ferne, aber entgleiten ihnen meist unter den Händen, die sie schüchtern darnach ausgestreckt. Dann wird jenen jungen „Geyers“, die ein paar Augenblicke gemeint,

einen anderen Flug zu nehmen, doch wieder der Weg gewiesen, den ihre Väter und Vatersväter geschritten.

Sie, die in Standespflichten den äußeren Schein zu wahren haben zu Ehren ihres Rockes, müssen wahrlich oft härter den Kampf ums Dasein kämpfen, als mancher Sohn der misera plebs.

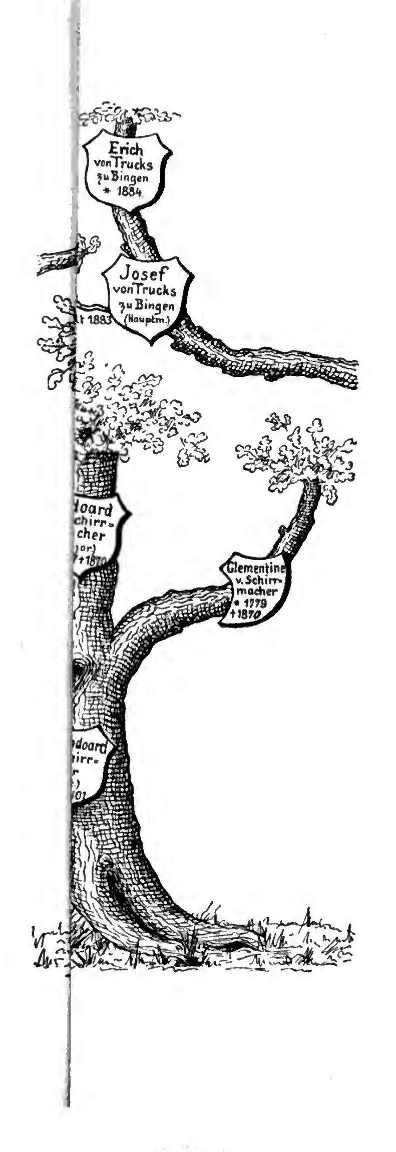
Aber ihnen ersteht kein Prophet!

Und es ist gut so, denn wie sie sind, diese „Geyers“, dienen sie ehrlich ihrer Zeit und ihrem Volke. Vielleicht werden sie einmal in der Zukunft ihre Daseinsberechtigung verlieren, aber heute noch gelten die Worte Kaiser Wilhelms des Ersten, die er der Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere vorangestellt:

„Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offiziersstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, daß die kriegerische Thätigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offiziersstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde.“

Dresden, am 1. Oktober 1896.

Georg Freiherr von Ompteda.


Erich
von Trucks
zu Bingen
* 1884
Josef
von Trucks
zu Bingen
(Hauptm.)
† 1883
Clementine
v. Schirrmacher
* 1779
† 1870

1.

Am 31. Dezember 1860, kurz vor Beginn des neuen Jahres, wurde dem Königlich Sächsischen Hauptmann a. D. Hanns von Geyer ein Sohn geboren.

Das Kind war groß und kräftig und schrie sofort. Der Vater sah es freudig an, war dies doch ein Zeichen von Leben und Gesundheit. Aber er betrachtete es bald mit wehmütigen Blicken, denn der Knabe gab einen hungrigen Esser mehr am Tisch, auf den die Eltern nicht viel zu setzen hatten. Doch der kleine Kerl schaute schon so menschlich aus, daß der Hauptmann an ihm dennoch seine Freude empfand.

Er stellte sich an die Wiege, in der früher bereits drei Geschwister des Neugeborenen gelegen, lüftete ein wenig die Tücher, die seinen Sohn vorsorglich umgaben und musterte ihn lange. Dabei entschwand ihm allmählich die ganze bange Stimmung, in der er seit dem Morgen des Tages gewesen, weil sich dieses Mal die Geburt ganz ungewöhnlich schwer angelassen hatte. Aber des Hauptmanns Gesicht verfinsterte sich von neuem, als er an die Zukunft dachte und sich im Fluge überlegte, was er seinem Kinde in der Welt werde bieten können. Und dem weichen Manne rann eine Thräne vom Auge halb aus Rührung und Dankbarkeit, halb aus Kummer und

Sorge, und tropfte nieder gerade auf die Schläfe des Knaben.

Eine Thräne war das erste, was er im Leben empfing.

Dann ließ die Mutter sich ihn geben, die trotz Schwäche und Schmerzen nur an ihr Kind dachte, und drückte einen langen Kuß auf die Stirn des kleinen Schläfers, während draußen die Glocken das neue Jahr mit feierlichem Klange einläuteten.

Am anderen Morgen sagte der Hauptmann zu seiner ältesten Tochter, dem blonden Mariechen, die noch nicht fünf Jahre zählte:

— In der Nacht haben euch die lieben Englein ein Brüderchen gebracht!

Die Kleine klatschte in die Hände:

— Ist er schon danz droß?

Der Vater meinte, das Brüderchen sei noch ganz klein und fügte hinzu, als es Mariechen zu sehen verlangte, es sei so klein noch, daß sie erst ein bißchen warten müsse, bis es gewachsen wäre. Damit beruhigte sich das Kind und ging, nachdem ihr der Vater die Thürklinke geöffnet, bis zu der sie noch nicht herauflangen konnte, ins Kinderzimmer, um die Neuigkeit den Geschwistern mitzuteilen, so gut sie es verstehen mochten, denn die Zweitälteste, Fanny, zählte erst drei, die Jüngste, Ida, zwei Jahre.

Der Arzt hatte für die Wöchnerin unbedingte Ruhe anbefohlen, nur ihre Schwester Tante Gustel, die unverheiratet war und mit im Hause lebte, hatte Zutritt. Sie war die Pflegerin und sie mußte alles besorgen für die Kranke, denn die Dienstboten: Emilie die Köchin und Emma das Stubenmädchen, hatten ohnedies vollauf zu thun.

In den ersten Tagen nach der Geburt kamen die wenigen Verwandten, die Geyers in Dresden besaßen, um das Kindchen zu sehen. Das Wurm schlief aber fast immer bis auf die kurze Zeit, wo es zu seiner Mutter gebracht wurde, die es selbst nähren wollte. So hatte niemand einen rechten Eindruck von ihm, bis auf Onkel Gottfried, den einzigen Bruder des Hauptmanns, der erschrocken rief, als das Kind für einen Augenblick die Lider aufschlug:

— Um Gottes Willen der Bengel schielt ja, Hanns!

Der Hauptmann trat ängstlich an den Kleinen heran, um sich selbst zu überzeugen, doch Tante Gustel erklärte, daß Mariechen, Fanny und Ida alle drei geschielt hätten und nun die herzigsten Augen besäßen, die man sich denken könne.

Dann gingen die Brüder in des Hauptmanns Zimmer, wo schon die anderen Dresdener Verwandten versammelt waren: Major a. D. von Schirrmacher, der Onkel der Wöchnerin, und seine Schwester Tante Clementine, trotz ihrer einundachtzig Jahre noch beweglich und frisch wie ein junges Mädchen.

Man setzte sich und der Hauptmann ließ Kaffee kommen. Er bewirtete gern, obwohl ihm seine Frau regelmäßig darüber Vorwürfe machte, weil sie sich bestrebte, jede Ausgabe zu vermeiden, die nicht durchaus notwendig war. Aber heute lag sie ja drüben und wußte nichts davon, und heute wo die Verwandten zum erstenmal nach der Geburt seines Sohnes da waren, hätte er es geradezu für unpassend erachtet, ihnen nichts vorzusetzen.

Nun wurde auf das eifrigste das große Ereignis der

Ankunft eines neuen Weltbürgers durchgesprochen und die alte Tante Clementine wollte sofort wissen, wie der Knabe heißen sollte. Aber der Major sagte geheimnisvoll wichtigthuend:

— Vor der Taufe darf man nie nach dem Namen fragen!

Etwas verprellt schwieg Tante Clementine, doch ganz konnte sie ihre Neugierde nicht bezähmen und fragte deshalb den Hauptmann:

— Habt ihr denn schon einen Namen gefunden?

Der Vater schüttelte den Kopf. Er wollte sich darüber äußern, doch Onkel Schirrmacher, der sehr abergläubisch war, rief mit seiner rauhen, gaumigen Stimme:

— Wenn ihr dem Jungen Unglück bringen wollt, so redet nur ja darüber ......

Nun schwiegen alle. Nach einer Weile meinte Onkel Gottfried, des Hauptmanns Bruder, indem er tief seufzte:

— Viel Glück erwartet den Bengel im Leben doch nicht!

Der Hauptmann kniff die Lippen aufeinander. Im Inneren gab er seinem Bruder recht. Doch der Major ereiferte sich:

— Was ist denn das nun wieder für eine Redensart! Warum soll denn der Junge nicht mal glücklich werden? Schockschwerebrett noch mal, warum denn nicht?

Gottfried von Geyer zuckte die Achseln:

— Weil er mit allerlei Vorurteilen auf die Welt gekommen ist. Ja ... ja ... schon gekommen ist, denn die stecken in seinen Eltern .... Die kleine Krabbe ist heute schon der Herr von Geyer — aber zu beißen

wird er nicht viel haben .... und als Herr von Geyer wird er erzogen werden — und wird immer noch nichts haben .... und dann wird er Offizier .... weil .... nun mal seit hundertundfünfzig Jahren alle Geyers Offiziere gewesen sind, bis auf mich ..... natürlich ....

Die anderen beiden wollten ihn unterbrechen, doch er sprach hastig weiter:

— Alle sind sie Offiziere gewesen ..... und er wird's auch werden ..... Geld machen kann man aber als Leutnant nicht ...... wirtschaftlich unproduktive Leute ...... tiver Stand .. ist das, und ....

Weiter kam er nicht, denn der Major fiel ihm ins Wort und stellte seinen Standpunkt fest, daß im Leben Geld für einen Offizier keine Rolle zu spielen habe, und die Ehre genüge. Wenn das Kind später einmal dem Beispiel seiner Väter folge und den Rock Seiner Majestät anziehe, so sei es ganz gleichgültig, ob es Vermögen habe oder nicht. Dann sagte der alte Soldat noch etwas von materialistischer Weltanschauung und Luxus, der in den Adelskreisen eingerissen wäre, bis seine Erklärungen in einem Stottern und Brummen erstarben.

Gottfried von Geyer ließ ihn ruhig ausreden. Es war immer die gleiche Geschichte. Für Leute vom Schlage des Majors blieb er doch aus der Art geschlagen, er, der erste Geyer, seit hundertundfünfzig Jahren, der nicht Offizier geworden war. Sie konnten sich niemals verstehen. Früher war es ihm mit seinem Bruder ebenso gegangen. Aber seitdem dieser den Abschied bekommen — aus heiterem Himmel ohne jede Veranlassung, wie er selbst verbittert meinte, in Wirklichkeit jedoch, weil

er, der weiche, gutmütige Mann nicht die Gabe besaß, Disziplin zu halten — seitdem verstanden sich die Brüder besser.

Und als Major von Schirrmacher nach ein paar Minuten mit Tante Clementine ging und Gottfried und Hanns von Geyer allein waren, schritt der Hauptmann auf seinen Bruder zu, schlug ihm auf die Schulter und rief:

— Eins will ich Dir übrigens nur sagen, Gottfried: der Junge wird nicht Soldat!

2.

Der Kleine, wie er vor der Taufe noch im Hause hieß, wurde täglich runder und dicker, obwohl er die Flasche bekam, da seine Mutter keine Nahrung mehr hatte, und sie keine Amme bezahlen konnten. Er schaute aus seinen blauen Augen fröhlich in die Welt hinein, als gäbe es gar keinen Jammer und kein Elend.

Da die Eltern drei Töchter besaßen, so hatten sie nicht auf einen Knaben gezählt, sondern fest angenommen, es müßte wieder ein Mädchen sein. Sie wollten es Clementine nennen und Tante Clementine zu Gevatter bitten. Als es nun aber ein Junge war, fehlte der Name. Sie sannen hin und her, doch nichts gefiel ihnen.

Pate stehen sollten Gottfried von Geyer und Major von Schirrmacher, als Bruder vom Vater der jungen Mutter. Dann wären beide Familien vertreten gewesen. Aber von den Vornamen der beiden wollte der Haupt-

mann für seinen Sohn nichts wissen. Inbetreff des Gottfried stimmte ihm seine Frau bei, aber Flodoard, wie der Major hieß, fand sie hübsch und passend:

— Es ist ein alter Familienname, Hanns, das mußt Du nicht vergessen!

Und er entgegnete:

— Gottfried ist auch ein Geyerscher Familienname. Trotzdem ist er scheußlich!

Sie gab nach, bat nur ihren Mann, ihr die Wahl zu überlassen. Er war einverstanden und sie kamen überein, die Mutter sollte am Tauftage erst, den von ihr gewählten Namen nennen.

Um die Kosten einer Taufe im Hause zu sparen, war beschlossen worden, daß Tante Gustel das Kind in die nahe Annenkirche tragen sollte, der Vater, der Major und Onkel Gottfried würden ihr das Geleit geben. Nach der heiligen Handlung sollte sich dann die Taufgesellschaft zum Essen vereinigen.

Die Mutter mußte es sich versagen, mit in die Kirche zu gehen. Der Arzt hatte es ihr strengstens verboten. Sie meinte, es sei nicht notwendig, den Geistlichen einzuladen, aber der Hauptmann bestand darauf:

— Das ist in unseren Kreisen einmal so Sitte und ich finde, wir können keinesfalls davon abgehen, Liesbeth! Wenn es uns auch mehr kostet: zu gewissen Dingen ist man nun einmal verpflichtet. Die Taufe eines Sohnes ist etwas, was nicht alle Tage geschieht, und wir dürfen nicht vergessen, daß, da Gottfried nicht verheiratet ist, auf unseres Sohnes Augen wahrscheinlich einmal ganz allein der Name Geyer gestellt bleibt, der nun schon an die siebenhundert Jahre alt ist. Falls Du mir nicht etwa

noch einen Sohn schenkst — was Gott verhüten möge, denn wir sind so schon knapp.

Nun blieb es dabei, der Geistliche wurde eingeladen, und zum großen Schrecken der Mutter bestellte der Hauptmann noch dazu einen Lohndiener für den Tag. Sie wagte nichts zu sagen, denn sie wußte, wie unglücklich ihr Mann so schon ohne Diener war, weil er den Burschen seine ganze Dienstzeit hindurch gewohnt gewesen.

Am Morgen des Tauftages sagte die Mutter, indem sie ihrem Gatten den Kleinen brachte, der sie freundlich anlächelte:

— Hanns, unser Kind soll Sylvester heißen!

Zuerst war der Hauptmann erschrocken, der Name erschien ihm zu ungewöhnlich. Keiner in der Familie hatte bisher so geheißen. Aber schließlich söhnte er sich mit Sylvester aus:

— Es hat was nicht gewöhnliches! Sylvester klingt zwar eigentlich ein bißchen katholisch, aber es ist nicht der Name aller Welt. Wer heißt so? . . Es hat doch was . . . Apartes . . . .

Und als Tante Gustel den Jungen auf den Arm nahm, um ihn zur Kirche zu tragen, sagte der Hauptmann zu ihr, sie solle mal aufpassen welch schönen Namen das Kind erhalten werde.

Das Taufkleid war dasselbe in dem Mariechen, Fanny und Ida einst gesteckt hatten: weiß mit einem Spitzensaum und seidenen Schleifchen. Kein Mensch befand sich in der Kirche — in die sie vom Hause auf der Ammonstraße in ein paar Minuten gegangen waren — nur der Kirchendiener war da und der Geistliche.

Der Kleine verhielt sich ganz ruhig. Er schlief während Tante Gustel mit ihm zum Altar schritt, neben der Onkel Gottfried und der Major gingen. Der Hauptmann folgte mit Mariechen an der Hand. Als Älteste hatte sie die Erlaubnis erhalten, mit zu kommen.

Die alte Tante Clementine war bei der Mutter geblieben. Sie hatte gehustet in den letzten Tagen und scheute trotz ihrer sonstigen Rüstigkeit bei ihrem hohen Alter die Kälte der Kirche in diesen Februartagen.

Während der ganzen Taufe blieb das Kind ruhig, nur nachdem es den Namen bekommen und der Geistliche mit ein paar Wassertropfen seine Stirn netzte, stieß es einen leisen Ton aus.

Als die Gesellschaft die Kirche verließ, schlief Sylvester fest im Arm der Tante Gustel.

Auf dem Nachhausewege machte der Major seinem Ärger über den Namen Luft:

— Ich kann nicht finden, daß der Name, den ihr gewählt habt, geeignet ist dem Kinde Glück zu bringen.

Onkel Gottfried meinte boshaft:

— Flodoard würde den Vorteil gehabt haben, daß der Bengel in der Schule deswegen genau so geschunden werden würde, wie ich früher mit meinem Gottfried.

Major von Schirrmacher höhnte:

— Sylvester? Glauben Sie lieber Gottfried über Sylvester werden die Rangen nicht auch herfallen? Hoho! Und wenn erst sein Geburtstag kommt, am Sylvester! Hoho, passen Sie mal auf, wie sie ihn da hänseln werden.

Onkel Gottfried lachte:

— Pardon, lieber Major. Am Sylvester sind die Schulen geschlossen, da sind noch Weihnachtsferien!

Der Major brummte in seiner gewöhnlichen Art und das Gespräch brach ab, nachdem Tante Gustel noch schüchtern dem Streit der Herren hinzufügt:

— Sylvester ist doch ganz hübsch, da er am Sylvester nun mal geboren ist.

Als man zu Hause ankam, ließ sich die Mutter genau alles erzählen. Sie war sehr bewegt, als sie hörte, daß Konsistorialrat Danneberg darauf hingewiesen, wie Gott es gerade so gefügt habe, daß der Knabe noch im alten Jahre zur Welt gekommen, als schönster Ersatz für das Schwere, das ihnen achtzehnhundertundsechzig gebracht, nämlich die Verabschiedung des Hauptmanns.

Onkel Gottfried fand im Gegenteil diese Anspielung eine Taktlosigkeit des Geistlichen, und der Major bekämpfte augenblicklich diese Ansicht, indem er sie mit Gottfrieds bekanntlich etwas freien Anschauungen erklärte.

Das Eintreffen des Konsistorialrates endete die Unterhaltung. Noch ein kurzes Verweilen im Salon, dann ging es zu Tisch. Die beiden Eltern, die beiden Paten, die beiden Tanten und der Geistliche waren die Teilnehmer.

Die Mutter hatte ein schwarzseidenes Kleid angezogen — sie besaß kein helles — und sich ein paar Rosen angesteckt. Dazu trug sie eine Schnur von echten Perlen, den einzigen Schmuck, den die Familie noch aus der Vergangenheit besaß, bis auf ein einfaches, goldenes, breites Armband mit einem Brillanten darauf, ein Andenken ihrer verstorbenen Mutter.

Der Hauptmann war zum ersten Mal in seinem

Leben im Frack, den er sich zu dieser Gelegenheit hatte anfertigen lassen. Er mußte doch einmal einen haben, nun da er verabschiedet war. Dazu hatte er die drei Orden angethan, die er sich während seiner Dienstzeit erworben.

Die alte Tante Clementine trug zur Feier des Tages eine neue, weiße Spitzenhaube und Tante Gustel eine große „Coiffure" aus rotem Sammet mit in die Höhe stehenden Federn. Dazu hatte sie sich ein Seidenkleid hervorgesucht, das sie regelmäßig bei allen Familienfesten und feierlichen Gelegenheiten schon seit vielen Jahren anzulegen pflegte. Für dieses Mal war es unverändert geblieben, weil sie es vor zwei Jahren zur Taufe der kleinen Ida hatte auffrischen lassen.

Das Diner verlief sehr feierlich. Die Eltern saßen einander gegenüber. Rechts von der Mutter hatte Konsistorialrat Danneberg Platz genommen, ein freundlicher alter Herr mit langen, grauen Locken, der einst schon den Hauptmann und seinen Bruder konfirmiert hatte. Er war sehr gesprächig, aber in angenehmer Weise und bezauberte vor allem Tante Gustel links vom Hausherrn, gerade ihm gegenüber.

Das alte Mädchen hing an seinen Lippen, da sie allsonntäglich in die Kirche ging, und sich nun glücklich fühlte, einmal wieder den aus nächster Nähe zu sehen und zu hören, der sie so oft schon erschüttert und getröstet hatte, wenn er von der Kanzel herab drohende oder verheißende Worte sprach.

Onkel Gottfried verhielt sich still, er ließ den Geistlichen reden und nickte nur ab und zu, schüttelte den Kopf oder machte ein gespanntes Gesicht um seine Aufmerksam-

keit zu bekunden. Und der Major links von seiner Nichte erzählte auf der anderen Seite des Tisches seine alten Geschichten aus der langen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen, wo man Schlangenlinien in den Chausseegräben ritt, um die Dressur des Pferdes zu beweisen. Eine Kunst für die sonst Onkel Gottfried nur immer ein verächtliches Achselzucken hatte, obwohl er selbst nie auf einem Pferd gesessen und eine Schwadron leichte Reiter kommandiert wie Major von Schirrmacher.

Die Mutter hörte nur wenig auf ihn, da sie sich mehr an Konsistorialrat Danneberg wandte, und der Hauptmann war seit der Suppe schon völlig teilnahmlos geworden: er brütete über seiner Rede, die er beim Braten halten wollte. So lauschte nur Tante Clementine dem Major mit ihrem lieben, freundlichen, gelben Runzelgesicht. Und sie kannte des alten Friedenssoldaten Geschichten längst auswendig.

Als der Rehrücken erschien, klopfte der Hauptmann an sein Glas. Die Tischgesellschaft schwieg und er erhob sich mit einem Ruck, stützte beide Hände auf den Tisch und senkte den Kopf, wartend bis auch wirklich alles still war. Dann sagte er gedehnt und gemütlich, sodaß seine Sprechweise in nichts den ehemaligen Soldaten verriet:

— Wir sind heute hier versammelt, um ein schönes Fest zu feiern. Die Taufe unseres ersten Kindes ..... ich meine Sohnes. Für uns bedeutet ein Sohn etwas Besonderes, denn wenn er nicht gekommen wäre, so hätte der Fall eintreten können, daß eine der ältesten sächsischen Familien erlischt, eine der wenigen noch existierenden Familien, die die Anfänge unseres verehrten, erlauchten, angestammten Fürstenhauses mit erlebt hat. Dieser Fall

ist nun nicht eingetreten. Ein junges Reis am alten Stamme ist entsprossen. Und dessen freuen wir uns. Ja des freuen wir uns. Möge das Kindlein, das wir heute getauft haben seiner Familie Ehre machen, seinem Könige und seinem Lande nützlich sein, seine Pflicht thun, die ihm auferlegt werden wird .... wie es bis heute bei uns gehalten worden ist immer und von allen. Meine Damen und Herren ich bitte Sie mit mir anzustoßen auf das Wohl des jüngsten Sprossen unserer Familie: Sylvester von Geyer lebe hoch!

Das Hoch verklang und es entstand ein Augenblick Pause, denn der Lohndiener war mit dem Champagner nicht schnell genug bei der Hand gewesen, den der Hauptmann gab, um seine Frau damit zu überraschen. Niemand, auch der Redner selbst nicht, hatte etwas zu trinken.

Als endlich die Sektflasche erschien, machte die Mutter ein vorwurfsvolles Gesicht und als die Gläser aneinander klirrten, der Hauptmann aufstand, und um den Tisch herum ging mit seiner Frau anzustoßen, sagte sie halblaut zu ihm:

— Hanns das wäre doch auch nicht nötig gewesen!

Er überhörte es in seiner Freude unter den lärmenden Prostrufen des Majors. Und er war so gerührt, daß er seinem Bruder Gottfried einen Kuß gab und ihm zuraunte:

— Du, nicht wahr, den Jungen erziehen wir zusammen. Ich gebe ihm meinen Teil mit auf den Weg und Du ...... kannst ihm von Deinen Ansichten wissen lassen, obwohl sie nicht ganz zu unserer Familie passen .... aber damit mir der Sylvester nicht einseitig wird ....

Denn in einzelnem magst Du nicht ganz unrecht haben. . . . Du bist ja viel klüger als ich . . . das sehe ich auch ein Gottfried!

Onkel Gottfried ließ sein Glas an das des Bruders klingen:

— Hanns, der Bengel soll auf mich zählen, wenn ich auch nie Leutnant oder Referendar gewesen bin, sondern nur freie Richtung, wie ihr das nennt.

Konsistorialrat Danneberg, der eigentlich den Täufling hätte feiern wollen, sprach dann über die Frauen im allgemeinen, wodurch Tante Gustel ganz verlegen ward, da sie meinte, er wolle die Damen hoch leben lassen; aber mit einer kühnen Wendung ging er auf das Besondere über und trank auf die Gesundheit der Mutter.

Nun weinte Tante Gustel vor Rührung ein paar Thränchen.

Bald stand man auf; die Mutter ging dann zu Bett, da ihr der Arzt nur erlaubt hatte, zum Diner zu erscheinen und sie sich ein wenig angegriffen fühlte.

Die Herren gingen in das Zimmer des Hauptmanns, um eine Cigarre zu rauchen und die alte Tante Clementine zu den Kindern. Der Geistliche empfahl sich sehr bald. Er hatte noch Amtsgeschäfte. Die drei anderen blieben allein, und natürlich war von Sylvester die Rede.

— Ich möchte nur erleben, daß er erwachsen ist! — meinte der Major eingedenk der dreiundsechzig Jahre, die er zählte.

Onkel Gottfried sprach:

— Natürlich werden Sie das erleben, jedenfalls eher wie ich, denn ich habe das bestimmte Gefühl, daß ich nicht sehr alt werde!

Darüber ward der Hauptmann böse:

— Immer redest Du so, Gottfried. Du bist doch ganz gesund, warum sollst Du nicht alt werden?

Gottfried zuckte die Achseln. Der Major hatte gar nicht darauf gehört, sondern setzte seinen Gedankengang fort:

— Die erste Reitstunde möchte ich ihm doch noch geben, denn zur Kavallerie muß der Junge auf jeden Fall. Leichter Reiter das wäre so was .....

Aber der Hauptmann sagte trübselig:

— Onkel, Du vergißt nur, daß dazu Geld gehört! Und das werde ich ihm leider kaum geben können.

— Ach was, das sind nur euere übertriebenen Anschauungen heutzutage. Zu meiner Zeit war das ganz anders. Ich kriegte von meinem Vater zwanzig Thaler Zulage jährlich. Jährlich sage ich Dir ....

Der Hauptmann nickte:

— Zu Deiner Zeit! Aber heute giebt es kaum ein Kavallerieregiment, das nicht monatlich mehr verlangte.

Trocken warf Onkel Gottfried dazwischen:

— Übrigens denke ich, soll er gar nicht Soldat werden? Wenn Hanns vernünftig ist und seinen Sohn lieb hat, erzieht er ihn zu einem produktiven Berufe. Es wird Zeit, daß unsere Familie aufhört auszugeben, was die Ahnen angesammelt haben, und daß sie anfängt, wieder selbst zu erwerben.

Der Major war starr. Er suchte nach Worten, endlich polterte er, wirr durcheinander etwas von bei sich selbst anfangen und lächerliche Ansichten. Onkel Gottfried antwortete, bei sich selbst habe er nicht anfangen können, weil er von Anfang an nicht darnach erzogen worden sei, und weil er zu spät erst das Rechte erkannt habe,

aber eben darum wolle er seinen Neffen davor bewahren, später einmal dieselben Dummheiten zu machen, denn aus den Fehlern der einen Generation müsse die folgende lernen.

Der Major war erregt geworden. Er, der alles nur vom Standpunkte des Untergebenen oder Vorgesetzten beurteilte, fand die Redeweise des so viel jüngeren Gottfried respektlos. Darum fragte er höhnisch:

— Und was soll denn der Junge nach Ihrer Theorie werden? Wohl gar nichts, wie Sie selbst?

Gottfried errötete. Jede Anspielung darauf, daß er selbst in fortwährendem Träumen und Zögern in den vielseitigsten Interessen und Neigungen sich zersplittert hatte und gar nichts geworden war, kränkte ihn und er antwortete heftig, weil er wußte, daß es auf den Major wie eine Beleidigung wirken würde:

— Kaufmann soll er werden!

Das war auch dem Hauptmann zu viel.

— Gottfried! Damit unser Name dann auf dem Ladenschilde steht?

Und der Major, der einen roten Kopf bekommen hatte, rief:

— Bomben und Granaten, ist das möglich! Das sind ja ... sind ja ... sind ja ... ganz unerhörte Ansichten!

Sie hatten alle drei so geschrieen, daß Tante Gustel ganz ängstlich herbeigelaufen kam und fragte, was passiert sei. Von keinem konnte sie eine Antwort bekommen und zog sich deshalb verlegen wieder zurück. Kurz darauf erschien auch Tante Clementine mit dem kleinen Mariechen, um sich zu erkundigen, worüber sie so gelacht hätten,

denn der Lärm war bis hinter in die Kinderstube gedrungen. Auch sie bekam keine Erklärung. Aber der Major versprach es ihr auf dem Heimwege zu sagen und darauf hin gingen die beiden. Nur Tante Clementine gab Gottfried die Hand.

Als die Brüder allein waren, sprach der Hauptmann:

— Ich habe Dir gesagt, mein Sohn soll nicht Soldat werden, weil ich selbst genug die Bitternisse dieser Laufbahn dieses Jahr erfahren habe, aber eins ist gewiß: er darf auch nicht einen Beruf ergreifen, der ihn ganz aus seinem Stande wirft und für seinen Namen nicht paßt.

Gottfried zuckte die Achseln, doch als er nach ein paar Minuten gleichfalls Abschied nahm, meinte er, nun ruhiger geworden und nicht mehr im Ärger, in dem sich doch im Blut der Ahnherr regte:

— Suche für ihn einen Beruf, später mal, der beides verbindet. Einen Beruf, in dem er erwerben und doch Edelmann bleiben kann. Man braucht ja die Tradition nicht ganz über Bord zu werfen!

Drüben aber ließ sich die Mutter vor dem Einschlafen noch einmal ihren Sohn geben, strich ihm das dünne, blonde Flaumhaar am Köpfchen und sagte, während sie ihn auf die Stirn küßte, zu Tante Gustel:

— Mir ist es, als ob mein kleiner Sylvester noch mal zu was ganz Besonderem in der Welt bestimmt wäre!

3.

Das Kind entwickelte sich zusehends. Alle acht Tage wurde es gewogen und immer hatte es mehr als man erwarten durfte zugenommen. Die Augen traten klarer hervor, seine großen, blauen Augen, ein Erbteil der Mutter. Das Gesicht formte sich und begann Ausdruck zu bekommen. Sylvester fing an, die Menschen, die um ihn herumstanden, zu erkennen und auf die Stimme dessen zu lauschen, der gerade sprach. Er schrie selten, nur ab und zu ein bißchen vor dem Einschlafen, wenn er müde war.

Die im Haus bemerkten weniger die Fortschritte, weil sie ihn täglich sahen, aber Tante Clementine, stellte jedesmal, wenn sie kam, einen Fortschritt fest und Onkel Gottfried, der mit dem Major trotz des erregten Gespräches nach der Taufe Frieden geschlossen hatte, meinte, wenn er den kleinen Sylvester im Arm hielt und ihn das Kind anlächelte und dabei mit den Händen schlug:

— Es ist ein liebenswürdiges, kleines Tierchen!

Tante Gustel kümmerte sich vor allem um die drei Mädchen. Die Mutter dagegen versorgte ihren Sohn ganz allein. Sie gab ihm zu trinken, sie wusch und badete ihn, sie zog ihn aus und an, legte ihn trocken und fuhr ihn selbst im kleinen Korbwagen auf dem Bürgersteig der Ammonstraße auf und ab.

Frau von Geyer war ehedem eine Schönheit gewesen und sah immer noch hübsch aus mit ihrer schlanken Figur, dem gesunden, frischen Teint, ihren blauen Augen und dem dichten, blonden Haar, aber der Kummer hatte ihr doch schon manche Furche gegraben, obwohl sie erst einunddreißig Jahre zählte.

Die damalige Elisabeth von Schirrmacher hatte zwar als sie in Dresden die Bälle besucht, viele eifrige Tänzer, Bewunderer und Anbeter gehabt, aber ernst gemeint hatte es niemand mit ihr, denn man kannte die zerrütteten finanziellen Verhältnisse ihres Vaters, der Witwer war, und trotzdem er nur seine Generalspension bezog und sonst bloß Schulden hatte, ein Haus machte. So war die Tochter fünfundzwanzig geworden, ohne einen Mann zu finden, bis endlich Hanns von Geyer gekommen war, der zwar ein kleines Vermögen besaß, aber sonst nur seinen Gehalt als Hauptmann zweiter Klasse, wozu er eben aufgerückt. Nur dadurch hatten sie sich heiraten können.

Durch die plötzliche Verabschiedung im vergangenen Jahr, waren ihre Einnahmen wesentlich gesunken. Und diese Verabschiedung selbst drückte auf den Hauptmann. Nun war er ohne Beschäftigung, dabei in der besten Kraft seines Lebens. Er suchte wohl nach einem neuen Berufe, aber wirklich ernst war es ihm nicht damit, denn überall und immer, wenn sich ihm eine Gelegenheit bot, trat sein Standesvorurteil dazwischen, und da es pekuniär gerade so ging, wenn sie sich auch einschränken mußten, griff er niemals zu.

Und der Major bestärkte ihn darin. Doch auch er konnte ihnen mit Geld nicht aushelfen, denn er und Tante Clementine hatten den größten Teil ihres Vermögens verloren, indem sie die Schulden des Generals, ihres Bruders, bezahlt, der vor zwei Jahren gestorben war. Onkel Gottfried aber besaß nur das gleiche, kleine Kapital wie sein Bruder und erwarb nichts dazu. Er half wohl hier und da nach, doch — ein schlechter Rechner — hatte er oft selbst Not, auszukommen.

Eines Tages, im Sommer, als der kleine Sylvester eben unter viel Weinen und ein wenig Geschrei sein erstes Zähnchen bekommen hatte, brachte ihn die Mutter in das Zimmer des Vaters, um die Stelle am Zahnfleisch fühlen zu lassen.

Der Hauptmann saß unthätig am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Er hatte die Rangliste vor sich liegen. Seit seiner Verabschiedung kümmerte er sich in Verbitterung um nichts Militärisches mehr. Sogar aus seinem Zimmer war alles entfernt, was an die Vergangenheit erinnern konnte: die Bilder, Säbel, sein Tschako, seine Reitpeitsche und die Bücher, die er während seiner Dienstzeit gebraucht. Nie wieder hatte er einen Blick in die Rangliste gethan, in der er doch sonst so oft die Avancementsaussichten berechnet.

Heute nun zum ersten Male lag die Rangliste da.

Die Mutter setzte sich mit dem kleinen Sylvester neben ihren Mann:

— Hanns, gehst Du denn nicht mal aus? Wirklich es wäre Deiner Gesundheit zuträglicher, als hier immerfort in der Stube zu sitzen. Denke doch nur, der Unterschied gegen früher, wo Du den ganzen Tag in der freien Luft gewesen bist!

Der Hauptmann wurde nicht ungebärdig wie sonst wohl, sondern nahm seine Frau bei der Hand und sah dem kleinen Sylvester ins Gesicht: Er sann nach und die Mutter schwieg dazu, sie kannte die Energielosigkeit, die ihren Mann jetzt gefangen hielt, seitdem er „a. D.“ war. Früher hatte sie sich darin geäußert, daß er im Dienste immer am unrechten Fleck scharf vorgegangen war, um mit einem plötzlichen Entschlusse den Leuten zu

zeigen, daß er energisch sein könne. Dann aber wiederum hatte er alles laufen lassen wie es lief, hatte zwar oft gedroht mit den schärfsten Strafen, aber schließlich doch nicht gestraft, sodaß ihm die Kompagnie auf der Nase herumtanzte. Er hatte sie gut übernommen gehabt, bis sie von Besichtigung zu Besichtigung schlechter geworden war. Schließlich geschah es eines Tages, daß ihm ein Unteroffizier vor der Front den Gehorsam verweigerte. Der Mann entging seiner Strafe nicht, aber die Vorgesetzten erkannten, daß dieser Ungehorsam nur die Folge war der Handhabung des Dienstes, wie sie bei Hauptmann von Geyers Kompagnie herrschte.

Kurz darauf wurde ihm die dienstliche Mitteilung gemacht, daß er jetzt schon auf eine spätere Beförderung zum Stabsoffizier nicht zu rechnen habe, und damit war sein Leben verpfuscht: zu etwas anderem schien er nicht brauchbar zu sein.

Die Mutter nahm den kleinen Sylvester und setzte ihn seinem Vater auf den Schoß. Das Kind reckte die Händchen und faßte nach dem blonden Vollbarte des Hauptmanns. Es begann die Haare zu zausen. Er aber hatte wieder einen seiner Momente, in denen er Mut und Thatkraft bekam. Er sah seinem Sohn lange in die Augen und sagte, als spräche er zu sich selbst:

— Seitdem wir einen Sohn haben, ist mein Dasein nicht mehr ganz leer. Was soll ein Hauptmann außer Diensten auf dieser Welt nützen? Aber nun sehe ich doch ein Ziel vor mir! Ich will an der Entwicklung und Erziehung unseres kleinen Sylvester arbeiten. Das ist nun mein Beruf.

Doch die ganze folgende Zeit war der Hauptmann

noch zur Unthätigkeit verurteilt, denn mit dem Kinde konnte er nur spielen, aber sich nicht ernstlich beschäftigen.

Der kleine Sylvester bekam Zahn um Zahn, lernte im Sommer kriechen auf einer Decke, die ihm die Mutter auf den Boden gelegt, und im Herbst sprach er ganz deutlich: Papa!

Zu Weihnachten hatte er bei der Bescherung schon sein kleines Tischchen für sich, wie die anderen Geschwister, die längst mit am Tisch essen durften, während er noch davon ausgeschlossen blieb. Er bekam einen Gummimann, der quietschte, wenn man ihn drückte und eine kleine Klapper.

Zu seinem Geburtstage aber, am 31. Dezember 1861, erhielt er einen silbernen Becher als Patengeschenk von Onkel Gottfried und Messer, Löffel und Gabel, gezeichnet S. v. G., vom Major. Diese Gegenstände durfte er im Februar, an dem Tage in Gebrauch nehmen, als er zum erstenmale mit bei Tisch erschien.

Fanny, die vier Jahre zählte, mußte ihm ihr kleines Stühlchen abgeben, denn neue wurden nicht angeschafft und zwei gab es blos. Die Schwester bekam dafür einen Stuhl mit zwei Kissen für den Anfang. Mariechen — schon sechs Jahre alt — überließ ihre Kissen der Jüngeren.

In diesem Winter that der kleine Sylvester die ersten Schritte an der Hand der Mutter. Als er zum erstenmal von einem Arm in den anderen durch die Stube gegangen war, schenkte ihm der Major ein kleines, bemaltes Holzpferdchen.

Das veranlaßte Onkel Gottfried zu sagen:

— Zum Zeichen dessen, daß der arme Sylvester niemals ein lebendiges besitzen wird!

Doch das Holzpferdchen ward des Kindes liebstes Spielzeug. Mit ihm, das mit der Zeit Schwanz und Ohren eingebüßt hatte und grau und schmutzig geworden war, konnte sich Sylvester stundenlang allein vergnügen.

Er war immer artig, immer zufrieden, wuchs und ward groß. Ganz dichtes Haar hatte er schon und seine blauen Augen schienen mit jedem Tage strahlender zu werden. Der Liebling aller war er geworden. Die drei kleinen Schwestern spielten mit dem Bruder. Ida ließ er sogar sein Pferdchen streicheln. Fanny kam jeden Abend vor dem Schlafengehen an sein Bettchen in dem alle älteren Geschwister der Reihe nach gelegen und küßte dem kleinen Sylvester die dicken Füßchen ab vor lauter Zärtlichkeit. Mariechen aber that schon Wachtdienste und mußte den Bruder beaufsichtigen, wenn Tante Gustel oder die Mutter einmal hinausgegangen waren, weil es im Haus oder in der Küche zu thun gab.

Aber der Knabe wollte nicht sprechen lernen. Er war schon zwei Jahr alt geworden und immer noch brachte er nicht viel mehr heraus als sein „Papa" und „Mama".

Das beunruhigte die Eltern.

Der Hauptmann gab sich alle erdenkliche Mühe mit Sylvester. Immerfort sprach er ihm Worte und Silben vor, ohne daß der Kleine den Versuch gemacht hätte sie zu wiederholen.

Tante Gustel kam plötzlich auf eine Vermutung:

— Wenn er nur nicht taubstumm ist!

Der Sicherheit halber wurden Versuche angestellt, obwohl man ja wußte daß Sylvester hörte. Als das Kind ganz ruhig in seinem Bettchen lag und am Daumen

lutschte, den Kopf der Wand zugedreht, öffnete die Mutter leise die Thür und schlich sich auf den Zehen heran.

Sie blieb stehen. Sylvester gab kleine Töne von sich:

— Gli . . . gli . . . gli . . .

Nun machte die Mutter ganz leise: „Pst"!

Er schwieg, aber auf das zweite „Pst" drehte er sich herum, erblickte die Mutter und gluckste förmlich vor Vergnügen.

Sie aber schloß ihn in die Arme und herzte und küßte ihn gerührt, während sie immerfort rief:

— Nicht wahr mein Kindli Du bist gesund! Du bist ja gesund! Du bleibst gesund.

Und ein paar Monate darauf, sprach Sylvester schon kleine Sätzchen.

4.

Nun begann der Hauptmann sich um seinen Sohn zu kümmern. Es gab immer eine Menge Buchstaben, die Sylvester nicht ganz richtig aussprach und Worte, die er verdrehte. Sein Vater verbesserte ihn jedesmal. Aber es dauerte lange bis der Kleine begriff.

Einmal war Onkel Gottfried dabei, wie der Vater den Sohn vorhatte. Es dauerte ein wenig lange und Sylvester wurde immer unaufmerksamer und zerstreuter. Endlich ging es gar nicht mehr, sodaß ihn der Hauptmann zu Bett schickte.

— Du übertreibst, Hanns! Das Wurm ist doch noch viel zu klein dazu! — warnte Onkel Gottfried. Doch

der Hauptmann ward böse und ereiferte sich. Ein Kind könne nicht zeitig genug ernstlich angefaßt werden, um etwas zu lernen.

Der Bruder blieb bei seiner Meinung:

— Es kommt ganz von selbst. Sylvester ist doch nicht bös. Er ist nur noch zu klein, um längere Zeit hindurch mit seinen kleinen Gedanken bei der Sache bleiben zu können. Schlechter Wille ist das nicht. Und paß mal auf, Du verprellst ihn womöglich noch ganz!

Da brauste der Hauptmann auf:

— Was verstehst Du denn von Kindern? Du hast doch keine?

— Ich mache mir einfach auch meine Gedanken darüber, wie über alles in der Welt.

— Na ich auch und da machen wir uns eben verschiedene Gedanken!

— Als Pate habe ich ein Recht, mich um Sylvester zu kümmern!

— Aber kein Recht, seinen Vater belehren zu wollen!

Onkel Gottfried zuckte die Achseln und schwieg. Die Geschäftigkeit seines Bruders, der jetzt nur noch den Kopf voll Erziehungspläne hatte, machte ihm Spaß. Nur fürchtete er, so möchte der Hauptmann sich dem Kinde unangenehm machen und es sich schließlich womöglich ganz entfremden.

Sehr bald trat das auch ein.

Sylvester war nun schon über vier Jahre alt und ein großer, starker Junge mit dicken Backen und langem Blondhaar. Sein Gesicht war nicht eigentlich hübsch, doch die mächtigen, blauen Augen gaben ihm einen lieben, herzigen Ausdruck. Bisher hatte er Kleider getragen —

die der Schwestern, aus denen jene herausgewachsen waren — nun sollte er zum ersten Male Hosen bekommen.

Das war für die Mutter und Tante Gustel ein großes Ereignis, und die beiden überlegten sich, zu welchem Tage es von statten gehen sollte. Am 7. Mai war des Hauptmanns Geburtstag. Um Ausgaben zu vermeiden, hatte er sich ausgemacht, daß er niemals mehr geschenkt erhalten sollte, als ein paar Handschuhe, die ihm seine Frau schon seit Jahren gab und die immer bis zum nächsten Geburtstage reichen mußten.

Die Mutter wollte nun ihren Mann überraschen und hatte sich ausgedacht, den kleinen Sylvester an diesem Tage zum erstenmal in Höschen erscheinen zu lassen.

Im Kinderzimmer wurde die Toilette gemacht, während der Major, Tante Clementine und Onkel Gottfried im Salon blieben, und sich mit dem Hauptmann unterhielten. Sie waren glückwünschen gekommen und er hatte sie mit seiner alten, freigebigen Ader sofort zu Tisch eingeladen, zum großen Schrecken der Mutter, die fürchtete, das Essen möchte nicht ausreichen.

Während sie in der Küche war, um noch schnell zu dem einen Gericht — Rindfleisch — das nach der Suppe auf den Tisch kam, als Vorspeise Rührei mit Schinken zu bestellen, mußte sich Tante Gustel ganz allein um Sylvester kümmern. Mariechen konnte ihr nicht helfen, da sie — die schon längst in die Schule ging — den beiden kleinen Schwestern ihre Geburtstagsgedichte überhörte.

Sylvester wollte sein Kleidchen anziehen, doch Tante Gustel steckte ihm ein Bein durch das Höschen. Aber der Knabe zog es sofort wieder zurück:

— Ich will nicht! — meinte er kurz und bündig.

Tante Gustel konnte nicht streng mit den Kindern sein, und nun gar über Sylvester hatte sie keine Gewalt. Sie schmeichelte ihm, doch er sah die Tante mißtrauisch an:

— Warum soll ich .... Tante ....?

Sie glaubte ihn dadurch überreden zu können, daß sie ihm erklärte, er müsse dem Vater zum Geburtstage das Gedicht aufsagen „Vom kleinen Fritz, der artig war", doch das hatte die gegenteilige Wirkung, denn Sylvester sträubte sich plötzlich ganz energisch, und als Tante Gustel ihn zwingen wollte, die Hose anzuziehen, strampelte er mit den Beinen, sodaß sie nicht zum Ziele kam und Mariechen zu Hilfe rufen mußte. Nun wurden ihm gewaltsam seine Hosen angezogen. Dann stellten sie ihn in die Ecke, und Tante Gustel sagte:

— Wenn Du dem Vater Dein Gedicht aufsagen willst, dann darfst Du kommen!

Sylvester regte sich nicht. Er weinte nicht, aber er war in seinem Eigensinn unbeweglich.

Die Mutter kam und fand den Kleinen in der Ecke stehen mit dem Gesicht nach der Wand. Sie ging zu ihm, kauerte sich neben ihren Sohn und begann ihn zu fragen, warum er denn sein Verschen nicht aufsagen wolle wie die anderen und warum er ein unartiges, böses Kind sei.

Sylvester blieb verstockt.

Die Mutter ahnte den Grund. Mit dem Gedicht „Vom kleinen Fritz, der artig war" hatte ihn der Hauptmann am Tage vorher fast eine Stunde gequält, damit es vor Onkel und Tanten gut gehen sollte. Das war über die Kraft des Kindes gegangen, nun fürchtete es

sich, einen Fehler zu machen und von neuem damit gepeinigt zu werden.

Nach einigem Zureden der Mutter wurde aber Sylvester gefügig, fiel ihr um den Hals und versprach, artig zu sein.

— Wenn Du kommst, ist es doch gleich etwas ganz anderes. Mir gehorcht er nicht! — sagte Tante Gustel halblaut, betrübt zu ihrer Schwester, und die Mutter nahm, im Innern ihres Herzens beglückt, das Söhnchen bei der Hand und führte es in den Salon.

„Ah“, riefen alle, als der kleine Sylvester erschien, in seinem Matrosenanzug mit großem Umlegekragen, den ihm die Mutter selbst geschnitten und genäht hatte.

Er als Jüngster sollte beginnen.

Die Mutter nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor den Hauptmann, der mit Tante Clementine auf dem Sofa saß:

— Nun, Sylvester, fang an!

Er guckte verlegen die alte Dame an, die heute eine besonders große Haube trug und ihm freundlich zunickte. Da lächelte er. Als ihm Onkel Gottfried nun hinter dem Rücken seines Bruders mit einer Händeverschränkung einen Hasen vormachte, lachte der kleine Kerl, statt sein Verschen zu sagen, gerade heraus.

Der Vater machte sofort ein ernstes Gesicht, und diese Miene ging augenblicklich auf Sylvester über. Da redete ihm die Mutter Mut ein mit leiser, einschmeichelnder Stimme:

— Komm mein Kleining, fang an. Ja. Bitte ... thu' es mir zu Liebe. Wie? ... Also ... willst Du? .. Sylvester sei lieb ... nun?

Sylvester schwieg. Die ernsten Züge des Vaters flößten ihm Angst ein. Gerade so sah er aus, wenn ein Wort falsch war oder er nicht weiter wußte. Plötzlich knurrte der Knabe, stieß mit dem kleinen Fuß auf den Boden und hielt sich den Arm vor das Gesicht. Der Hauptmann wurde böse:

— Sylvester, Du sollst gehorchen!

Wütend rief das Kind:

— Ich will aber nicht!

Da faßte es der Vater rauh beim Arm und in einer augenblicklichen Zornesaufwallung, ohne sich bemeistern zu können, wie früher vor seiner Kompagnie, schüttelte er den Kleinen, daß er laut und durchdringend schrie. Die Mutter wollte ihrem Manne in den Arm fallen, aber dieser befahl:

— Laß mich, Liesbeth. Ihr sollt nicht mit eurer Weibernachsicht dazwischen kommen. Der Junge muß gehorchen lernen! Das vor allen Dingen!

Dabei rüttelte er Sylvester noch einmal, sodaß er brüllte wie am Spieß, und die besorgte Mutter rief:

— Hanns, Hanns, um Gottes Willen, Du thust ihm Schaden!

Der Hauptmann stand auf und ließ das Kind los. Nun that ihm wieder sein Aufbrausen leid. Aber es war nun einmal geschehen und der Knabe schrie immer noch fort ganz ohne Grund.

Frau von Geyer waren Thränen in die Augen getreten. Sie umfing den kleinen Sylvester mit beiden Armen, als wollte sie ihn schützen vor seinem Vater, und der kleine Kerl, der nun noch mehr Angst bekam und sich wirklich einbildete, es sollte ihm etwas zu Leide geschehen, brüllte aus voller Lunge.

Der Major hatte mißbilligend zugesehen, nur als der Vater energisch geworden war, nickte er und nun sagte er ihm:

— Sehr richtig. Order parieren, vor allem. Es kann nichts schaden, wenn das bei Zeiten hineinkommt.

Die beiden Tanten waren außer sich. Die alte Dame stöhnte fortwährend:

— Ach Gott nee, ach Gott nee!

Und Tante Gustel, der immer das Herz mit der Vernunft durchging, rief jammernd:

— Das arme Kind!

Das ärgerte den Hauptmann, der doch ein wenig beschämt war, und er entgegnete nun seinerseits:

— Wenn ihr Frauensleute nur nicht immer auch noch hineinreden wolltet. Was soll denn nun das Kind denken, wenn es immerfort auch noch bedauert wird. Ich gebe zwar zu ... ich gebe zu ... hm .. ich bin wohl ein bißchen schroff gewesen. Aber ich habe nun einmal meine Grundsätze über Kindererziehung .. und ... und ...

Weiter konnte er nicht sprechen. Er war plötzlich weich geworden. Die Geburtstagsfeier, seine unglückliche Leidenschaftlichkeit, und die Gesichter der drei kleinen Mädchen, die ihre Gedichte ganz vergessen hatten, dazu die Thränen seiner Frau und das immer noch fortdauernde Brüllen des Knaben — alles das stimmte ihn mit einem Male so bewegt, daß auch ihm die Augen naß wurden. Er wollte seine Heftigkeit wieder gut machen und ging auf den kleinen Sylvester zu, um ihn zu streicheln. Doch sobald er sich dem Kinde näherte, fing es mit erneuter Kraft an zu schreien. Es wollte sich vom Vater durchaus nicht berühren lassen.

Eine Weile gab sich der Hauptmann Mühe, seinen Sohn wieder für sich zu gewinnen. Schließlich mußte er ihn der Mutter überlassen, da alles erfolglos blieb.

Emma trat ein und meldete, es sei angerichtet.

Die Scene mit dem Kinde mußte ein Ende haben. Noch einen letzten Versuch machte der Vater Sylvester wenigstens zu küssen ehe er fortgebracht wurde — denn die Kinder sollten nicht mit essen, weil auf den Besuch der Verwandten zu Tisch nicht gerechnet war. Sobald er sich dem Jungen näherte, verkroch er sich wieder hinter dem Rock der Mutter und fing von neuem an zu schreien.

Onkel Gottfried hatte kein Wort gesagt. Er machte im stillen seine Beobachtungen und summte ein Lied vor sich hin. —

Am Abend, als die Kinder schon zu Bett lagen, kam der Hauptmann noch einmal zu Sylvester, um ihm Gute-Nacht zu sagen. Der Knabe verkroch sich ganz scheu an die Wand. Und sie schieden ohne Kuß.

Tage lang hielt diese Stimmung an. Sie wurde mit der Zeit etwas besser, aber Sylvester behielt auf Wochen hinaus etwas wie Furcht vor dem Vater. Einsilbig ward das sonst muntere, lebhafte Kind in seiner Gegenwart. Es hatte sich ihm tief in die Seele gegraben, daß ihm an jenem Geburtstage der erste körperliche Schmerz bereitet worden war.

Der Hauptmann fand sich davon schmerzlich berührt, aber er sah ein, daß der Knabe in diesem Augenblick das Zutrauen zu ihm verloren hatte. Er wollte darum erst lange Zeit vergehen lassen, bis er die Erziehung von neuem übernähme. Etwa bis zum ersten Schulunterricht, den er beabsichtigte seinem Sohne zu erteilen. Und er über=

ließ seiner Frau die Sorge um das Kind mit den Worten:

— Ich sehe ein, daß ich etwas falsch gemacht habe. Ich scheine wirklich keine Anlage zu haben, zur Heranbildung der Menschen. Bei meiner Kompagnie ist es mir gesagt worden — obwohl es, das kann ich Dir bestimmt versichern, nicht an dem ist. Aber bei Sylvester scheint es wirklich der Fall zu sein. Darum will ich Dir alles überlassen. Sieh zu, wie Du mit ihm fertig wirst. Später werden wir ja sehen!

Die Mutter aber war glücklich darüber, denn nun erst schien es ihr, als sollte ihr der kleine Sylvester ganz gehören.

5.

Seitdem kümmerte sich der Hauptmann nur noch wenig um Sylvester, und überließ ihn fast ganz der Mutter. Er hatte eine neue Beschäftigung gefunden, die ihn ganz in Anspruch nahm. Onkel Gottfried hatte ihn darauf gebracht. Er begann Stoff zu sammeln, um eine Familiengeschichte zu schreiben.

Frau von Geyer war glücklich darüber, denn nun hörte wirklich dieses thatenlose, gelangweilte Umherirren auf, das sie so oft schon gequält hatte.

Sie widmete sich jetzt ihrem Sohn.

Wenn er schlief, betrachtete sie ihn oft lange und rückte sich einen Stuhl an sein Bettchen, um zu träumen. Sie malte sich dann seine Zukunft aus. Sie sann dar-

über nach, was er wohl werden könnte. Soldat nicht, darüber war sie sich auch klar. Er sollte nicht dasselbe traurige Schicksal erleiden wie ihr Mann. Davor mußte sie wenigstens ihr Kind bewahren. Dabei fielen ihr immer ein paar Äußerungen ihres Schwagers ein, der behauptet hatte: in der Familie Geyer müsse nun endlich die Fähigkeit erloschen sein, dem Könige gute Offiziere zu geben. „Die Rasse könne sich zwar verbessern“ und „geaicht werden“ auf irgend einen Beruf, wie sich Onkel Gottfried ausgedrückt hatte, aber wenn die Kraft einmal erschöpft sei, die für eine Thätigkeit in einer Familie gesteckt, dann müßten auch neue Bahnen eingeschlagen werden, um etwas zu leisten. Ihr Schwager schloß dann immer:

— Ein und derselbe Boden kann nicht hundert Jahre hindurch Weizen tragen, es müssen auch mal Kartoffeln zwischen durch gebaut werden.

Und die Mutter erinnerte sich, wie ihr Mann das zugegeben und gemeint:

— Der Feldmarschall von Geyer unter August dem Starken, das war wohl die beste militärische Leistung in unserer Familie!

Da hatte dann Onkel Gottfried spöttisch hinzugefügt:

— Ja . . . . und nach der Theorie der auf und absteigenden Begabungen in den Generationen haben wir unseren militärischen Höhepunkt schon eine gute Weile überschritten, denn August der Starke ist schon ne ganz tüchtige Ecke her!

Aber was sollte Sylvester werden?

Sie blickte ihren Sohn an, der friedlich in seinen Kissen lag und allerlei übertriebene Mutterhoffnungen umgaukelten sie. Immer kehrte der Gedanke bei ihr zu-

rück, daß der kleine Sylvester noch einmal zu etwas ganz besonderem in der Welt bestimmt sei. Warum sie das dachte, wußte sie nicht. Das Gefühl gab es ihr ein.

Manchmal machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie den Kleinen vor ihren anderen Kindern bevorzuge und sie fragte sich, ob sie nicht die Mädchen weniger lieb habe, als Sylvester. Doch sie fand keine Antwort darauf. Wenn sie es sich auch nicht ganz eingestand: er war doch schließlich der Sohn, den sie und ihr Mann sich beide so sehnlichst gewünscht hatten, der sie drei Mal hatte warten lassen. Und endlich war er der Jüngste — das Nesthäkchen, und das Kind, das ihr von allen die größten Schmerzen bereitet, als es in die Welt getreten.

Und der kleine Sylvester liebte seine Mutter, wie sie ihn. Nur von ihr wollte er sich zu Bett bringen lassen, nur sie durfte ihn an- und auskleiden. Wenn er einmal ein Hausmittel verordnet bekam, so steckte er beim Einnehmen seinen Eigensinn heraus, bis die Mutter kam ihn mit ein paar Worten nur überredete, so daß er lachend trank.

Tante Gustel mochte er auch gern, aber sie besaß nicht die geringste Macht über ihn. Die kleine Fanny, die nun schon acht Jahre zählte, ließ Sylvester ganz bei Seite liegen. Er sagte ihr Gute-Nacht und gab ihr einen Kuß morgens wenn er aufgestanden war, doch sonst kümmerte er sich nicht um sie, weil sie „zu alt" that. Mariechen, die älteste, die ihn immer bemuttern wollte, küßte er nur auf Befehl der Mutter. Sonst sah er in ihr geradezu seine Feindin, denn sie hinterbrachte es regelmäßig wenn, er irgend eine Dummheit begangen hatte.

Einmal war die Mutter mit Tante Gustel in die Stadt gegangen, um Besorgungen zu machen, und Sylvester sollte unter Mariechens Aufsicht bleiben. Die ältere Schwester war sich voll ihrer Würde bewußt und führte ein strenges Regiment. Fanny und Ida fügten sich auch vollkommen. Sie malten beide an ihren Schulaufgaben herum, während der kleine Sylvester, der noch nichts Ernstes zu thun hatte, mit seinem geliebten Holzpferdchen in der Stube herumtollte. Es war längst schon einmal aufgefrischt worden und hatte vor allem ein Brett mit Rollen unter die Füße bekommen, sodaß es auf dem Boden gezogen werden konnte.

Dazu schwang der Kleine seine Peitsche, die ihm Onkel Gottfried geschenkt, mit großem Geschrei, sodaß die Schwestern nicht arbeiten konnten.

Mariechen gebot in überlegenem Tone Ruhe. Sylvester lachte sie aus, zog sein Pferd weiter fort, schlug mit der Peitsche, weil sie nicht knallen wollte, auf die Möbel und rief so laut er konnte mit seinem spitzen Kinderstimmchen:

— Hüh! Hüh! Willst Du wohl! Komm! Hüh! Hüh!

Es wurde der Ältesten zu bunt und sie gebot nochmals Ruhe, mit der Drohung, Sylvester sonst sein Pferdchen wegnehmen zu wollen.

Da fing er an zu toben, zu kreischen, zu lärmen, zu schreien, daß auch Fanny und Ida auffuhren.

Mariechen erhob sich, ging auf Sylvester zu und griff nach seinem Holzpferde. Aber der Knabe wollte sich von seiner Schwester nichts gefallen lassen und rief trotzig:

— Mariechen! Du bist unartig! Laß mich!

Kein Sträuben half, sie nahm ihm sein Pferd. Da

überkam Sylvester eine grenzenlose Wut und Bitterkeit. Er faßte seine Peitsche mit zwei Händen, lief der Schwester nach und schlug sie.

— Ei! na! Das werde ich aber der Mutter sagen! Ei! na! — drohte Mariechen.

Sylvester holte ein zweites Mal aus. Er traf die Schwester ins Gesicht. Sie hielt sich das Auge zu und sagte kein Wort.

Der Knabe blieb stehen und sah nach ihr. Noch immer sprach sie nicht, sondern stöhnte nur leise.

Die anderen beiden Mädchen sprangen herzu, und Mariechen ließ sich auf einen Stuhl fallen, indem sie nun zu jammern begann:

— Mein Auge! Mein Auge! Es ist ins Auge gegangen!

Sofort begannen Fanny und Ida zu schreien. Fanny lief hinaus, um die Emma, das Dienstmädchen, zu holen, weil sie sich gar keinen Rat wußte. Auf dem Flur begegnete sie den Hauptmann, der in seinem Zimmer geblieben war, um ein paar Urkunden abzuschreiben, die mit der Familie Geyer in Verbindung standen und die er sich auf einen Tag von der Königlichen Bibliothek hatte entleihen dürfen.

— Was ist denn los, Fanny? — fragte er das kleine Mädchen erschrocken. Die Tochter heulte und es war nichts aus ihr herauszubekommen. So lief der Hauptmann denn ins Kinderzimmer.

Mariechen saß im Stuhl und hielt sich mit dem Taschentuch das linke Auge zu. Dabei rannen ihr die Thränen herunter und sie schrie was sie nur konnte. Die kleine Ida weinte mit, und Sylvester, der die Peitsche

hatte fallen lassen, stand trotzig weit davon in der entgegengesetzten Ecke.

— Was ist denn los, zum Donnerwetter noch mal? — fragte der Hauptmann von neuem indem er versuchte, seine Tochter zu trösten. Mit vieler Mühe brachte er Mariechen dahin, einen Augenblick das Taschentuch loszulassen, sodaß sich auf dem Augenlid ein leicht blutender Striemen zeigte. Dabei schrie die Verletzte:

— Mein Auge! Huhu! Mein Auge ist weg! Ich werde blind! Huhu! Ich sehe schon gar nichts mehr! O mein Auge!

Der Vater ahnte, was geschehen sei, weil Sylvester sich gegen die Wand drehte und abseits blieb! Und Mariechen klärte ihn schluchzend auf, daß der Bruder unartig gewesen und sie mit der Peitsche ins Auge geschlagen habe. Da stieg dem Hauptmann plötzlich wieder das Blut zu Kopf, er ward dunkelrot, zitterte und ergriff die kleine Peitsche, die noch am Boden lag, dann packte er Sylvester und schrie:

— Du nichtsnutziger Bengel, ist das wahr? Hast Du Mariechen ins Auge geschlagen?

Der Knabe sah den Vater trotzig an, ohne zu antworten. Auf die wiederholte Frage sagte er ganz fest:

— Ja, Vater. Mariechen hat mir mein Pferdchen genommen!

— Und dafür machst Du Deine Schwester blind fürs ganze Leben?

Dann nahm er die Peitsche und schlug auf das Kind ein. Er hatte es beim Arme gepackt und ließ den Stock — umgedreht — auf Sylvester niedersausen.

Fanny und Ida verkrochen sich voller Schrecken,

Mariechen schrie immer weiter, bis Emma eintrat. Erst dann hörte der Hauptmann mit seiner Züchtigung auf.

Sylvester hatte nicht einen Laut ausgestoßen, ohne einen Schmerzensschrei ließ er die Strafe über sich ergehen. Als sein Vater inne hielt, stand der kleine Kerl da mit zitternden Knieen und mit einer Lippe, die bebte, als ob ein Puls darin schlüge, und dicke Thränen stürzten ihm aus den großen, blauen Augen.

Der Ärger des Hauptmanns war verflogen, sein Zorn verraucht. Er warf die kleine Peitsche fort, deren Pfeife am unteren Stielende abgesprungen war, und ließ den Knaben los.

Sobald sich Sylvester frei sah, lief er was er konnte davon, bis an Mariechens Bett, das in der Ecke stand, warf sich zu Boden und kroch darunter. Im hintersten Winkel an der Wand verbarg er sich. Dann war alles ruhig.

Der Hauptmann achtete zuerst nicht darauf, sondern kümmerte sich um Mariechen, der die Emma schon mit einem nassen Taschentuche Umschläge machte. Die Verletzte schrie immer noch, obwohl auch das Mädchen festgestellt, daß sich am Auge selbst nichts befand und nur das Lid getroffen war. Auf Zureden des Vaters hatte Mariechen versucht, sich zu überzeugen, ob sie links noch sähe, indem ihr Emma das rechte Auge zuhielt. Sie beteuerte unter erneuten Thränen, es sei alles schwarz.

Da beschloß der Vater, lieber zum Arzt zu schicken und schimpfte:

— Als ob man nicht genug Ausgaben hätte, nun kosten einem die dummen Streiche der Range noch hundert Thaler Doktor und Apotheke!

Dann brachte er Mariechen in den Salon hinüber und legte sie dort auf ein Sofa. Die beiden anderen Schwestern gingen mit, sie trugen Waschbecken, Arnika — die Frau von Geyer immer im Hause hielt — und Tücher.

Um Sylvester kümmerte sich niemand.

Als die Mutter und Tante Gustel eine halbe Stunde später aus der Stadt zurückkamen, war der Arzt, der zufällig in der Nähe zu thun gehabt, schon dagewesen. Er hatte festgestellt, daß das Auge nicht gelitten, und hatte nur Umschläge bis zum Abend verordnet.

Die Mutter fragte sofort:

— Wo ist denn Sylvester?

Niemand wußte es. Man lief überall herum. Vergebens. Auch im Kinderzimmer schien er nicht zu sein. Die Mutter rief laut:

— Sylvester! Sylvester! So antworte doch! Wo bist Du denn?

Er war nicht zu finden, bis sich der Hauptmann erinnerte, daß er unter Mariechens Bett gekrochen. Dort lag richtig Sylvester, unbeweglich, trotz des Befehles des Vaters, hervorzukommen. Auch auf der Mutter Bitten und Tante Gustels Rufen rührte er sich nicht. Es blieb also nichts anderes übrig, als das Bett abzurücken, um ihn ans Tageslicht zu befördern, doch im Moment, als man die Bettstelle fortschob, kroch der Knabe auf allen Vieren unter das daranstoßende Bett Fannys. Das war schmäler und dort bekam ihn der Hauptmann endlich zu packen.

Sylvester stemmte sich mit Händen und Füßen an, und die Mutter mußte ihm die kleine Faust gewaltsam

lösen, mit der er sich an dem einen eisernen Fuß des Bettes festgehalten hatte.

— Thu' ihm nichts, Hanns, bitte, thue ihm nichts! — flehte sie, als der Knabe zum Vorschein kam. Doch der Hauptmann blieb ganz ruhig, er mußte sogar lachen, als er den Kleinen betrachtete, der von oben bis unten schmutzig war. Und statt Sylvester anzufahren oder zu strafen, sagte er nur:

— Ein Zeichen, wie gut reine gemacht wird!

Tante Gustel beeilte sich, zu antworten:

— Morgen ist Sonnabend, und wir haben zu wenig Leute, bei dem vielen, was zu thun ist im Hause!

Der Hauptmann brummte etwas von „mache ja gar keinen Vorwurf“ und verschwand in seinem Zimmer, um seine Arbeit an den Urkunden wieder aufzunehmen. Tante Gustel ging zu Mariechen, deren Augenumschläge sie übernommen hatte.

Die Mutter aber blieb mit Sylvester allein und nahm den Knaben in ihren Arm, der willenlos alles mit sich geschehen ließ. Während sie seinen Anzug ein wenig vom Staube reinigte und mit ihrem Taschentuch seine kleinen, schwarzen Händchen abwischte, blickte sie ihn an. Sie erschrak über den Ausdruck stiller Verbissenheit, des Leidens, des Trotzes, der Halsstarrigkeit in diesem Kindergesicht eines Fünfjährigen. Und sie sagte erschrocken:

— Was haben sie denn mit Dir gemacht, mein Liebling?

Das Kind blieb starr. Immer wieder redete ihm die Mutter zu — immer ohne Erfolg. Keine Miene verzog sich in dem Gesicht Sylvesters. Nun bat und flehte sie, ihr doch zu antworten. Er blieb stumm. Dann fing sie

kurze Zeit an, ernst zu werden und zu drohen, zu rügen. Aber sie bemerkte, daß dadurch nur der Trotz des Knaben wuchs. Schließlich schmeichelte sie, redete zu, liebkoste, strich die Wangen und das Haar, tätschelte die kleinen Hände, und da schien es ihr, als ob der starre Zug ein wenig nachzulassen begönne. Und immer setzte sie ihre Bemühungen fort, indem sie nicht abließ, das Kind mit lieben Worten zu trösten und ihm zuzureden, doch endlich wieder gut zu sein. Sylvester antwortete nicht. Da führte ihn die Mutter ans Fenster, daß das Licht so recht auf sein Gesicht fiel, setzte sich und nahm ihn ganz nahe zu sich in den Arm. Dann sprach sie weich:

— Liebst Du mich denn nicht, Kleining?

Er schwieg. Wieder fragte sie:

— Liebst Du mich nicht?

Er konnte sich noch nicht zur Antwort überwinden. Doch sie verlor nicht die Geduld und wiederholte ihm wohl hundertmal:

— Antworte doch! Bitte! Bitte! Ja?

Da druckste das Kind, als ob es sprechen wollte, und die Mutter ließ nicht nach:

— Antworte. Sei gut! Liebst Du nicht Deine Mutter?

Trotzig sagte da Sylvester:

— Aber ich will nicht, daß man mich schlägt!

Um die Gelegenheit, wo er weich zu werden schien, nicht vorübergehen zu lassen, schüttelte sie den Kopf und sprach:

— Ich habe Dich doch nicht geschlagen! Da kannst Du mirs doch sagen! Liebst Du mich denn nicht?

Einen Augenblick zögerte er noch, dann brachen ihm die langzurückgehaltenen Thränen aus den Augen und er fiel seiner Mutter um den Hals.

6.

Sylvester vergaß die körperliche Züchtigung durch den Vater lange Zeit nicht. In seiner Gegenwart behielt er nun vollends etwas Scheues. Nur zur Mutter hatte er volles Vertrauen und zu Onkel Gottfried. Doch dieser zeigte sich wenig bei seinem Bruder.

Die Stürme des Jahres 1866 hatten die Familie in zwei Lager gespalten und die ganze schwüle, politische Stimmung vorher sich geltend gemacht. Onkel Gottfried billigte nicht das Vorgehen Preußens, aber er hielt die Ereignisse für eine Notwendigkeit, um zu gesunderen Zuständen zu gelangen und als die preußischen Truppen am 13. Juni Dresden besetzten, wurde der Bruch zwischen den Brüdern vollkommen.

Der Hauptmann hatte ohne Berechtigung seinen Bruder des „Preußentums" geziehen und der Major sich ganz auf seine Seite gestellt. Onkel Gottfried lachte über diese Beschuldigung, aber die beiden ehemaligen Soldaten redeten sich gegenseitig dermaßen in die Wut hinein, daß Gottfried von Geyer es für geraten hielt, fern zu bleiben.

Zuerst, als die sächsischen Truppen nach Böhmen abmarschierten, hatte der Hauptmann die Absicht gehabt, sofort seine Kräfte zur Verfügung zu stellen und sich

zum Wiedereintritt zu melden. Aber die Ereignisse schritten so schnell vorwärts, daß ihm gar keine Zeit dazu geblieben wäre, auch wenn er wirklich Ernst gemacht hätte. Doch die militärische Vergangenheit war wieder erwacht.

Mit wachsender Teilnahme las er der Familie die Nachrichten vom Kriegsschauplatz vor. Der kleine Sylvester, dem die Mutter selbst Lesen und Schreiben lehrte, hörte zu in ihren Arm geschmiegt, wie der Vater die Namen nannte und auf der Karte verfolgend erklärte, wo dieses und jenes läge. Wenn dann irgend jemand genannt wurde, den der Hauptmann in seiner Offizierszeit gekannt hatte, ein Kamerad von damals, oder ein Vorgesetzter, oder auch nur die Bezeichnung eines Regiments, dann folgten lange, ausführliche Erklärungen über jenen Menschen, über seine Kenntnisse, seine Fehler, persönliche Erlebnisse mit ihm aus früherem Zusammensein.

Und einmal hatte sich des Hauptmanns altes Regiment, bei Königgrätz den Rückzug deckend, ganz besonders ausgezeichnet. Da jubelte der Vater laut auf, als sei all sein Groll vorüber und er noch Hauptmann wie einst vor seiner Kompagnie. Er reichte Sylvester die Zeitung hin und der Knabe mußte mit Hilfe der Mutter herausbuchstabieren:

— Vier—tes—In—fan—te—rie—re—gi—ment!

— Das ist mein altes Regiment! — erklärte stolz der Vater. Sylvester sah ihn groß an. Er, der nie von der Armee hatte sprechen hören, verband damit keinen bestimmten Begriff, und die Mutter erklärte ihm:

— Wo Vater Hauptmann gewesen ist, so viele Jahre!

Immer noch verstand das Kind nicht. Da fragte

der Hauptmann plötzlich nach seinen alten Uniformsachen und ruhte nicht eher, bis Tante Gustel Tschako, Schärpe und Säbel herbeigeholt hatte, die er früher getragen.

Neugierig gingen die Gegenstände von Hand zu Hand. Zuerst kamen die kleinen Mädchen an die Reihe zu betrachten, zum Schluß Sylvester. Er sah lange Zeit den Tschako an, dessen Beschläge die Mutter schnell noch mit einem Tuche etwas blank gerieben, dann spielte er mit den Quasten der Schärpe undnahm den Säbel in die Hand.

— Laß nicht fallen, Sylvester! — warnte die Mutter. Doch die kleinen Fäuste waren kräftig genug, die Waffe tragen zu können. Mariechen hatte einmal über das andere gerufen:

— Gott wie schön!

Und Fanny:

— Wie das glänzt!

Und die Jüngste, Ida, während sie in die Hände klatschte:

— Hat Papa das alles angehabt?

Nur Sylvester schwieg. Er legte die Stirn in ernste Falten und hielt noch immer den Säbel, dessen Spitze er auf dem Fußboden ruhen ließ. Er fand nicht gleich Worte, wenn ihm etwas neu war. Die anderen sahen den kleinen Mann lachend an, wie er mit der Waffe mitten in der Stube stand. Als Sylvester es merkte, ließ er die Klinge fallen, und ging scheu sich umsehend, verlegen auf die Mutter zu. Er fragte sie ganz leise ins Ohr:

— Warum hat Vater keinen Säbel mehr?

Sie antwortete, daß er das nicht fragen solle jetzt. Später würde sie es ihm erklären.

Am Nachmittage hing der Hauptmann seine alten Uniformstücke über dem Schreibtisch an der Wand auf, mit den Worten zur Mutter und zu Tante Gustel:

— Die Kinder sollen mal später nicht denken, ihr Vater brauche es zu verbergen, daß er Offizier gewesen ist. Es ist doch ganz hübsch so eine Erinnerung, denn schließlich bin ich doch gern Soldat gewesen und wenn ich nicht leider Vorgesetzte gehabt hätte, die mir ohne allen Grund nun mal das Genick brechen wollten, so hätte ich mit meiner Kompagnie meine Sache sicher ebenso gut gemacht wie ein anderer . . . . . oder vielmehr mit meinem Bataillon, denn ich müßte Major sein, wenn ich weiter gedient hätte . . . .

Sylvester war währenddessen im kleinen Garten, den sie am Hause hatten und spielte ganz allein. Mit den Schwestern mochte er nicht zusammen sein, denn deren Puppen fing er schon an zu verachten und sie wollten immer alles angeben und befehlen. Einen Jungen aber kannte er nicht, mit dem er sich hätte unterhalten können.

Er war überhaupt am liebsten allein und dabei langweilte er sich nicht. An der Gartenmauer befand sich eine Aufschüttung mit einer Laube, in der eine Bank stand. Das hieß „der Berg". Von dort aus konnte man auf die Ammonstraße sehen, und wenn man sich über die Mauer bog, sogar hinunter bis an den Plauenschen Schlag.

Der Berg war Sylvesters Lieblingsaufenthalt. Dort konnte er stundenlang bleiben, bis ihn die Mutter zum Essen rief oder zur Arbeit, das heißt um unter ihrer Anleitung zu schreiben und zu lesen und seit kurzem sogar ein wenig zu rechnen. Dort auf der Bank machte

er kleine Sandhaufen mit einer Holzform, und malte auf jeden Buchstaben nach dem Alphabet, bis er am Z angekommen war, worauf er unter großem Geschrei mit seiner Peitsche den Sand herabfegte.

Sein Holzpferdchen liebte er nicht mehr, seitdem er von Onkel Gottfried ein großes Wiegenpferd bekommen, auf dem er wirklich reiten konnte und eine neue Peitsche.

Wenn er auf seinem Pferde saß, und Wagen und Reiter kamen vorbei, oder gar einmal eine Schwadron aus der nahen Garde-Reiter-Kaserne in der Reitbahnstraße, dann war er glückselig, und wiegte sich, daß sein Holztier fast umkippte.

Dann träumte er, er sei ein Reitersmann und säße auf einem schönen, stolzen Renner. Sein Pferdchen wurde ihm dazu. Er saß dann ab, wischte es und bürstete ihm die spärliche Mähne mit einer alten Wichsbürste, die er der Emma weggenommen hatte und die er regelmäßig im Grase auf dem Berge versteckte, wenn er ins Haus zurückmußte. Und damit sein Roß nicht Hunger litte, rupfte er Grasbüschel aus, die er mit samt der Erde, die noch daran hing, dem Tier vors Maul hielt.

Geheimnisvoll erzählte er dann abends der Mutter beim Schlafengehen, sein Pferd habe schlecht oder gut gefressen. Das hatte er dem Major abgelauscht, der sich jedesmal darnach zu erkundigen pflegte, wenn er kam.

Und wiederum einmal gestand er schüchtern der Mutter:

— Ich will Reiter werden, wie die blauen, die vorbeikommen!

Sie nickte und versprach Sylvester, daß er später zu

dem Regiment kommen sollte. Im stillen aber ward sie traurig darüber, denn sie wußte ja, daß ihrem Sohne diese Laufbahn verschlossen blieb, weil sie kein Geld hatten.

Die Geldsorge begann im Leben der Familie eine immer größere Rolle zu spielen. Ernstlich war erwogen worden, auf welche Art und Weise die Ausgaben beschränkt werden könnten, oder die Einnahmen gesteigert. Die Mutter hatte vorgeschlagen, eine andere Wohnung zu nehmen, die billiger gewesen wäre. Sie bewohnten nur den ersten Stock der Villa auf der Ammonstraße, der aus einer Küche, einer Mädchenkammer und sechs Zimmern bestand. Das waren: ein Salon, das Zimmer des Hauptmanns, das Eßzimmer, das sogenannte Kinderzimmer, in dem Tante Gustel mit den drei kleinen Mädchen schlief, das Schlafzimmer der Gatten und Sylvesters Zimmer, in dem er lernte, spielte und ruhte.

Der Hauptmann behauptete, es sei nicht möglich, mit weniger auszukommen, und so mußte es dabei sein Bewenden haben.

Die Mutter suchte am Wirtschaftsgelde zu sparen, doch das war an und für sich schon sehr knapp bemessen. Der Major und Tante Clementine kamen noch dazu öfters zu Tisch, während seit dem Feldzuge 1866 Onkel Gottfried nicht mehr erschien.

Die Mutter wünschte die Besuche der beiden alten Geschwister ihres Vaters — soweit sie zum Essen dablieben — eingeschränkt zu sehen, aber sie fand in dieser Idee bei ihrem Manne den entschiedensten Widerstand:

— Das geht einfach nicht, Liesbeth — wir haben doch auch gewisse Verpflichtungen, und nebenbei — ich

kann das wohl sagen, ohne pietätlos zu sein — wir beerben sie doch mal, und dann können wir uns immerhin schadlos halten für die paar Thaler, die sie kosten. Essen müssen wir doch — na also — ich meine, da werden wohl ohne Not noch zwei mehr mit satt werden.

Das betraf aber nicht nur den Major und Tante Clementine, sondern auch andere Gäste hier und da, denn seitdem der Hauptmann sich mehr und mehr mit seinem Geschick auszusöhnen begonnen, hatte er angefangen, wie es gerade der Zufall gab, auch seine alten Regimentskameraden wiederzusehen.

Das vierte Infanterieregiment stand in der Provinz, und gerade deshalb kamen die Offiziere öfters einmal nach Dresden, wenn sie Urlaub hatten, oder ab und zu wurde auch wohl einer versetzt zu einem der Dresdener Regimenter, oder endlich, nahm den Abschied und zog sich nach Neustadt jenseits oder Blasewitz diesseits der Elbe zurück. Die traf dann der Hauptmann wohl einmal zufällig auf der Straße und die Begegnung endete mit einer Einladung.

Die Mutter erschrak, sobald ein neuer Gast erschien, aber sie fing an, sich vor den Auseinandersetzungen zu fürchten, die sie bei einer Ermahnung mit ihrem Manne hatte. Und da sie sah, daß ihre leisen Vorstellungen nichts fruchteten, so schwieg sie endlich völlig.

Mariechen, Fanny und Ida gingen längst in die Schule, was wiederum eine Menge Kosten verursachte, und nun kam endlich der Zeitpunkt, wo daran gedacht werden mußte, Sylvester den Schwestern folgen zu lassen, denn der Knabe begann dem Unterricht der Mutter zu entwachsen.

Als es Frau von Geyer ihrem Manne sagte, brauste er auf:

— Nun soll ich auch noch Schulgeld bezahlen? Und die Bücher! Es ist unglaublich, was die Würmer alles kosten. Jeden Monat verbraucht Sylvester ein Paar Stiefel, alle acht Tage stößt er sich an den Knieen die Hosen durch! Es ist unglaublich!

Bescheiden antwortete die Mutter:

— Hanns, unser kleiner Sylvester trägt Messingkappen seit langem, so häßlich es auch ist, und die Hosen flicke ich ihm ganz allein. Ich will ja gern alles thun, nur habe ich selbst nicht genug gelernt, um ihn weiter zu unterrichten.

Der Hauptmann entschuldigte sich, daß er nicht den Unterricht übernehmen könne, weil er nicht dazu veranlagt sei, und außerdem fürchte, heftig zu werden. Vor allem aber würde es ihm zu viel Zeit fortnehmen von seiner Arbeit an der Familiengeschichte.

Frau von Geyer konnte sich eines verstohlenen Lächelns nicht erwehren, denn sie wußte genau, daß ihr Mann seit Monaten keine Zeile mehr geschrieben hatte, sondern nur noch Chroniken las, unter dem Vorwande, Material zu sammeln. Aber sie wußte ebenso, daß er selbst fest daran glaubte, er habe sehr viel zu thun.

So war es denn entschieden: Sylvester sollte zu Ostern in die Schule kommen. Auf seinem Berg, wo er eben mit Pferd, Peitsche und Sandhaufen spielte, besuchte ihn die Mutter, ihm das große Ereignis mitzuteilen. Er lief ihr schon von weitem entgegen, weil er glaubte, sie wolle ihn zur Rechenstunde holen, und war ganz erstaunt, als sie ihn bei der Hand nahm und ihn zur Bank auf den Berg führte.

— Ich habe Dir was zu sagen, Sylvester!

Dabei wischte sie ihm seinen abgetragenen Anzug ab mit den großen Flicken auf den Knieen, die ganz voll Sand waren, weil er gekniet hatte, um Häufchen zu machen. Sylvester sah sie erstaunt an und die Mutter fuhr fort:

— Du bist nun groß genug. Du sollst zu Ostern in die Schule kommen!

Der Knabe schwieg, und als sie es ihm wiederholte, blickte er sie mit den blauen Augen ernst an und sagte:

— Ja, Mama.

Das war alles. Die Mutter schenkte ihm für heute die Rechenstunde und er spielte ruhig weiter, als sei nichts geschehen. Aber es ging ihm doch im Kopf herum, und er ließ sich von Ida nach dem Essen erzählen, wie es eigentlich in der Schule sei. Als die Schwester ihm ein wenig übertrieben berichtet, wie schwierig es wäre, wie man arbeiten müsse und sich anstrengen, antwortete er nur:

— Das ist in der Mädchenschule, aber ich gehe in die Jungenschule.

Und darauf malte er sich aus, mit seinem gewöhnlichen Hang zu träumen, wie es wohl dort sein würde. Eines machte ihm jetzt schon Sorge: der Ranzen. Die Schwestern besaßen Ledertaschen, die sie in der Hand trugen, und wie es Sylvesters Schicksal als Jüngster einmal war, sollte die eine abgebrauchte Tasche auf ihn vererbt werden.

Das wollte er nicht! Sein Ehrgeiz ging nach einem Ranzen mit Fell überzogen und mit zwei Riemen, über der Schulter zu tragen. So hatte er es bei den Jungen gesehen, die an der Ammonstraße vorbeikamen, und so mußte er es auch haben.

Doch die Mutter mochte nichts davon hören, weil sie möglichst sparen wollte, damit ihr Liebling in anderen Dingen nicht Not litte. Aber Sylvester quälte und quälte bis sie weich ward. Sie dachte daran, die anderen Knaben könnten ihn etwa hänseln wegen seiner schlechten Schultasche, und da kratzte sie das Geld zusammen, wo sie es vermochte, versagte sich einen neuen Bezug ihres Regenschirms und legte zum Geburtstage einen schönen, neuen Ranzen auf den Tisch Sylvesters.

7.

Endlich war der Tag gekommen, an dem Sylvester in die Schule gehen sollte. Sein Vater hatte ihn auf dem Progymnasium des Professors Heilmann angemeldet. Es lag auf der Waisenhausstraße, nicht allzu entfernt für den Knaben, sodaß der Schulweg höchstens eine Viertelstunde betrug.

Das erste Mal brachte ihn der Hauptmann selbst hin. Auf dem Wege durch die Plauensche Gasse — es war bald acht Uhr morgens — begegneten ihnen eine Menge Knaben mit Schultaschen, Ranzen und Büchern, die, wie es schien, dem gleichen Ziele zustrebten. Der Vater führte Sylvester an der Hand. Er trug den neuen Ranzen, das Geburtstagsgeschenk der Mutter, stolz auf dem Rücken, dazu einen Anzug, den er erst vor vierzehn Tagen bekommen, und eine Matrosenmütze mit langen Bändern

Eigentlich wollte die Mutter selbst ihren Liebling geleiten, doch der Hauptmann hatte ihr vorgestellt, daß sie

ihn dadurch nur als Muttersöhnchen seinen Mitschülern gegenüber lächerlich machen würde, und mit schwerem Herzen hatte sie von Sylvester Abschied genommen, als gälte es einer langen Trennung.

Kurz vor der Schule ließ der Hauptmann seinen Sohn los:

— Ich bringe Dich nur noch die Treppe hinauf, Sylvester, bis an die Klasse. Merke Dir gut den Namen: **IB.** Nach **IB** bist Du gekommen!

Sylvester hatte auf dem ganzen Wege kein Wort gesprochen, auch jetzt nickte er nur.

Das Gebäude war groß, grau gestrichen und sah wie eine Kaserne aus. Die mächtigen Flügelthüren der Thoreinfahrt standen offen und der Portier, ein langer Bärtiger mit dunkelblauer Mütze und Bewegungen wie ein Schloßkastellan, lehnte am Eingang.

— Wo ist **IB?** — fragte der Hauptmann.

Der Bärtige antwortete im höflichsten Sächsisch, das fast lächerlich bei seinem martialischen Äußern klang:

— Sie meenen wahrscheinlich Progimnasium. **IB** Hintergebeite. Eene Treppe, mei bester Herre!

Sie schritten durch den Thorweg. Ein geräumiger Hof lag vor ihnen, von allen Seiten mit Ziegelmauern umgeben und mit festgetretener Erde bedeckt. Das Hintergebäude war sofort zu erkennen: ein Anbau, nur ein Stock hoch. Ihm gegenüber befanden sich die Turngeräte: Reck, Barren, ein Klettergerüst mit Leitern und Stangen.

Sylvester verlangsamte den Schritt. Er sah alles mit großen, erstaunten Augen an. In diesem Augenblick erklang eine Glocke hell und lange. Der Hauptmann

blickte nach seiner Uhr und entdeckte zugleich an der Hauptfront des Hintergebäudes ein Zifferblatt, das fünf Minuten vor acht Uhr wies. Er zeigte es seinem Sohn:

— Siehst Du da . . . da kannst Du immer sehen, ob Du pünktlich bist. Also merke Dir . . . wie es scheint, wird schon fünf Minuten vor Beginn einmal geläutet . . . .

Sylvester nickte bedächtig und träumerisch. Dann gingen sie über den Hof, in dem schon eine Anzahl Knaben sich haschend, schreiend herumtollten oder an den Turngeräten beschäftigt waren, und stiegen die Treppe hinan Der Weg war nicht zu verfehlen, denn in übersichtlicher Weise fand sich überall angeschlagen:



Endlich standen sie vor dem Klassenzimmer. Auf dem Gang, der dahin führte und der halb dunkel war, nur durch die Milchglasscheiben der Thür Licht empfangend, fanden sich Haken an der Wand angebracht, für die Kleider. Der Hauptmann nahm Sylvester die Mütze ab und hing sie dort auf, dann sagte er:

— So, nun geh hinein ins Zimmer. Du wirst schon irgendwo einen Platz finden. Setze Dich und warte ruhig ab, bis der Herr Lehrer kommt. Du brauchst mit niemand zu sprechen. Nur wenn Dich einer anredet, dann antworte. Und nun gieb mir noch einen Kuß und dann Gott befohlen. Wenn die Schule aus ist, erwarte ich Dich vor dem Hause.

Der Vater beugte sich und küßte seinen Sohn auf die Wange. Dann ging er schnell den Korridor hinab und verschwand auf der Treppe.

Sylvester war allein. Zum erstenmal in seinem jungen Leben wirklich allein unter fremden Menschen. Er blickte dem Vater nach und klammerte sich an seinen Anblick solange er noch zu sehen gewesen war. Dann blieb er im Gange stehen und wagte nicht, sich zu bewegen. Neben ihm hingen hin und wieder ein paar Knaben ihre Mützen an die Haken oder die Ueberzieher, die sie trotz des lauen Frühjahrwetters trugen. Ein Paar kam vorüber Arm in Arm eingehängt, die Köpfe zueinander geneigt, um sich wahrscheinlich wichtige Erlebnisse aus den Osterferien zu erzählen. Sie lachten und tuschelten miteinander. Dann trat ein Knabe aus der Thür der Klasse, der ihn zu mustern schien, und in demselben Augenblick erhob sich Lärm auf der Treppe. Erregte Stimmen erklangen als ob zwei sich schimpften. Es wurde Sylvester unheimlich, und mit schnellem Entschluß ging er graden Wegs in das Schulzimmer, aus dem Lachen und Geschrei tönte. Der Raum war nicht sehr groß, sodaß ihn vier grüngestrichene Bänke mit Pulten davor, und ein sehr hohes Katheder, über dem eine schwarze Tafel hing, ausfüllten. Alle Bänke waren besetzt mit Knaben, etwa von der gleichen Größe und vom selben Alter wie Sylvester.

Da die anderen Jungen sich drängten und stießen und für ihn kein Platz übrig zu sein schien, blieb er in der Nähe der Thür stehen mit dem Ranzen auf dem Rücken.

Niemand achtete auf ihn und dennoch begann leise ein Gefühl der Furcht in Sylvester aufzusteigen. Es war ihm alles so fremd, daß er im ersten Augenblick den

Wunsch hatte, umzukehren, aber er schämte sich und fürchtete sich vor dem Empfang des Vaters zu Haus. Und plötzlich dachte er an die Mutter, die ihm noch vor dem Fortgehen gesagt hatte, er solle keine Angst haben, das ginge jedem anderen Jungen genau so, und er möchte nur immer glauben, daß die anderen noch viel mehr Angst hätten, wie er.

Da trat ein dicker Bengel zu ihm mit pausbäckigem Gesicht und großem, weißen Umschlagekragen, der ihm fast bis auf die Schultern reichte, und fragte:

— Wie heißt Du?

Der Ton war Sylvester so ungewohnt und unangenehm, daß er zuerst keine Antwort geben wollte, aber der Frager machte ein freundliches Gesicht und nahm ihn bei der Hand:

— Du mußt mir sagen. Ich muß es wissen. Ich bin ja der Klassenerste, weißt Du.

Sylvester antwortete bescheiden:

— Sylvester von Geyer.

Der Dicke nahm einen Zettel zur Hand und suchte:

— Geyer . . . Geyer . . . Geyer . . . da richtig . . . also hier . . hier her.

Dabei wies er ihm auf der untersten Bank, fast unter dem Katheder, einen Platz an. Die Knaben, die dort saßen, wollten nicht zurücken, aber der Dicke schaffte schnell Rat. Er ging auf einen langaufgeschossenen, mageren Jungen los, der fast wie zwölf Jahre aussah und sich dort niedergelassen hatte, wo Sylvester sitzen sollte:

— Hier kommt Geyer hin! Drücke Dich! — rief er dem Großen zu, und als dieser nicht augenblicklich weichen wollte, nahm der Dicke ein Buch, das auf der

Bank lag, und schlug es wie der Blitz dem anderen ein paarmal um die Ohren. Der Große war so verdutzt, daß er sich gar nicht wehrte, sondern augenblicklich den Platz räumte. Damit schien der Zwischenfall erledigt zu sein.

Sylvester sah mit dankbarem Blick den Klassenersten an, doch dieser war längst an einem anderen Fleck damit beschäftigt, Platz zu schaffen, wobei er auch sofort seinen Anordnungen handgreiflichen Nachdruck verlieh.

Als Sylvester sich eben gesetzt hatte, öffnete sich die Thür und ein kleiner Herr mit Brille und blondem Knebelbart trat ein: der Lehrer. Die Knaben erhoben sich bis auf Sylvester, der noch nicht wußte, was er zu thun hatte. Sein einziger Nachbar, denn er saß ganz unten auf der Bank am Fenster, stieß ihn an und sagte leise:

— Du mußt aufstehen!

Der Lehrer ging dem Katheder zu. Ein paar schwatzten noch und deshalb blieb der kleine Mann plötzlich halten, blitzte die Klasse durch seine Brillengläser an und schrie im höchsten Diskant:

— Ruhe, bitte ich mir aus!

Es hatte gewirkt und verschmitzt lächelnd setzte sich der Lehrer. Die Klasse folgte. Der Erste, der Dicke mit dem großen Umschlagekragen, überreichte das Namensverzeichnis, das der mit dem Knebelbart durchflog, während er dabei die Gesichter der Knaben vor ihm musterte. Zuletzt kam er zu Sylvester. Er sah ihn scharf an, daß Sylvester fürchtete, er habe etwas Unrechtes gethan und fragte den Ersten:

— Gabler! Das ist der Neue? Was?

— Ja, Herr Lehrer!

— Gut. Setzen!

Und der dicke Gabler begab sich in langsamstem Tempo auf seinen Platz. Der kleine Mann blickte ihm nach und rief durchdringend:

— Gabler! Schneller!

Nun setzte sich der Dicke in Trab, indem er dabei wie ein Elefant von einem Bein auf das andere fiel. Das war so komisch, daß die ganze Klasse zu lachen begann. Aber sobald die ersten den Mund verzogen, fuhr der Lehrer in die Höhe, warf wieder einen Blitzblick auf die Schüler und befahl:

— Ruhe!

Alles schwieg. Dann begann der Unterricht, nachdem der Lehrer noch eine längere Einleitungsrede gehalten, in der er gesagt, er erwarte von jedem seiner Schüler „Anspannung der Kräfte bis auf den letzten Blutstropfen". Dabei blitzte der kleine Mann wieder mit den Augen durch die Brillengläser, daß es Sylvester die Kehle zusammenschnürte vor Entsetzen, und seine Beklemmung wuchs, als ihn ganz am Schluß der Stunde — es war Deutsch — der Lehrer aufrief, um zu lesen.

Er besaß das vorgeschriebene Lesebuch noch nicht und so mußte er mit in seines Nachbars Buch einsehen, der Ohnesorge hieß, wie auf seinen Heften stand.

Sylvester las zuerst stockend und schlecht, weil er immer besorgte, der mit der Brille auf dem Katheder über ihm, möchte tadeln, da jener jedoch nickte, gewann er Mut und las so, wie er es bei der Mutter gelesen hätte, fließend und richtig. Schon wollte der Lehrer einen anderen aufrufen, als noch zum Schluß ein schweres Wort kam. Sylvester zögerte einen Augenblick und sofort

halfen ihm sein Nachbar Ohnesorge und zwei auf der Bank hinter ihm ein:

— Auf—er—stehungs—wor—te . . . .

Da schlug der kleine Lehrer mit der Faust aufs Katheder, daß sein Tintenfaß einen Satz machte, und schrie in der Fistel:

— Jungens, ich will euch nur gleich sagen: wer vorsagt — fliegt naus!

Dabei machte er eine Handbewegung nach der Thür, und im selben Moment klingelte es.

— Aufstehen! — rief der Lehrer. Wie ein Mann stand die Klasse, und mit einem drohenden Blick durch die Brille verließ der Kleine, dem Gabler öffnete, das Klassenzimmer.

Sylvester atmete auf. So hatte er sich die Schule doch nicht gedacht. Und der Knabe fühlte mit einemmal etwas wie Sehnsucht nach Haus. Er, der sonst immer starr und verbissen gewesen war, der bei der Züchtigung, als er seine Schwester geschlagen, nicht eine Thräne vergossen, von dem der Vater einmal gesagt, „der Junge hat kein Herz, der ist wie Stein“, er war nahe daran, zu weinen. Die vielen Knaben um ihn herum, die bedrückende Luft im Zimmer, die Art und Weise seines Klassenlehrers, das lastete mit einemmale auf seinem kleinen Herzen, daß er sich kaum zu helfen wußte, und er saß still und in sich gekehrt auf seinem Platze ohne sich zu rühren.

Die anderen liefen von einem zum anderen, unterhielten sich, schrieen, schwatzten, lachten durcheinander, daß es nicht wie zwanzig Schüler klang, sondern wie die doppelte Zahl. Ein paar hatten das Zimmer verlassen und waren in den Hof hinabgegangen. Sylvester konnte

von seinem Platz am Fenster aus sehen, wie sich für die kurze Freistunde unten der Hof mit Schülern gefüllt hatte.

Er freute sich, daß er dort nicht hinunterbrauchte. Sein Nachbar Ohnesorge riß ihn aus seinen Träumen:

— Du scheinst ja was zu können?

Sylvester verstand nicht:

— Warum?

Und der kleine Ohnesorge, der schmutzig und verwahrlost ausschaute, meinte lachend:

— Du bist Neuer! Du mußt mir vorsagen!

Sylvester erinnerte sich der Drohung des Lehrers:

— Nein, dann würde ich dem Herrn Lehrer nicht gehorchen.

Der Versucher sah ihn von der Seite an und erklärte: das werde schon gehen, ohne daß Brückner etwas davon bemerke. Man sage nicht Herr Lehrer, sondern Brückner, denn so hieße er. Und der dicke Gabler meinte überlegen:

— Du, Geyer, Brückner thut blos so, der ist sehr gut als „Spieß"!

Er sah Sylvesters erstauntes Gesicht und erklärte deshalb:

— Die Lehrer heißen Spieße; Du, Brückner ist der beste Spieß. Ihr kennt ihn noch nicht. Aber weißt Du, ich bin doch sitzen geblieben. Ich kenne ihn ....

Dann redeten noch ein paar andere Knaben Sylvester an, und alle nannten ihn Geyer. Das war ihm so ungewöhnt, daß er ihnen am liebsten gesagt hätte, er hieße Sylvester und nicht Geyer.

Die Pause dauerte sehr lange. In anderen Klassen schien die Stunde längst wieder begonnen zu haben.

Endlich trat der Lehrer Brückner ein und gebot sein gewohntes:

— Ruhe!

In der höchsten Stimmlage sagte er darauf:

— Die nächsten beiden Stunden fallen aus .... Ruhe ..... der Stundenplan hat sich verschoben .... Ihr nehmt jetzt ganz ruhig Eure Bücher und geht nach Haus. Aber daß ich keinen Lärm auf dem Korridor höre. — Fort!

Trotz der Mahnung erhob sich zuerst ein Freudengeschrei, dann trat auf allgemeines „Pst" Ruhe ein und die Knaben gingen verhältnismäßig still ihrer Wege. Ganz zuletzt Sylvester, der lange Zeit gebraucht hatte, um sein Schreibpapier, Federn, Hefte, Bleistifte in den Ranzen zu packen. Blos Gabler war noch da. Er hatte als Erster noch zu thun gehabt. Als Sylvester seine Mütze vom Haken nahm, fragte ihn der Dicke:

— Wo wohnt Ihr?

— Ammonstraße einundsiebenzig — antwortete schüchtern Sylvester, und der andere entgegnete:

— Da haben wir fast denselben Weg! Du, Geyer! Ich muß auf die Chemnitzerstraße.

Und sie gingen zusammen, denn der Hauptmann kam erst in zwei Stunden, um Sylvester abzuholen. Gabler schwatzte die ganze Zeit. Er erzählte immerfort Schulgeschichten, von den Spießen, von den Mitschülern, vom Portier, von der besten Art, abzuschreiben, was er spicken nannte und meinte am Schluß:

— Du, Geyer, Du gefällst mir! Wir wollen gut zusammen sein!

Er brachte Sylvester, obgleich das einen Umweg für

ihn bedeutete, bis an das Geyersche Haus. Mit einem Lineal, das er in der Hand hielt, fuhr er dabei an den Gartenzäunen hin, daß es klapperte, warf ein paar Steine nach einer Katze und schüttelte alle Bäume an der Straße, zu sehen, ob Maikäfer darauf säßen. Am Thor sagten sie sich Lebewohl und Sylvester lief ins Haus, was er nur konnte. Der kleine Kerl hatte Herzklopfen vor Aufregung.

Die Mutter, die ihn kommen gesehen, öffnete ihm die Thür. Mit einem:

— Mein Gott, Sylvester! Schon da? — empfing sie ihn, und mit einem Kusse, als wären sie seit Jahren getrennt gewesen. Als dann Tante Gustel herbeigestürzt kam und fragte:

— Wie war es denn? — fand Sylvester keine Antwort. Er war zu voll noch von Eindrücken.

Bei Tisch, endlich wußte er etwas zu sagen. Er legte die Stirn in ernste Falten und sprach wichtig, mit einem tiefen Seufzer:

— Die Schule ist schwer, Mutter!

8.

Nach einiger Zeit ging Sylvester allein in seine Schule, als sei er es nie anders gewohnt gewesen. Zurück kam er fast immer mit dem dicken Gabler.

Als er den Eltern erzählte, mit wem er den Weg teilte, war die Mutter sehr zufrieden, weil er nun wenigstens Begleitung hatte. Der Hauptmann dagegen erkundigte sich nach Gablers Eltern:

— Es ist durchaus nicht einerlei, mit wem der Junge verkehrt. Die ersten Eindrücke im Leben sind die bleibenden, und ich möchte nicht, daß unser Kind schlechte Manieren annimmt, die dann nicht wieder auszurotten sind!

Und als er in Erfahrung brachte, daß Herr Gabler Besitzer war des großen Konfektionsgeschäftes „Gabler und Heinicke" am Altmarkt, war er zuerst nicht sehr erbaut. Er mochte Kaufleute nicht und dachte sich Herrn Gabler unwillkürlich hinter dem Ladentisch stehend, um Shirting zu verkaufen, die Elle zwei gute Groschen. Doch als er durch einen Zufall erfuhr, daß Herr Gabler im Kirchenvorstand der Annenparochie saß, war er schon milder gestimmt, und als ihm nun Konsistorialrat Danneberg, den er darum fragte, den Kaufmann als einen sehr gebildeten, vornehmdenkenden, liebenswürdigen Herren schilderte, mit großem Vermögen und streng konservativer Gesinnung, gab der Hauptmann den Verkehr zu.

Er gestattete sogar, daß Sylvester einmal Sonntags einer Einladung zu Gablers Folge leisten durfte.

Das war für den Knaben ein großes Ereignis. Sylvester wollte durchaus einen breiten Umschlagekragen dazu haben, wie ihn der dicke Gabler immer trug. Er fand das sehr schön, nur müsse er immer frisch sein. Die Mutter hatte große Mühe, es ihm auszureden, denn es hätte nur neue Wäsche erfordert, und als der Sohn ihr nun gar erzählte, auf Gablers schönen Kragen seien öfters Tintenflecke gekommen, war sie außer sich in dem Gedanken der fortwährenden Neuanschaffungen.

Sylvester sagte mit Nachdruck:

— Gabler bekommt immer einen neuen Kragen geschenkt, sobald einer schlecht ist!

Die Mutter antwortete:

— Ja, aber wir können das nicht. Das kostet zu viel Geld!

Er blickte sie fragend an:

— Zu viel Geld?

— Ja, Sylvester, wir haben nicht so viel Geld, Vater und ich, und wir müssen uns deshalb in acht nehmen mit solchen Ausgaben!

Immer noch begriff der Knabe nicht, bis die Mutter erklärte:

— Wir sind arm!

Sylvester sann nach. Armut hatte er noch nie von der Nähe erblickt, aber das Wort übte eine große Wirkung auf ihn aus, denn von armen Leuten hatte er nur immer mitleidig sprechen hören. „Arme Leute“ hieß die Familie, die — Frau und zwei Kinder — jeden Dienstag in die Küche kam, um sich ein paar Schnitten Brot und eine warme Suppe zu holen. Der „Verein zur Armenpflege“ schickte sie reihum, und die Mutter hatte sie für einen Wochentag übernommen.

Während Sylvester den neuen Anzug anlegte, den er zum Frühjahr bekommen, dachte er immer noch an das Wort der Mutter: „Wir sind arm!“

Der Hauptmann brachte ihn bis an die Villa Gabler auf der Chemnitzerstraße und empfahl ihm noch, ja recht bescheiden zu sein und zu zeigen, daß er eine gute Erziehung genossen. Sylvester stieg dann langsam allein die Stufen zum Parterre hinan. Aber da tönten Stimmen aus dem Garten. Der dicke Schulkamerad rief:

— Du, Geyer, wir sind im Garten. Komm runter.

Und er fand fast die halbe Klasse versammelt. Gab-

lers Eltern bewillkommneten ihn: eine kleine, hübsche, zarte Frau und ein kleiner, zierlicher Herr, sodaß man darnach des Sohnes zeitige Wohlbeleibtheit nicht begreifen konnte. Sylvester machte eine tiefe Verbeugung, wie sie ihm die Mutter gelehrt hatte, und strich sich das widerspenstige Blondhaar aus der Stirn, das immer nach vorn fiel, obwohl ihm heute mit vieler Mühe ein Scheitel gezogen worden und das Haar zur Feier des Tages mit Stangenpomade festgeklebt war.

Auf einem Gartentisch stand Kuchen und Chokolade. Die anderen Knaben waren beim Essen, und da sich nirgends Platz fand, nahm Frau Gabler Sylvester mit auf die Bank, auf der sie saß.

Er war verlegen. Das Ungewohnte bedrückte ihn, denn er kannte nicht den Verkehr mit fremden Erwachsenen. Als Frau Gabler ihn fragte, wie es seinen Eltern ginge, fühlte er, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, immer und immer stärker, und endlich stammelte er, purpurn geworden:

— Mutter und Vater gehts gut ....

Seine Wirtin erkundigte sich weiter, wo sie wohnten, ob sie auch einen Garten hätten zum Spielen, ob er noch Geschwister besäße, und allmählich verschwand seine Verlegenheit und es schien ihm, als ob ihm diese liebe Frau doch gar nicht mehr so fremd wäre. Ja, als die anderen, unter des Dicken Anführung zum Spielen sich im Garten verstreut hatten, war er ganz allein noch mit Frau Gabler sitzen geblieben, und hatte ihr zuthunlich alle Fragen beantwortet, die sie stellte. Schließlich begann er sogar in seiner kindlichen Weise von der Mutter zu erzählen, wie gut sie sei, wie sie ihn lieb habe, wie

sie für ihn sorge und daß er ihr alles sagen müßte, was ihm das Herz bedrücke.

Die zarte Frau neben ihm sprach mit betrübtem Ausdruck:

— Das ist schön, wenn ein Sohn so seiner Mutter alles erzählt! Du bist ein lieber Junge! Alle thun das nicht! Du guter Junge!

Dabei strich sie ihm die Wange ganz leise und weich mit dem Rücken der Hand. Da überrieselte Sylvester ein unnennbar, wohliges Gefühl, er sah glücklich die Mutter seines Schulkameraden an, dankbar, selig und in diesem Augenblicke ward er sich erst mit einem Schlage vollkommen bewußt, was er an seiner Mutter besaß, und es ward ihm plötzlich klar, daß Tante Gustel, der Vater, Mariechen, Fanny, Ida eigentlich nichts für ihn bedeuteten und nur die Mutter alles für ihn war, so lange er denken konnte. Da sagte er freudestrahlend:

— Mutter ... ach Mutter ... ich habe meine Mutter so lieb!

Es kam fast komisch heraus, unbeholfen und seltsam, aber die Frau neben ihm verstand den Knaben und sprach wie im Traum:

— Ich möchte sie wohl kennen lernen, Deine Mutter!

Dabei stand sie auf, und nun bemerkte Sylvester erst, daß sie sich auf einen Stock stützte und lahm ging. Da tönten Stimmen aus dem hinteren Teil des Gartens:

— Geyer! Wo steckst Du denn! Geyer! Geyer!

Frau Gabler sagte freundlich:

— So nun geh zu den anderen spielen!

Der Bann war gebrochen. Sylvester war wieder

verlegen geworden. Er errötete plötzlich von neuem und rannte spornstreichs davon.

Hinten auf dem Rasen, der mit Obstbäumen bestanden, war das Spiel schon in vollem Gange. „Kämmerchen vermieten“ wurde gespielt, „Dreh Dich nicht um, der Plumpsack geht rum“ und „Haschen“. Sylvester, der die Spiele noch nicht kannte, blieb zurück gegen die Geschicklichkeit der anderen. Der dicke Gabler that sich vor allem hervor und als Sylvester ein Gesicht machte, das ein wenig Ängstlichkeit und Enttäuschung verriet, fragte ihn sein Schulfreund:

— Du Geyer! Du langweilst Dich wohl? Na warte, wir werden gleich Topfschlagen machen, das ist hübsch, paß mal auf!

Ein leerer Topf wurde umgestülpt auf den Rasen gelegt, dann einem der Knaben die Augen verbunden, der nun mit einem Spazierstocke in der Hand aufs geradewohl zuschlagen mußte. Ging der Schlag daneben, so kam der Nächste an die Reihe, traf er jedoch den Topf, so gehörte ihm der Gegenstand, der darunter versteckt worden war. Auf einem Tisch hatte Herr Gabler die Gewinne ausgelegt: lauter Kleinigkeiten, Bonbons, Bildchen, Bleistifte, Federhalter und dergleichen.

Das erste Mal, als Sylvester die Augen verbunden wurden, konnte er unter der Binde hindurch sehen. Er sagte es und das Taschentuch wurde fester umgelegt. Dabei hörte er, wie sein Klassennachbar Ohnesorge zu einem anderen sprach:

— Geyer ist dumm 's zu sagen!

Aber Sylvester wurde für seine Ehrlichkeit belohnt, traf den Topf und erhielt ein kleines Lederportemonnaie

mit zwei offenen Abteilungen und einer, die durch eine Vorrichtung noch besonders verschlossen werden konnte. Als er den Gewinn in Empfang nahm, war er überglücklich. Er reichte Herrn Gabler, der die Gegenstände selbst verteilte, freudestrahlend die Hand und machte einen tiefen Diener. Während dann das Spiel fortging, sprach er mit niemandem, sondern besah nur das Portemonnaie von allen Seiten, öffnete es und drehte es unausgesetzt zwischen den Fingern.

Die Gaben waren alle verteilt. Zuletzt kam der dicke Gabler, der bis dahin auf Befehl seines Vaters hatte zurückstehen müssen, an die Reihe. Es war kein Zweifel, daß er sehen konnte und er benutzte die Gelegenheit, um auf den Topf so mächtig dreinzuschlagen, daß der Boden krachend herausflog. Unter allgemeinem Freudengeschrei wurden dann die Scherben noch einzeln von den Knaben zertrümmert.

Sylvester beteiligte sich nicht dabei. Er stand abseits, glücklich im Besitz seines Gewinnes, in dessen Betrachtung er versunken war.

Dann gab es oben in der Villa ein kleines Abendessen. Nur die Kinder saßen zu Tisch und Sylvester kam sich, wenn er auch vor lauter Staunen kein Wort sprach, doch sehr stolz vor, zum ersten Mal in seinem Leben allein zu essen wie die Erwachsenen.

Ein Glas Wein war jedem Knaben gestattet. Sylvester trank niemals Wein, weil auf den Tisch zu Haus blos Bier zu kommen pflegte. Zu ganz feierlichen Gelegenheiten nur hatte er ein paar Schluck zu kosten erhalten. Jetzt nippte er an seinem Glase mit ernster Miene. Es schmeckte ihm nicht, aber er that mit, er

meinte, er müsse trinken, das gehöre einmal so dazu. Aber es machte ihm den Eindruck großer Feierlichkeit. Bis auf die Neige leerte er den Wein, der ihm ein ganz klein wenig zu Kopfe stieg, und seine Stimmung noch mehr hob.

Beim Abschied klopfte ihm das Herz laut. Er sah sich in dem schönen Zimmer um. Alles stand voll Möbel, an den Wänden hingen lauter Gemälde und die Decken schienen ihm so hoch, wie er es nie gesehen, viel höher als zu Haus. Er zeigte Frau Gabler mit strahlender Miene sein neues Portemonnaie und küßte ihr zum Dank die Hand, ehe sie es hindern konnte. So hatte es ihm die Mutter gelehrt, so mußte er es immer bei Tante Clementine thun.

Gablers Mutter wollte einen Scherz machen und sagte, auf seinen Gewinnst deutend:

— Sieh nur zu, daß immer recht viel Geld drin ist!

Sylvester hatte noch nie einen Groschen in die Hand bekommen. Er erinnerte sich plötzlich des Wortes der Mutter, als er einen großen Umschlagekragen begehrt und sprach etwas altklug und ganz ernst:

— Wir sind so arm!

Frau Gabler war erstaunt und lächelte verlegen.

— Aber ...... aber .. wie so .. nein ....

Der Dicke, der sich zum Schluß noch mit einem seiner Gäste geprügelt hatte, aber Sieger geblieben war, brachte Sylvester bis ans Gartenthor und sagte ihm beim Scheiden, damit es das Dienstmädchen Emma hören sollte, die gekommen war zum Abholen:

— Du Geyer, wenn Dir mal eener was thut, sag' es mir. Ich bin stärker wie alle!

Dann ging Sylvester unter Emmas Regenschirm nach Haus, denn es fielen schwere Gewittertropfen. Er hielt sein Portemonnaie ängstlich in der Hand und erzählte gegen seine Gewohnheit dem Mädchen den ganzen Weg hindurch von den Herrlichkeiten dieses Tages.

9.

Seine Erlebnisse berichtete Sylvester genau den Eltern. Er war noch den nächsten Tag ganz benommen davon, und sagte nur immerfort:

— Es war so schön! Es war so schön!

Dann zeigte er ihnen das Portemonnaie, das er gewonnen, und es ging von Hand zu Hand. Auch die Schwestern mußten es besehen. Alle fanden es sehr hübsch und Sylvester freute sich darüber.

Der Hauptmann war an diesem Tage besonders guter Laune. Er hatte seinen ehemaligen Kommandeur wieder gesehen, der ihm — wahrscheinlich nur ihn zu trösten — mitgeteilt, seine Verabschiedung 1860 sei höchst wahrscheinlich nur dem Übelwollen des Brigadekommandeurs zuzuschreiben gewesen. Als der Vater nun Sylvesters Portemonnaie in der Hand hielt, zog er ein Fünfgroschenstück aus der Tasche und ließ es in die verschlossene Mittelabteilung gleiten, mit den Worten:

— Hier, Sylvester, hast Du Dein erstes Taschengeld. Jeden Monat wirst Du von jetzt ab fünf Groschen bekommen, davon mußt Du Dir in der Schule Federn und Bleistifte halten. Den Rest kannst Du dann

für Dich verwenden. Du sollst bei Zeiten lernen mit Geld umzugehen. Wenn es mir in meiner Jugend beigebracht worden wäre, so würden wir vielleicht besser daran sein!

Der Knabe war glückselig. Er wendete das abgegriffene Silberstück hin und her und steckte es jeden Augenblick in eine andere Abteilung des Portemonnaies. Endlich ging er zur Mutter und bat sie, ihm sein Geld zu wechseln, damit es mehr einzelne Stücke wären.

Sie holte aus ihrem Schreibtisch die Wirtschaftskasse hervor, in der sich niemals viel befand, weil Bäcker, Fleischer und „Kaufmanns"-Rechnung sie schon am ersten jeden Monats fast leerten und gab Sylvester fünf einzelne Groschenstücke, die er mit viel Hin- und Herüberlegen in seinem Portemonnaie verteilte. Dann nahm sie ihn bei Seite und drückte ihm noch einen Groschen in die Hand, wobei sie ihm sagte:

— Sylvesterchen, Kindli Du brauchst es aber nicht dem Vater zu sagen!

Er küßte die Mutter auf beide Wangen, dann lange auf den Mund und sprang singend davon.

In der Schule ging es ihm sehr gut, bei der Michaelisversetzung war er Zweiter geworden, worauf die Mutter nicht wenig stolz war. Sein Freund Gabler jedoch mußte, obwohl er das Pensum, der Klasse wiederholte, den Ersten abgeben. Aber auf dem dritten Platz vermochte er sich doch noch zu halten, sodaß Sylvester und er wenigstens nebeneinander saßen.

Der Klassenlehrer Brückner hatte die Eigentümlichkeit, sich die Namen der Schüler nur schwer einprägen zu können, und so kam es, daß er einmal Sylvester aufrufen

wollte — fast gegen Ende des Jahres — und ihn nur mit der Hand bezeichnen konnte:

— Du da — ja — Du — .. wie heißt Du doch?

Sylvester fuhr in die Höhe und antwortete zerstreut:

— Sylvester, Herr Lehrer!

Ein schallendes Gelächter erhob sich, zwar gebot der kleine Lehrer sein gewöhnliches:

— Ruhe! — Aber die Knaben fanden den Namen so komisch, daß Sylvesters Vorname seit dieser Zeit an ihm hängen blieb und er in der Klasse nie mehr anders als „Sylvester“ genannt wurde.

Das erlosch auch nicht, als er zu Ostern in die I A aufrückte und zwar sogar als Primus. Die Versetzung wurde den Schülern in der großen Aula durch den Direktor Professor Heilmann bekannt gegeben. Der dicke Gabler war dabei schon bis zum Achten gesunken. Sylvester brachte sein Zeugnis selbst mit nach Haus in einem verschlossenen Brief, mit der Adresse des Vaters. Die einzelnen Censuren kannte er nicht, nur seinen Platz in der Klasse. Schon auf dem Flur hatte er der Mutter in aller Eile zuflüstern können:

— Ich bin Erster!

Dem Hauptmann, der gerade am Schreibtisch saß und seine Abrechnung vorhatte, bei der ein Fehler im Zusammenzählen ihn nervös machte, sagte nur, als der Knabe ihm das Zeugnis übergab:

— Du siehst doch, daß ich beschäftigt bin!

Lautlos schlich Sylvester wieder hinaus. Aber seine gute Laune ließ er sich nicht verderben, sondern warf seinen Ranzen mit lautem Freudenschrei in die Ecke, sodaß die Schwestern, die unter Tante Gustels Aufsicht

stickten, ihn zur Ruhe verwiesen. Doch auch dadurch schwand seine Fröhlichkeit nicht, sondern er lief in den Garten hinab, in dem — da Ostern sehr spät gefallen war — schon der Frühling erwachte.

Ihm war so froh, so leicht zu Sinn. Er fühlte sich glücklich.

Die ersten, jungen Blätter an den Bäumen hatten sich aufgethan, schon fingen hier und da Blumenknospen an sich zu erschließen. Ein Duft von Werden, von Blühen durchzog den kleinen Garten, und auf Sylvesters Berg schien schräg über das Dach des Hauses, hell und freundlich die Sonne. Er setzte sich in den warmen Strahlen auf die Bank und dachte daran, daß er doch nun Erster in der Klasse geworden war. Das schien ihm das höchst begehrenswerte, das beste, was er erlangen konnte.

In seinem Kinderherzen war nur Sonne.

Lange Zeit blieb er auf dem Berg sitzen. Er freute sich, daß er im nächsten Jahre die Hefte der anderen einsammeln und für die Klasse mit dem Lehrer verkehren würde. Und in dem Gedanken fühlte er sich gehoben, zuversichtlicher, kräftiger, fast übermütig. Er lachte und sang manchmal laut auf in seiner Freude über die glücklichen Ferien, die mit dem heutigen Tage begonnen hatten.

Da tönte die Stimme des Vaters durch den Garten:

— Sylvester! Sylvester!

Und zugleich kam Mariechen aus dem Haus. Sie, die nun schon vierzehn Jahre zählte, groß und sehr entwickelt war, liebte es noch mehr als früher, die Geschwister zu bemuttern. Dem Bruder rief sie in befehlendem Tone entgegen:

— Sylvester, Du sollst augenblicklich zu Papa heraufkommen. Aber augenblicklich!

Das ärgerte den Knaben, und da sie ihn noch nicht gesehen hatte, schlich er sich leise durch die dichten Büsche, an einzelnen Stellen auf allen Vieren an der Gartenmauer hin. Unbemerkt gelang es Sylvester, hinter dem Rücken der Schwester ins Haus zu kommen, aber als er um die Ecke huschte, blieb er plötzlich mit der Hose an einem vorstehenden Nagel des Weinspalieres hängen und riß sich ein großes Dreieck glatt aus dem Stoff.

Er wußte, wie der Vater auf Schonung der Kleider hielt, und nun mußte er gerade in diesem Zustande zu ihm. Einen Augenblick dachte er daran, schnell in seine Stube zu huschen, um einen anderen Anzug anzuziehen. Die Mutter hätte ihn nicht verraten. Aber wiederum klang die Stimme des Hauptmanns:

— Sylvester, kommst Du nicht? Wo steckst Du denn?

Sylvester faßte Mut und trat in das Zimmer des Vaters. Der Hauptmann saß am Schreibtisch und hatte das Schulzeugnis in der Hand. Er nickte mit dem Kopfe, während er es noch einmal überflog. Neben ihm stand die Mutter und blickte ihm über die Schulter. Schüchtern und mit schlechtem Gewissen wegen der zerrissenen Hose näherte sich der Knabe, und sein Vater, der eben etwas Anerkennendes über die Censuren sagen wollte, bemerkte es sofort:

— Was ist denn das? Deine Hose ist ja wieder mal zerrissen? Wie hast Du denn das fertig gekriegt? Nun ist natürlich der ganze, neue Anzug wieder mal hin, denn da ist ja ordentlich ein Dreieck herausgefetzt. Du

scheinst Dir einzubilden, daß Du nur so immerfort jeden Tag neue Sachen bekommen kannst, aber das muß ich Dir ein für allemal sagen: wir sind keine Millionäre, die das Geld nur so zum Fenster hinausschmeißen können. Ich kann Dich nicht zeitig genug darauf aufmerksam machen, daß Du sparsam mit Deinen Sachen umgehen mußt......

In der Erregung, die den Hauptmann jedesmal befiel, sobald es sich um in Aussicht stehende Ausgaben handelte, vergaß er ganz das gute Zeugnis und fand kein Wort der Anerkennung für Sylvesters Leistungen. Das einzige, was er erwähnte, war eine Bemerkung des Klassenlehrers, unter den Censuren: ein Tropfen Wermut über alle die Einsen, die oben auf dem Papier prangten. Dem Lehrer, dem es wider die Natur ging, jemals ein uneingeschränktes Lob zu zollen, hatte geschrieben:

„Hat zwar als Erster versetzt werden können, wird sich aber im nächsten Jahre sehr zusammen nehmen müssen, um seinen Platz zu behaupten."

Brückner.

Und der Hauptmann sagte:

— Siehst Du, Sylvester, in diesen Worten drückt sich wahrscheinlich, das, ich möchte sagen, Unzuverlässige in Deinem Wesen aus, wodurch solche Geschichten passieren, daß Du ohne irgend welchen Grund einen Anzug verdirbst, der schweres Geld gekostet hat.

Damit war Sylvester entlassen. Die Mutter sandte ihm noch einen bittenden, liebevollen Blick nach, der ihn ermahnen sollte, ja nicht die Worte des Vaters zu traurig hinzunehmen, aber der Knabe sah es nicht mehr. Mit

unendlicher Bitterkeit in seinem kleinen Herzen und mit einem Gefühl, als sollte er weinen, schlich er sich in sein Zimmer und schob den Riegel vor.

Aber er fand keine Thränen. Lange saß er am Tisch und grübelte über die Worte des Vaters. Sein Erfolg in der Klasse, über den er sich doch gefreut, erschien ihm nun plötzlich so vollkommen gleichgültig, daß er allmählich, je länger er darüber sann, desto unmutiger, verbissener ward. Über sein Verhältnis zum Vater hatte er noch niemals nachgedacht. Er sah in ihm nur die Gewalt, die von Anfang an über ihn gesetzt gewesen, die er immer gefühlt, die es geben mußte. Mit einem Male nun schmerzte ihn die fehlende Anerkennung so, daß er begann, den Maßstab der Kritik anzulegen. Für einen Augenblick war es ihm, als müsse er den Vater hassen. Dann schämte er sich dieses Gefühls, daß ihm als Sünde erschien, und mahnend erinnerte er sich des Gebotes: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren", das er so oft in der Schule hergesagt hatte.

Gegen seinen Vater behielt er nun keinen Groll mehr, aber er redete sich ein, die Schule sei ihm jetzt ganz gleichgültig. Er nahm sich vor, im nächsten Jahre überhaupt sich keine Mühe mehr geben zu wollen. „Es nützt ja doch nichts", wie er im Trotz zu sich sprach. Während er noch eingeschlossen war, kam die Mutter zu ihm. Sie pochte vergebens. Endlich öffnete er.

— Warum riegelst Du denn zu, Sylvester? — sagte sie bekümmert.

Er antwortete nicht, sodaß die Mutter ein zweites Mal fragte, und da fiel er ihr plötzlich um den Hals und gestand ihr trotzig:

— Mir ist alles egal, Mutter! Alles egal!

Sie war erstaunt. Sie verstand ihren Liebling nicht. Dieser Ausbruch schreckte sie ein wenig. Darum nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in den Garten auf seinen geliebten Berg. Dort fragte sie ihn mit weicher, teilnehmender Stimme nach seinen Censuren, sagte ihm, wie stolz sie auf die vielen Einsen sei, die er mit nach Hause gebracht, wie es ihrem Mutterherzen wohlgethan, daß ihr kleiner Sylvester als Erster versetzt worden wäre. Dazu küßte sie ihn und strich ihm das dichte, blonde Haar.

Als sie am dritten Finger und am Daumen der rechten Hand Tintenreste vom Schreiben in der Schule gewahrte, nahm sie ihr Taschentuch, benetzte es mit der Zunge und versuchte die Flecken durch Reiben zu entfernen. Sylvester, der sonst leicht ungebärdig wurde, hielt ganz still.

Dann holte die Mutter aus der Tasche Nadel und Zwirn, und hieß den Sohn ruhig vor sich stehen bleiben, ihm das Loch an der Hose zu flicken. Die Zeichnung des Stoffes verdeckte so gut den Riß, daß man, als sie ihr Werk vollendet hatte, die Stelle nicht mehr sah. Da ergriff sie Sylvesters Hand und führte ihn hinauf zum Vater.

Der Hauptmann wollte zuerst wegen der Störung ein böses Gesicht machen, denn er arbeitete an der Familiengeschichte, aber die Mutter ließ es gar nicht dazu kommen, sondern zeigte ihm lachend den Sohn:

— Sieht man noch irgend etwas? Welches Bein ist es, Hanns?

Er ging auf den Scherz ein, riet und traf richtig das falsche. Und darüber lachten sie alle, auch Sylvester.

Nun ward Tante Gustel gerufen, und auch sie vermochte die Naht nicht herauszufinden. Mariechen und Fanny rieten gleichfalls nicht richtig, und erst die kleine, elfjährige Ida bezeichnete die Stelle, aber nur durch Zufall. Dafür gab sie dem Bruder einen Kuß, damit er nicht böse sein sollte.

Da nahm plötzlich der Hauptmann Sylvesters Censuren vom Schreibtisch und las sie Tante Gustel sowie den drei kleinen Mädchen mit lauter Stimme vor, indem er vor jeder Eins, um den Eindruck zu verstärken, eine Pause machte. Über das einzige „b“ im Rechnen ging er flüchtig weg und verschwieg die Schlußbemerkung des Klassenlehrers vollkommen. Dann sagte er in seiner gewöhnlichen, immer etwas weitschweifigen Art und Weise:

— Mit vollkommener Absicht habe ich euch allen Sylvesters erste Monatscensuren vorgelesen, um euch zu zeigen, daß euer Bruder ein braves Kerlchen ist, das uns noch, so Gott will, viele Freude machen wird. Du, Mariechen, sollst Dir etwas zu Nutze ziehen, daß Sylvester, wenn er auch der Jüngste ist, doch schon sein Teil leistet. Du, Fanny, magst sehen, wie Eltern sich über gute Censuren freuen. Vielleicht giebst Du Dir Mühe, daß Deine Censur das nächste Mal noch besser ist, obwohl ich damit nicht gesagt haben will, daß sie schlecht gewesen wäre .....

Darauf machte er eine Pause. Eigentlich wollte er Ida auch eine besondere Lehre geben, aber der Faden war ihm ausgegangen. Deshalb küßte er seine Kinder reihum und sie verließen das Zimmer, die Mädchen um ihre Puppen zu holen, Sylvester um seine Hefte und Schulbücher zu ordnen, auf die er in diesem Augenblick wieder besondere Wichtigkeit legte.

Am Abend vor dem Einschlafen kam die Mutter wie gewöhnlich an Sylvesters Bett, um ihm den Gutenachtkuß zu geben. Und dieses Mal brauchte der Knabe nicht wie sonst zum Beten ermahnt zu werden. Ganz von selbst sagte er zur Mutter:

— Ich will beten!

Dann faltete er die kleinen Finger, an denen immer noch Tintenspuren geblieben waren, und sagte langsam:

— „Ach lieber Gott ich bitte Dich
Ein gutes Kind laß werden mich.“

Das „Amen“ vergaß er wie jeden Abend. Die Mutter fügte einhelfend hinzu:

— Amen!

— Amen! — wiederholte Sylvester mit tiefem Seufzer.

10.

Dennoch blieb Sylvester nicht Erster im nächsten Jahre, denn ein Sitzengebliebener nahm den ersten Platz ein. Aber er machte sich nicht viel daraus, weil der neue Klassenlehrer nicht sehr angenehm und den Primus für jeden Lärm in der Klasse, für jede Unordnung zur Verantwortung zog.

Sylvester hatte nun wieder viel zu Hause zu erzählen: alles war neu und die I A besaß eine gewisse Bedeutung als oberste Klasse des Progymnasiums.

Gabler war noch immer Sylvesters bester Freund.

Er war sehr gewachsen und galt ohne Zweifel als „der Stärkste“. So hatte sich auch bisher niemand an Sylvester herangewagt, weil alle des Dicken Hülfe fürchteten. Als nun aber nach den Pfingstferien eines Tages Gabler fehlte, der sich beim Turnen den Fuß versprungen, wie er angegeben, der in Wirklichkeit jedoch von einem „feindlichen Kreuzschüler“ einen Stein an den Knöchel geworfen erhalten, da glaubte Ohnesorge die Zeit gekommen, mit Sylvester für allerlei Abrechnung zu halten.

Er fand vor allem, daß Sylvester ihm nicht oft genug die häuslichen Aufgaben während der Zwischenpausen zum spicken überließ.

In der Freistunde nach dem Religionsunterricht trat auf dem Hof bei den Turngeräten der noch immer schmutzig gekleidete und verwahrloste Ohnesorge an den Gegner heran:

— Du scheinst mir sehr „spießig“ zu sein!

Sylvester fragte warum, indem er furchtlos vor dem anderen stehen blieb. Dieser sagte:

— Gut, wenn Dus nicht bist, gieb mir die Rechenaufgaben für morgen zum spicken.

Da ärgerte sich Sylvester über die Drohung:

— Freiwillig ja, aber nicht, weil Du sagst, ich bin spießig.

— Du bists aber doch!

— Nimms zurück!

— Nein, ich nehms nicht zurück!

Eine Anzahl Klassengenossen hatten sich um die beiden gesammelt. Als Ohnesorge ein zweites Mal erklärte, es keinesfalls zurücknehmen zu wollen, trat Sylvester, wie er es bei den anderen Knaben gesehen, an ihn heran und

stieß ihn von der Seite leicht mit der Achsel. Sofort antwortete der andere auf die gleiche Art, jedoch etwas stärker. Und den dritten Stoß gab Sylvester, Schulter gegen Schulter, dieses Mal so stark, daß sein Gegner ins Wanken kam. Doch jener nahm einen Anlauf und rempelte nun Sylvester gegen eine der Kletterstangen.

Nun beherrschte sich Sylvester nicht länger: er stürzte sich auf Ohnesorge und packte ihn bei den Haaren. Der andere versuchte dasselbe, glitt jedoch ab und traf ins Gesicht. Dann faßten sie sich und rangen miteinander, während die rundumstehenden Knaben hetzten:

— Immer feste! Immer feste!

Und sofort bildeten sich zwei Parteien. Die meisten waren für Sylvester, was man an den Rufen:

— Sylvester feste! Nicht nachlassen! So ist's recht! Sylvester! Sylvester! — erkennen konnte. Aber eine Anzahl derer, die der dicke Gabler schlecht zu behandeln pflegte, stand doch auf Ohnesorges Seite.

Als die Knaben noch miteinander rangen, tönte plötzlich die Glocke. Keiner der Kämpfenden hörte etwas davon. Nur einige der Vernünftigeren riefen es ihnen zu und suchten sie zu trennen, aber:

— Nicht helfen! — klang wieder dazwischen.

Der Schulhof hatte sich schon fast geleert, nur ein paar standen noch da, dem Kampfe zuzusehen. In einzelnen Klassen im Hauptgebäude, war es schon still geworden: ein Zeichen, daß der Unterricht begonnen. Sylvester gewahrte es nicht. Er fühlte, daß er dem Gegner nicht gewachsen sei. Er wußte, daß er unterliegen mußte. Einen Vorteil nach dem anderen errang Ohnesorge. Die Püffe und Griffe des Feindes blieben gleich stark,

während er gewahrte, daß seine Hand zu erlahmen begann. Noch wehrte er sich, so gut er konnte, doch plötzlich fühlte er sich wie betäubt und fiel hin. Ohnesorge hatte ihn mit der Faust ins Gesicht geschlagen.

Sylvester blutete sofort sehr stark aus der Nase, sodaß ihm die rote Flut nur so über den Mund lief. Die paar anderen, die noch bei den Kämpfern geblieben waren, sprangen zu und führten den Überwundenen an den Brunnen, um ihn mit einigen eingetauchten Taschentüchern zu waschen. Dabei trösteten sie ihn, damit, daß er sich „riesig gut" gehalten. Und der kleine Taylor, der beim Klassenlehrer in Pension war, weil seine Eltern in Manchester lebten, gab ihm die Versicherung, er werde noch einmal sehr gut boxen lernen, es fehle ihm nur an der nötigen Übung und Unterweisung.

Sylvester hörte nicht auf die Worte. Die Erbitterung schnürte ihm die Kehle zusammen. Er schämte sich aus tiefster Seele. Der Gedanke, in die Klasse zurückzukehren, war ihm unerträglich, weil er meinte, die übrigen müßten ihn nun alle höhnisch ansehen, da er doch unterlegen war. Und vor Wut fing er an zu weinen.

— Pfui, Sylvester flennt! Du bist doch kein Mädel! — sagte da einer der Kameraden, der nicht verstand, warum ihm die Thränen herabliefen.

Mit zitternder Unterlippe stotterte Sylvester:

— Ich bin kein Mädel! Wo ist Ohnesorge. Wir wollen gleich wieder anfangen.

Aber Ohnesorge war längst in der Klasse, und die anderen Knaben stürmten davon. Sylvester wusch sich noch einmal den Mund, dann folgte er ihnen bis in den Korridor, wo die Mützen hingen. Er lauschte, es war

alles still, nur in der Klasse hörte man die kräftige Stimme des Lehrers diktieren.

Noch niemals hatte Sylvester seine Pflicht versäumt, noch nie war er zu spät gekommen. Nun fürchtete er sich einzutreten. Das Herz klopfte ihm. Der Lehrer wäre ihm nicht so schlimm gewesen, aber die Blicke der Mitschüler meinte er nicht ertragen zu können. Wenn er gefragt wurde, warum er fortgeblieben, so durfte er den wahren Grund nicht angeben. Klatschen konnte er nicht, und vor einer Ausflüchtslüge fürchtete er sich.

Zögernd stand er noch vor der Klassenthür, als er plötzlich drinnen Lärm vernahm, es klang wie Aufstehen, als ob sich Schritte dem Korridor näherten, und sofort riß Sylvester seine Mütze vom Nagel und stürmte die Treppe hinab. Da war es ihm, als ob die Stufen herauf ihm jemand entgegen käme. Er stutzte, wußte sich nicht zu helfen und da sich auf dem Treppenabsatz die Waschtoilette befand, so huschte er dort hinein und riegelte hinter sich zu.

Ein paar lange, angstvolle Minuten verstrichen. Es war wieder alles ruhig.

Vom Fenster aus konnte Sylvester die Schuluhr sehen, die schon beinahe dreiviertel zeigte. Er faßte einen Entschluß, setzte sich seine kleine Matrosenmütze fest auf den Kopf, rannte spornstreichs über den Hof und ohne daß der Portier ihn gesehen, zum Thore hinaus. Er hatte nur den einen Gedanken, der ihn forttrieb, jetzt nicht vor seine Mitschüler zu treten. Am liebsten würde er sich irgendwo versteckt haben, um sich auszuweinen, denn immer noch war er den Thränen nahe.

Ohne, daß er es eigentlich selbst gewahr wurde,

langte er zu Hause an. Der Hauptmann war ausgegangen. Die Mutter empfing ihn sehr erstaunt:

— Wo hast Du denn Deinen Ranzen gelassen, Sylvesterchen? Ist denn die Schule schon aus?

Er vermied ihren Blick. Sie sah ihm ins Gesicht und gewahrte nun seinen roten Kopf mit der roten Nase. Erschrocken kauerte sie sich hin und schloß ihn in die Arme:

— Bist Du krank, mein Liebling? Sage mir, bist Du krank?

Er begann zu weinen, daß sein ganzer Körper bebte und auf der Mutter unausgesetztes Fragen, gab er endlich zu, er sei krank. Da führte sie ihn in sein Zimmer und brachte ihn zu Bett. Und er ließ alles ruhig mit sich geschehen. Sie hatte von ihm wissen wollen, wo er Schmerzen habe, doch Sylvester antwortete nicht. Da er aber einen heißen Kopf hatte, so machte sie ihm kühlende Umschläge.

Auf ihre Frage, ob er gefallen, nickte er endlich, denn auch der Mutter gegenüber wollte er den wahren Grund nicht zugeben in der Befürchtung zu klatschen.

Als der Hauptmann nach Haus kam, wurde ihm von Mariechen das große Ereignis stark übertrieben, mitgeteilt. Der Sicherheit halber wollte er den Arzt gefragt haben:

— Es kostet zwar wiederum Geld den Doktor holen zu lassen, aber die Gesundheit geht allem vor und außerdem fragt es sich, ob es nicht billiger ist, gleich mit einem Besuche die Sache abzumachen, als sparen wollen und dann womöglich den Doktor Monate im Haus haben, weil man zuerst die Kosten für ein Mal gescheut hat.

Der Arzt, auf dessen Fragen Sylvester durchaus nicht antworten wollte, verordnete Arnikaumschläge und einen

Tag Betthüten. Dem Hauptmann sagte er nichts, aber der Mutter flüsterte er ins Ohr, ehe er ging, und dabei lachte verschmitzt der alte Menschenkenner:

— Gefallen ist der Junge nicht. Dresche hat er gekriegt, aber eklige, meine verehrteste Frau Hauptmann!

Doch die Mutter hütete ihr Geheimnis.

Sylvester wurde allein gelassen. Er wälzte sich in seinem Bett umher und fühlte sich entsetzlich unglücklich. Es war alles so plötzlich über ihn hereingebrochen, daß er es kaum verstand. Vor ein paar Stunden noch Musterschüler, der Beste der Klasse, hatte er nun von Ohnesorge — gerade von Ohnesorge — Prügel bekommen, hatte die Stunden geschwänzt und die Eltern, den Doktor, alle belogen.

Nun lag er in seinem Bett und mußte weiter so thun, als ob er krank wäre, während ihm doch gar nichts mehr fehlte, und je länger er allein war, desto mehr wurmte es ihn, daß er die Mutter hinterging. Als sie nachmittags in sein verdunkeltes Zimmer trat, um wieder Umschläge zu machen, hielt es ihn nicht länger: er nahm der Mutter Hand und küßte sie stumm. Sie verstand, streichelte ihm das Haar, und er fand endlich die Worte:

— Mutter, nicht böse sein! Verzeihst Du mir? Bitte! Bitte! Bitte!

Sie küßte Sylvester zum Zeichen, daß sie ihm vergeben, aber dem Vater sagten beide nichts davon. Sylvester büßte dadurch genug, daß er bei dem warmen, schönen Sommerwetter zu Bett bleiben mußte.

Als er am nächsten Tage wieder in die Schule ging, hatte ihm der Hauptmann einen Entschuldigungszettel mitgegeben, auf dem stand, daß er gefallen sei. Da Syl-

vesters Mitschüler dem Lehrer aber zufällig als Grund für sein Fehlen dasselbe erzählt, so wurde nichts Besonderes darin gefunden und alles ging im gewohnten Geleise.

Sylvester hatte sich vor den Fragen der anderen gefürchtet, doch niemand kümmerte sich um ihn, und in der ersten Zwischenpause näherte sich ihm Ohnesorge:

— Ich dachte, Du würdest klatschen, Geyer! Ich habe so 'ne dreieckige Marke von Egypten! Weißt Du, die ist selten ....

Aber Sylvester, der keine Briefmarkensammlung besaß, meinte nur, wobei er sich sehr stolz und großartig vorkam:

— Du, Ohnesorge, ich mag Briefmarken nicht.

Als dann ein paar Tage darauf der dicke Gabler wieder erschien und von der Prügelei hörte, bot er sofort seine Dienste an:

— Du, Sylvester, ich bin viel stärker wie Ohnesorge ....

Aber Sylvester dankte, und damit meinte er mit seinem Feinde endgültig abgerechnet zu haben.

11.

Das Jahr bis zur Sexta, dem endlichen, heißersehnten Eintritt in das Gymnasium, verstrich Sylvester sehr langsam. Er war zu Michaelis wiederum Erster geworden, ohne sich sonderlich angestrengt zu haben, denn er faßte schnell auf und lernte sehr leicht. Zwar hatte der neue Klassenlehrer gemeint, das wolle nicht viel bedeuten, weil die

Klasse ausnahmsweise schlecht sei, aber mehr wie Primus werden konnte er nicht, das sah der Hauptmann ein.

Gabler hatte sich etwa in der Mitte der Klasse gehalten. Mit ihm verkehrte Sylvester hauptsächlich. Er war ein paarmal bei seinen Eltern auf der Chemnitzerstraße gewesen zu größeren Festen, wie damals beim Topfschlagen, und der Vater hatte ihm gestattet, daß auch er seinerseits einmal an einem Sonntage den Dicken einladen durfte.

Gabler, der sich bei diesem Mittagessen für sein Alter ziemlich sicher benahm, mißfiel dem Hauptmann sehr. Er hatte sein Besteck aufgehoben mit der Frage:

— Ist das Silber?

Das fand der Vater taktlos, und da er ihn noch dazu immer mit Sie, niemals jedoch mit Herr Hauptmann angeredet, sagte der Hauptmann zu Sylvester:

— Dein Freund scheint recht schlecht erzogen zu sein, und ich würde Dir empfehlen, Sylvester, Dich nicht allzusehr mit ihm einzulassen. Zum Vorteil kann es Dir jedenfalls nicht gereichen, das kannst Du mir glauben. Dem jungen Gabler fehlt eben vollkommen die Kinderstube. Wo soll ers auch schließlich herhaben. Herr Gabler mag ja ein sehr großes Geschäft besitzen und ein vortrefflicher Mann sein, aber diese Leute sind nun eben doch mal aus ganz anderer Extraktion wie unsereins, und das hängt ihnen ewig an ....

Sylvester hörte ruhig zu und die Mutter auch. Sie mochte derartige Ansichten nicht leiden und fand, daß es falsch sei, dem Knaben solche Ideen beizubringen, doch, um die Autorität des Vaters zu wahren, schwieg sie. Sylvester aber, der seinen Freund Gabler nicht preisgeben wollte,

war traurig und beschloß im Trotz seines jungen Herzens, dafür desto mehr zum Dicken zu halten.

Er dachte an Onkel Gottfried, von dem der Vater ja auch nichts wissen zu wollen schien und den er doch in guter Erinnerung hatte, obwohl sein Bild sehr verblaßt war, da er ihn nun schon über drei Jahre nicht mehr gesehen. Von selbst war er nie auf den Gedanken verfallen, den Onkel zu besuchen. Wie er sich so wieder Onkel Gottfrieds erinnerte, begann er, an seinem Vater zu zweifeln, der ja auch seinem Freunde Gabler Unrecht that.

Als eines Sonntags, kurz vor Weihnachten, Tante Clementine und der Major zum Essen gekommen waren, fragte plötzlich Sylvester bei Tisch:

— Was macht eigentlich Onkel Gottfried?

Zuerst nahm niemand die Frage auf: die Mutter sah erschrocken ihren Mann an, und der Major brummte etwas von „enfant terrible“. Mariechen machte: „Pst“, und Tante Gustel schlug ganz verlegen die Augen nieder. Der Hauptmann aber, dem der Zwiespalt mit seinem einzigen Bruder doch längst zu Herzen ging, wandte sich an den Knaben:

— Möchtest Du ihn denn mal wiedersehen, Sylvester?

Und Tante Clementine traten plötzlich die Thränen in die Augen und sie sagte ganz gerührt, indem sie nach des Hauptmanns Hand griff:

— Das wäre so eine rechte Weihnachtsfreude, mein lieber Hanns, wenn wieder Frieden in der Familie wäre. Friede auf Erden und ... und ... und ...

Plappernd, vorlaut half die kleine Ida der Großtante ein:

— Und den Menschen ein Wohlgefallen.

— Du! Du! — drohte die Greisin mit dem Finger und sagte noch einmal dem Hauptmann, wie glücklich sie sein würde, wenn er mit seinem Bruder sich versöhne, denn sie sei nun neunzig Jahre, und könne heute sterben, eher wie morgen.

Da faßte der Hauptmann einen Entschluß und sprach zu Sylvester:

— Wenn der Weihnachtstag kommt, magst Du zu Onkel Gottfried gehen und ihn einladen, zu uns zum heiligen Abend zu kommen, denn Du hast zuerst an ihn gedacht.

Sylvester war stolz über den Auftrag. Der Tag, wo er zum Onkel gehen sollte, dünkte ihm der wichtigste seines Lebens. Er freute sich nicht mehr auf den Beginn der Weihnachtsferien, sondern nur auf den Morgen, an dem er seine Sendung ausführen würde.

Als der Tag kam, zog Sylvester schon beim Aufstehen seinen besten Anzug an, und um neun Uhr ging er endlich fort.

— Weißt Du auch das Haus? — fragte ihn noch die Mutter. Er kannte es nicht, aber er war groß genug, um die Nummer zu finden, und durch die Pirnaische Straße war er oft geschritten. Ganz stolz lief er die Häuserreihe hinab bis er Nr. 76 entdeckt. Zaghaft trat er in den Flur. Es war ein altes Haus mit Sand- bestreuter Steintreppe, die er bedächtig klopfenden Herzens hinanstieg. Endlich, auf dem dritten Absatz, leuchtete ihm ein weißes, schwarzbemaltes Porzellanschild entgegen mit dem Namen:

G. v. Geyer.

Sylvester zog mit Mühe an der für ihn etwas hoch- liegenden Klingel, und da er den Griff fahren ließ, machte

sie einen fürchterlichen Spektakel. Er hatte Angst, zu unbescheiden aufzutreten, denn die Glocke klang, sich ausschwingend, immer weiter.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet. Ein großer Mann mit blondem Vollbart erschien: Onkel Gottfried selbst. Als er den Neffen gewahrte, schien er zuerst erstaunt zu sein, dann aber stieß er einen Freudenlaut aus mit seiner tiefen, etwas ungelenken Stimme, nahm den kleinen Sylvester bei den Armen und hob ihn so hoch, daß er mit dem Kopf fast an die Gasglocke stieß, die auf dem Flur hing.

— Bengel, da bist Du ja! Na 's wird Zeit, daß Du Dich mal nach Deinem Erbonkel umsiehst. Erkennst Du mich denn noch?

— Ja! — meinte Sylvester, wenn auch ein wenig zögernd, denn er hatte Onkel Gottfried doch etwas anders in der Erinnerung.

Sie traten ein. Der Knabe blieb wie erstarrt in Bewunderung stehen und schaute sich um. Es sah so ganz anders hier aus, wie daheim. Bei den Eltern war alles rechtwinkelig an die Wände gestellt; außer den Möbeln gab es fast keinen Gegenstand, denn der Vater pflegte alles einzuschließen, was nicht unbedingt zur Hand sein mußte:

— Das sind nur Staubfänger! — erklärte er immer. Die Mutter aber, deren künstlerischer Sinn sich längst in den Sorgen der Haushaltung verflüchtigt, billigte das, weil es weniger Arbeit im Hause machte.

Und hier von allem das Gegenteil: absichtlich stand alles über Eck, schief, in das Zimmer hinein. Bücher, Waffen, Papiere, Stoffe lagen regellos umher. An den

Wänden hingen in buntester Unordnung alte Kupfer und Stiche, Zeichnungen von Onkel Gottfrieds eigener Hand, Gewebe und Geflechte, Porzellane und Fayencen, Steingut und Terrakottasachen. Der Schreibtisch war mit Büchern und Papieren bedeckt. Mineralien fanden sich dazwischen. Auf einen weit in den Raum vorspringenden Divan legen Felle gebreitet.

Sylvester war keines Wortes mächtig, er staunte mit weitgeöffneten Augen diese neue Welt an. Onkel Gottfried lachte und streichelte ihm freundlich die Wange:

— Sylvester, das siehst Du Dir ein andermal genauer an, denn Du wirst doch wieder mal Deinen Onkel besuchen? Was? Nun sage mir mal, wie es zu Hause geht. Was macht ihr denn alle? Ist der Vater denn wohl? Und Mama? Und Tante Gustel? Die Schwestern? Na?

Nach dem Major und Tante Clementine fragte er nicht, nur das Zerwürfnis mit dem einzigen Bruder ging ihm zu Herzen.

Sylvester blickte sich noch immer um. Endlich platzte er heraus:

— Onkel, weißt Du, heute ist doch Weihnachten, und die Eltern lassen Dir sagen, Du sollst heute Abend zur Bescherung kommen!

— Deshalb. Deshalb also bist Du hier mein Junge!

Dabei gab er ihm einen herzhaften Kuß, daß es nur so schallte. Es that ihm doch wohl, daß nun eine Versöhnung stattfinden sollte, und nachdem er sich erkundigt, um wieviel Uhr er gebeten sei, erklärte er Sylvester alle Sehenswürdigkeiten seines Zimmers. Es waren viele unechte Stücke da und manches Gerümpel, das nach etwas

aussah und doch im Grunde genommen keinen Wert besaß. Onkel Gottfried mußte mit seinen bescheidenen Mitteln rechnen und konnte nur jedes Jahr dieses oder jenes Bessere seiner Wohnung einfügen, um dafür etwas anderes ins Schlafzimmer zu verbannen oder als letzte Station in den Korridor zu hängen.

Davon merkte Sylvester nichts, sondern meinte in kindlicher Unerfahrenheit lauter Meisterwerke und Wertstücke vor sich zu sehen.

Die Mutter hatte ihm eingeschärft, daß er ja nicht zu lange fortbleiben sollte. Das fiel ihm auf die Seele und er riß sich aus seinen Träumereien und Betrachtungen los. Nur nach einem brannte er noch. Ein Glasschrank im Nebenzimmer war der Gegenstand seiner Neugierde:

— Onkel Gottfried, was ist da drin? — fragte er mit glühenden Wangen und zeigte auf den Schrank. Sie gingen in das Schlafzimmer, und in starrem Staunen stand Sylvester vor den Glasscheiben, hinter denen er eine Anzahl Gypsgesichter gewahrte, alle mit geschlossenen Augen. Ein unbewußtes Grauen überlief den Knaben. Er fragte zögernd:

— Was ist das, Onkel?

— Eigentlich noch nichts für so einen Jungen wie Du. Es sind Totenmasken berühmter Männer. Wenn Du älter bist, siehst Du Dirs mal genauer an und dann erkläre ich es Dir.

— Toten ... Toten ... maske? — lallte nur betroffen Sylvester.

Onkel Gottfried begleitete ihn ein Stück bis nach Haus, aber während des ganzen Weges sprach der Knabe fast nichts. Er konnte den Eindruck des Morgens noch

nicht verarbeiten, und vor allen Dingen spukte der geheimnisvolle Schrank in seinem Hirn. Auch noch zu Haus in seinem Zimmer dachte er unausgesetzt daran. Er fragte sich, warum wohl der Onkel gemeint, das sei eigentlich noch nichts für ihn, und er fühlte sich ein wenig gekränkt darüber. Er verstand nicht, warum ihm etwas verborgen sein müsse, weil er sich alt genug vorkam, um so etwas gezeigt zu bekommen, da er zu Ostern doch schon das Gymnasium besuchen würde. Dabei ward er sich plötzlich zum erstenmal bewußt, daß er noch niemals über den Tod nachgedacht hatte. Wie die anderen hatte er ohne Überlegung wiederholt: dieser oder jener ist gestorben, einen Begriff davon hatte er sich noch nie gemacht.

Nachmittags sagte der Vater zu den Kindern:

— Ihr sollt einmal in der Stadt den Christmarkt sehen. Zieht euch schnell an, damit wir zur Bescherung wieder zurück sind.

Und weil er das Belehrende nie lassen konnte, rief er die fröhlich Davongeeilten noch einmal zurück:

— Niemand steckt Geld ein, man muß sich immer dort vor Taschendieben hüten.

Sylvester hatte von seinem ersparten Taschengelde etwas mitnehmen wollen, um ein paar Kleinigkeiten für die Schwestern zu kaufen. Er war ein guter Wirt und besaß über zwei Mark in seinem kleinen Portemonnaie, obwohl er noch immer nicht mehr als seine fünfzig Pfennige im Monat bezog. Um nun den Befehl des Vaters zu befolgen, vertraute er der Mutter sein Geld an. Von seinem Portemonnaie mochte er sich aber nicht trennen, deshalb steckte er es leer in die Tasche.

Bald war die Familie unterwegs. Mariechen hatte sich bei ihrem Vater eingehängt, dann folgte Tante Gustel mit den beiden anderen Mädchen. Zum Schluß kam die Mutter mit Sylvester. Sie wollte, daß er ihr die Hand geben sollte, aber das fand er zu kindlich. Er wünschte wie ein Erwachsener neben ihr zu gehen.

Der ganze Altmarkt, in der Mitte der Stadt gelegen, war voll Buden, die in Reihen geordnet standen. Ausrufer schrieen, Verkäufer liefen unter dem Publikum umher, ihre selbstgefertigten Waren feilzubieten. An den Auslagen der Buden schoben sich die Menschen bewundernd, abwägend, handelnd vorüber. Da wurden Pfefferkuchen, Stiefeln, Spielwaren, Bücher, Stoffe, Würste, Hüte, Porzellan- und Steingutsachen, Blechgegenstände, Handschuhe, durcheinander verkauft. Die Stimmen schwirrten, man stieß und schob und drängte sich, feilschte, lachte, schimpfte, rief sich an, die Musikinstrumente klangen durcheinander, Jungen brüllten und pfiffen.

Nun nahm Sylvester der Mutter Hand.

Voraus ging immer der Vater. Er gab mit dem Regenschirm, den er wegen des beginnenden Schneegestöbers mitgenommen, jedesmal der Kolonne ein Zeichen, sobald sie eine Budenreihe verließen. Tante Gustel folgte aufmerksam seinem Wink, um ihn ja nicht zu verlieren. Die Mutter konnte nicht so auf ihn achten, weil sie zu sehr mit Sylvester beschäftigt war, der unausgesetzt an die Buden herandrängte, alles sehen wollte, nach allem fragte, immer stehen blieb und sie hierin und dorthin zog.

Er hatte ihr gesagt, daß er für die Schwestern etwas kaufen wollte. Sie fand das ganz unnütz, doch er ging

nicht eher davon ab, bis sie sich bereden ließ, ihm drei Gegenstände für je einen Groschen aussuchen zu helfen. An einer Groschenbude machten sie Halt. Der Besitzer bot sich Ihnen sofort an:

— Nu Madame, immer ran. Stick fier Stick eenen Groschen. Meine Dame, Sie finden alles hier. Und billig. Sähre billig. Stick fier Stick een Groschen ohne Aufschlag, auch nich fier die greeßten Puppenstuben.

Als er Sylvester gewahrte, fuhr er in seinem Sächsisch fort:

— Nu mei junges Herrchen suchen Se aus. Stick fier Stick eenen Groschen.

Sylvester fühlte sich geschmeichelt junger Herr genannt zu werden und griff zu. Drei Gegenstände wählte er und die Mutter gab ihm das Geld in die Hand, damit er selbst bezahlen sollte. Doch nur zwei Groschen nahm sie von Sylvesters Vermögen, einen fügte sie aus eigener Tasche hinzu in der Hoffnung, daß er es nicht merken möchte.

Über den Einkauf hatten sie die anderen verloren. Sie fürchteten beide den Zorn des Vaters, der bei derartigen Gelegenheiten es als Zurücksetzung empfand, wenn die ganze Familie nicht auf den Buchstaben seiner Leitung folgte. Eifrig suchten sie nach seinem grauen Filzhut mit der Spielhahnfeder, den sie seit Jahren an ihm kannten, den er auch trotz der Bitten seiner Frau nicht mit einem neuen vertauschen wollte, weil er als alter Militär sich nicht zu kleiden wußte.

Aber obgleich sie die Budenreihen ängstlich auf und ab liefen, konnten sie nichts von den anderen entdecken, und da es spät geworden war und überall auf dem Christ-

markt schon die Lampen und Lichter angezündet worden, so gingen sie nach Haus.

Der Mutter bangte vor dem Empfang. Der Hauptmann war jedoch gar nicht böse. Er lachte sie freundlich an:

— Wir haben uns verloren, aber ich bin der Schuldige, denn denke Dir, wen wir getroffen haben: meinen alten Divisionskameraden aus dem Kadettenhaus: Hollbeck. Ich . . . ich . . . — und nun wurde er doch seiner Frau gegenüber ein wenig verlegen — ich habe ihn gleich mitgebracht, den guten Kerl. Über zwanzig Jahre haben wir uns nicht gesehen!

Die Mutter bekam einen Schreck: zum ersten Mal, wo Onkel Gottfried wieder mit ihnen zusammentraf, lud er einen Fremden ein! Dazu waren sie heute abend schon zehn Personen, die ein großes Loch in die Wirtschaftskasse rissen und das Eßzimmer war so klein, daß sie kaum würden sitzen können. Aber sie sagte nichts, sondern ging in ihres Mannes Zimmer, wo Herr von Hollbeck wartete.

Sylvester huschte davon und kam sich sehr wichtig vor, seine Weihnachtsgeschenke vorzubereiten, wie die Erwachsenen auch. Er packte die Kleinigkeiten aus, die er auf dem Christmarkt gekauft und überlegte sich, wie er sie verteilen sollte.

Die Puppe sollte die kleine Ida bekommen. Eine Puppe für einen Groschen! Dann gab es noch ein Nadelkissen und eine Schachtel mit Glasperlen zum Einfädeln. Das Kissen fand Sylvester prachtvoll, weil es rot war und eine goldene Einfassung besaß. Doch wie er es genauer betrachtete, bemerkte er, daß an der Seite die Naht aufgeplatzt war und die Sandfüllung schon heraus-

zurieseln begann. Deshalb bestimmte er es für Mariechen, weil er die am wenigsten mochte.

Den Eltern hatte er einen Bilderrahmen aus Cigarrendeckelholz geschnitten und mit Goldpapier ein wenig ungeschickt beklebt und Tante Gustel erhielt von ihm einen Pappstern, auf der einen Seite blau, auf der anderen rot, zum Garn aufwickeln. Der Major und Tante Clementine hatten sich ein für allemal Geschenke verbeten, aber Onkel Gottfried? Etwas für ihn arbeiten konnte er nicht mehr, denn es war Zeit hinüber zu gehen. Schon hörte er des Majors polternde Stimme.

Sylvester überlegte noch einen Augenblick, dann griff er zu einem geschliffenen Stück Lava, einem Geschenk Gablers, das wollte er Onkel Gottfried geben. Er lief mit den Sachen zur Mutter, die auf dem Korridor einen Kasten auspackte, legte die einzelnen Gegenstände vor ihr hin und nannte den Namen des Empfängers. Nur den Bilderrahmen hatte er in die Tasche gesteckt, um ihn beim Eintreten in die Weihnachtsstube heimlich auf den Tisch der Eltern zu schieben.

Im Zimmer des Hauptmanns war schon alles versammelt. Sylvester sagte dem Onkel Major guten Tag, der ihn mit seinem noch bereiften, dicken Schnauzbart auf den Mund küßte, daß der Knabe ganz naß ward, dann ließ er sich von Tante Clementine abküssen und plötzlich stand er Herrn von Hollbeck, dem Gaste gegenüber.

Der große, stattliche Mann bot ihm freundlich die Hand:

— Guten Tag, Sylvester! Ja, ich habe schon von Dir gehört durch den Vater. Du sollst ja ein Mordskerl sein: immer Erster in der Klasse. Das lobe ich mir.

Ich war immer der Letzte zu meiner Zeit. Dein Vater und ich saßen nebeneinander ....

Dann lachte er fröhlich und strich sich vergnügt den dichten, rötlichen Vollbart, der eine Welle unter dem Kinn zu bilden schien.

Sylvester dachte über die Worte des Fremden nach, während die anderen sich unterhielten. Er hatte wohl herausgehört, daß da sein Vater neben jenem gesessen er der Vorletzte gewesen sein mußte. Und das ging ihm plötzlich im Kopfe herum: Also der Vater war ein Schüler gewesen wie Ohnesorge ...

Der Eintritt Onkel Gottfrieds riß ihn aus seinen Gedanken. Der Knabe fühlte, wie wenig am Platze heute abend und besonders jetzt die Anwesenheit eines Fremden war. Herr von Hollbeck schien in der That gar nicht zu verstehen, was vorging, als die Brüder einander sich gegenüber standen. Zuerst zögerten sie, dann gingen sie aufeinander zu, gaben sich die Hand, umarmten sich und küßten sich zweimal auf beide Wangen.

— Vergieb mir! — sagte der Hauptmann, und Onkel Gottfried sprach:

— Es ist alles wieder in Ordnung, was Hanns?

Noch einmal reichten sie sich die Hand und fast gleichzeitig klang es:

— Reden wir nicht mehr drüber. Abgemacht?

— Gut, alles beim Alten!

Dann begrüßte sich Onkel Gottfried mit dem Major und mit der alten Tante Clementine, der die Thränen in den Augen glänzten und die nur immerfort sagte:

— Gottchen! Gottchen! Daß ich das noch erlebe!

Tante Gustel hatte bescheiden hinter den kleinen Mädchen gestanden. Allen vieren sagte Onkel Gottfried zugleich guten Tag, aber nur flüchtig, denn er erblickte Sylvester in seiner Ecke. Sofort nahm er den in Beschlag. Die Anwesenheit des Fremden hatte er übersehen und war im höchsten Grade erstaunt, als ihn der Hauptmann mit Herrn von Hollbeck bekannt machte. Seine Begrüßung war nur sehr kurz, sofort beschäftigte er sich wieder mit Sylvester.

— Hast Du Mutter schon gesehen? — fragte der Knabe.

— Jawohl draußen und sie hat mir gesagt, daß mein Patchen ein guter, braver Kerl geworden ist. Und sogar Primus! Na Kerlchen, das ist ja sehr schön, aber mir wärest Du ebenso lieb als Klassenschwanz.

Herr von Hollbeck hatte die Worte gehört. Er brummte:

— Ganz meine Ansicht!

Onkel Gottfried sah auf und weil ihm das offene Gesicht des Fremden gefiel, fügte er hinzu:

— Nicht wahr, die Ersten in der Schule, die Letzten im Leben!

— Aber leider nicht immer umgekehrt, sonst müßten wir Generäle geworden sein!

Dabei blickte Herr von Hollbeck lachend den Hauptmann an. Doch dieser machte ein ernstes Gesicht:

— Lieber Hollbeck, warum Du in Österreich den Abschied genommen hast, weiß ich zwar nicht, aber, das kann ich Dir sagen, ich bin lediglich am Übelwollen einzelner Vorgesetzter gescheitert, sonst würde ich unter anderen Umständen gewiß mein Regiment heute kommandieren.

Der Hauptmann war noch immer empfindlich in diesem Punkte und nun wandte er sich auch gegen seinen Bruder:

— Gottfried, ich halte es für sehr gefährlich und gegen jeden Erziehungsgrundsatz, derartige Dinge vor den Kindern zu reden, daß es keinen Wert hätte, wenn sie die Ersten wären. Das heißt ja förmlich eine Prämie auf die Faulheit setzen.

Onkel Gottfried war mit einer heftigen Antwort bei der Hand, doch er kämpfte es nieder und wandte sich Tante Clementine zu, die abseits saß, weil sie die Lampe blendete. Die kleinen Mädchen machten schweigend Handarbeiten unter Tante Gustels Leitung und der Major unterhielt sich mit Herrn von Hollbeck über österreichisches und sächsisches Kavallerie-Exerzierreglement. Der Vater war im Weihnachtszimmer verschwunden, um der Mutter beim Baumanzünden zu helfen.

Sylvester stand allein.

Ein unbestimmtes, glückseliges Gefühl beherrschte ihn: die Erwartung. Jeden Augenblick glaubte er, daß die Glocke tönen müsse, ihn zur Bescherung zu rufen. Ein paar Mal zuckte er zusammen, wenn er ein Geräusch im Nebenzimmer gehört. Er hatte ganz rote Backen bekommen. Er sah Onkel Gottfried an, der drüben leise mit der alten Tante sprach und er meinte plötzlich wieder bei ihm vor dem wundersamen Schrank mit den Masken zu stehen. Es quälte ihn von neuem, daß „das noch nichts für ihn sei.“ Er erschien sich plötzlich so reif und alt, und er fühlte die brennende Begierde, erwachsen und ein Mann zu sein. Mit einem Mal kam ihm der Wunsch, daß es möglich sein solle das ganze Gymnasium zu über-

springen, vor dem er ein gewisses Grauen fühlte, ehe er noch hineingekommen. Neun Jahre! Neun lange Jahre sollte es dauern. Und während dieser ganzen Zeit gab es fortwährend den Kampf, ob er auch Erster bleiben würde, oder ob er sinken müßte wie Gabler um bald wie Ohnesorge ganz unten zu sitzen. Und dabei dachte er plötzlich an den Vater und daß Onkel Gottfried gemeint es sei gleichgültig, ob er Erster sei oder nicht, und daß der Vater darüber böse geworden — weil er selbst wie Ohnesorge unten an gesessen hatte . . . .

Da klang hell die Glocke . . . . .

Sylvester fuhr aus seinen Träumen auf. Die Thür zum Salon stand offen, und der Lichterglanz des Baumes strahlte herein.

Eine unbändige Glückseligkeit überrann den Knaben. Er hätte aufjubeln, laut aufschreien mögen vor Glück. Er mußte sich an den Kopf fassen in seiner Erregung. Heftig pochte ihm das Herz. Was würde er bekommen? Ob ihm wohl Onkel Gottfried auch etwas schenkte? Und der Fremde? Und nun wo es endlich so weit war, drückte er sich in seine Ecke zurück, um erst die anderen in das Zimmer gehen zu lassen.

— Erst kommt das Nesthäkchen! — sagte Onkel Gottfried und nahm ihn bei der Hand.

— Sylvester fängt an! — rief zugleich der Vater, und Sylvester trat zuerst in das Weihnachtszimmer.

Er zögerte, weil er nicht wußte zu welchem Tisch er sich wenden sollte. Da sah er eine große Festung stehen aus Baumrinde mit Zinnen und Mauern und einer richtigen Zugbrücke, und nun wußte er, daß das für ihn bestimmt war. Sofort ging er dorthin. Die Festung

erhob sich auf hohem Untersatz, der mit Sandpapier bekleidet war, um den Eindruck von Felsen zu machen. Er griff darnach, er ließ die Zugbrücke auf- und niedergehen, und da er daneben einen Kasten mit Bleisoldaten fand, so begann er sofort einzelne Reiter und Infanteristen herauszunehmen und sie auf den Wällen aufzustellen. In einem anderen Kasten fand er eine Anzahl massiver Kanonen, die er ebenfalls aufbaute.

Er war so glücklich, daß er an gar nichts anderes mehr dachte, und er sah nicht einmal die übrigen Geschenke an, die auf seinem Tisch lagen, bis die Mutter leise zu ihm trat:

— Sylvester, bist Du denn zufrieden, Kindli? Freust Du Dich?

Er küßte der Mutter die Hand und als sie sich zu ihm beugte den Mund, während er glückstrahlend sagte:

— Mutter, ich danke Dir für die Festung und die Soldaten! Es ist so schön! Gerade das habe ich mir ja immer gewünscht!

Die Mutter machte ein betrübtes Gesicht:

— Kindli, wir haben Dir Deine Festung gar nicht geschenkt . . . . . .

Sylvester wurde stutzig und sagte zögernd:

— Nicht?

Schmerzlich bewegt antwortete sie ihm:

— Wir sind nicht reich genug, um Dir so schöne Sachen zu schenken. Von uns bekommst Du nur nützliche Dinge . . . . . Gefallen Sie Dir denn nicht?

Dabei hob sie den Ärmel eines Anzuges auf, der über der Lehne eines Stuhles neben dem Tische hing, und zeigte ihm ein paar Handschuhe, dick und schön für

ein Winter. Sylvester sah die Kleidungsstücke an, aber ein unwillkürlicher Blick glitt zur Festung hinüber und nicht ganz aufrichtig fiel er der Mutter um den Hals, ihr zu danken.

Nun kam auch der Hauptmann dazu. Auch ihn küßte Sylvester und diesmal mit besserem Gewissen, weil er ihm noch ein kleines Packet gezeigt, das ganz versteckt unter den Soldaten gelegen, auf dem stand:

„Ein Cirkusbillet von den Eltern für Sylvester."

Das hatte er sich schon so lange gewünscht, weil ihm sein Freund Gabler so oft vom Cirkus erzählt.

— Mutter, ich gehe in den Cirkus! — rief er händeklatschend einmal über das andere.

Damit war doch noch die Festung übertrumpft und die Mutter, der fast die Thränen in die Augen gekommen als sie fühlte, daß Sylvester ihre Geschenke nicht besonders beachtete, war glücklich darüber.

Vom Major hatte er die Soldaten erhalten und die Kanonen, von Tante Clementine Coopers „Lederstrumpf", „bearbeitet für die reifere Jugend," und von Tante Gustel ein halbes Dutzend Taschentücher, die sie selbst gesäumt und gestickt. Die Festung stammte natürlich von Onkel Gottfried.

Sylvester suchte ihn im Zimmer und fand ihn neben dem Christbaum an einem winzigen Tischchen, auf dem ein paar Kleinigkeiten standen. In der Mitte lag das geschliffene Lavastück von Gabler, das sich Sylvester vom Herzen gerissen. Der Knabe sprach:

— Onkel, ich danke Dir tausendmal für die Festung! Tausendmal! Sie ist so schön! Ich bin zu glücklich darüber!

Doch Onkel Gottfried wollte von Dank nichts hören, sondern meinte, im Gegenteil er habe zu danken für den schönen Stein, den er seiner Raritätensammlung einverleiben wolle.

— Aber Du mußt mir auch Deine Geschenke zeigen, Sylvester!

Und voll Stolz zog ihn der Knabe an den Tisch, jedes einzelne Stück mit dem Finger weisend und den Geber nennend. Dabei fanden sich noch drei kleine Arbeiten der Schwestern, denen er sofort dankte. Dabei küßte er sogar Mariechen, was nur einmal im Jahre nämlich zu Weihnachten zu geschehen pflegte.

Dann lief Sylvester von einem Tisch zum andern und ließ sich alles zeigen. Auch Herr von Hollbeck hatte ein paar Kleinigkeiten bekommen und da er dem Knaben für seine Sparkasse drei Thaler schenkte, eine Summe, wie sie Sylvester noch nie in der Hand gehabt, so hatte er bald sein Herz gewonnen.

Marie und Emma, die Dienstboten erhielten mit beschert und zogen sich nun mit ihren Geschenken zurück.

Jetzt erst konnte eine rechte Aussprache stattfinden.

Der Hauptmann setzte umständlich jedem der Anwesenden auseinander, wo und wie dieses und jenes Geschenk gekauft worden, warum er es gewählt und daß es leider nicht hätte besser und schöner ausfallen können, weil nicht mehr Geld zur Verfügung gewesen. Die Anwesenheit des Herrn von Hollbeck schien ihn dabei gar nicht zu stören, er sagte ihm sogar:

— Lieber Hollbeck, wir sind soviel Jahre getrennt gewesen, daß Du — weil Du nun außerdem noch

in österreichischem Dienst warst, wohl nicht weißt, wie es bei einem Hauptmann a. D. wie ich mit vier Kindern und ohne nennenswertes Vermögen zugeht. Ja, da muß eben der Thaler hundert Groschen haben.

— Onkel Gottfried zuckte die Achseln. Er war wieder einmal mit seinem Bruder nicht einverstanden.

Frau von Geyer schämte sich und sagte halblaut zu ihrem Schwager:

— Da es uns nicht glänzend geht bringt man eben am Weihnachtsabend keine Gäste mit!

— Übrigens thut man das auch nicht als Millionär! — fügte Onkel Gottfried hinzu.

Nun ging es zum Abendessen ins Eßzimmer hinüber. Die Damen wurden geführt und Sylvester war sehr stolz die kleine Schwester Ida zu bekommen. Er paßte genau auf, welchen Arm die anderen gaben, und so machte er es auch. Man saß etwas eng und zwei Stühle aus dem Zimmer der Schwestern waren mit eingestellt worden, weil Geyers blos elf Stühle im Eßzimmer hatten und bei einem das Rohrgeflecht durchgesessen war.

Es gab nur eine Eierspeise und dann kaltes Fleisch mit Kartoffelsalat. Der Hauptmann stocherte einen Augenblick im Salat umher:

— Um Himmelswillen, Liesbeth, Du hast doch nicht etwa die Neunaugen vergessen?

Sie erschrak, denn sie waren vergessen. Der Hauptmann ward böse:

— Dann haben wir dieses Jahr kein Geld! Aberglaube hin, Aberglaube her, 'was Wahres ist nun mal doch dran!

Onkel Gottfried wollte trösten und meinte lachend:

— Am Weihnachtsabend kommt das nicht so drauf an. Wenn Ihr nur welche am Sylvester eßt, das hilft dann bestimmt fürs ganze Jahr.

Da luden der Major und Tante Clementine, nachdem sie sich durch ein paar ihrer Ansicht nach unauffällige, jedoch sofort von allen bemerkte Zeichen verständigt, die ganze Familie zum Sylvester ein.

— Wir wollen des kleinen Burschen Geburtstag feiern und die Kinder mögen Blei gießen! — sagte der Major, Sylvester freundlich zublinzelnd.

Tante Clementine setzte hinzu mit leisem Hüsteln:

— Und Neunaugen sollt Ihr kriegen, damit wir alle Geld haben!

12.

Doch trotz des Neunaugensalates, der zu Sylvesters Geburtstag gegessen wurde, wollte sich das Geld nicht einstellen. Das Jahr fing sogar schlecht an, denn ein paar südamerikanische Papiere, die der Hauptmann ohne Rücksicht auf ihre Unsicherheit gekauft hatte, weil sie acht Prozent gaben, fielen so bedeutend, daß sie keine Dividende mehr abwarfen. Der Vater war sehr schlechter Laune darüber und seine gedrückte Stimmung teilte sich dem ganzen Familienkreise mit. Beim Essen erstarb jede fröhliche Unterhaltung.

Zum Geburtstage hatte Sylvester von Onkel Gottfried ein Briefmarkenalbum geschenkt erhalten, und nun war er mit großem Eifer dabei, seine Sammlung mög-

lichst zu erweitern. Er verwendete sein ganzes Taschengeld dazu, Briefmarken zu kaufen oder Gegenstände um sein Butterbrod einzuhandeln, für die er von den Mitschülern Marken bekam.

Als ihm der Vater sein Fünfgroschenstück für den Monat Februar gab, fügte er hinzu:

— Ich bemerke seit einiger Zeit, daß Dich Dein Sammeleifer dazu verführt Dein ganzes Taschengeld für solchen Unsinn auszugeben. Du wirst es wohl noch mal ganz Deinem Onkel nachmachen. Übrigens kommt absolut nichts dabei heraus und das sage ich Dir gleich: solltest Du nicht auskommen, so erhältst Du von mir nichts, mein Junge! Sieh zu, was Du dann machst. Für Briefmarken habe ich kein Geld. Zu meiner Zeit gab es solchen modernen Tröbel nicht und wir waren auch zufrieden.

Sylvester war sehr traurig darüber, denn er schloß daraus, daß ihm der Vater zu Ostern, wenn er in die Sexta eintrat, wahrscheinlich keine bunte Schülermütze kaufen würde, denn seine Matrosenmütze war noch fast wie neu.

Während im Haus die üble Laune herrschte, war der Knabe desto glücklicher in seinem Zimmer. Der Vater kam fast nie zu ihm, weil er jetzt mit vermehrten Kräften an der Familiengeschichte arbeitete. Sylvester erledigte mit größter Pünktlichkeit seine häuslichen Arbeiten für sich. Sie waren nicht umfangreich, da der Direktor der Ansicht huldigte, daß — zum mindesten für das Progymnasium — die Hausarbeiten nur wenig Zeit rauben sollten. Nur die Mutter besuchte oft ihren Sohn, und vor der hatte der Knabe kein Geheimnis. Die Schwestern durften nicht über seine Schwelle, darüber wachte Sylvester eifrig.

— Ich mag es nicht leiden, daß die Mädchen in meinen Sachen herumstöbern! — wie er altklug sagte.

Seit er die Wohnung Onkel Gottfrieds gesehen, gefiel ihm sein Zimmer nicht mehr recht, und als der Onkel einmal bei ihm war, fragte Sylvester, was man machen könne, damit die Stube ein anderes Aussehen gewinne. Onkel Gottfried war erstaunt, er lächelte und strich sich den Bart:

— Wie meinst Du das, Junge?

— Anders will ichs haben, Onkel!

— Anders ist gut — aber wie?

— Wie bei Dir ..... — platzte der Knabe heraus mit dem Ausdruck grenzenlosester Bewunderung.

Aus dem kleinen Zimmer mit den ärmlichen, alten, hausbackenen Möbeln war nicht viel zu machen. Nur Bett, Waschtisch, Kleiderschrank, Büchergestell und ein altes Pult gab es, an dem Sylvester arbeitete. Dazu zwei wackelige Stühle. Alles Gegenstände aus der ersten Leutnantszeit des Vaters.

Vor allem stellte Onkel Gottfried den Schrank über Eck und das Pult schief ans Fenster, dann hing er den Spiegel an zwei alten Gardinenschnuren schräg.

Sylvester war glücklich darüber.

Als die Mutter die Veränderung gewahrte, fing sie an zu lachen und sprach unwillkürlich:

— Kindli, Sylvesterchen, Du Tausendsassa, das ist ja ganz .... Onkel Gottfried .... der Stil freie Richtung ....

— Freie Richtung? — fragte der Knabe erstaunt. Und die Mutter gebot ihm, niemals das zu sagen vor dem Vater oder auch vor dem Onkel Major, denn das

sei naseweis. Doch das Wort prägte sich dem Gedächtnis des Knaben ein, und als sich im Deutschen in der Schule einmal die Gelegenheit fand, fragte er den Lehrer, was freie Richtung bedeute. Der wollte wissen, wo er das her habe, und Sylvester log, weil ihm wegen des Gebotes der Mutter plötzlich nicht ganz geheuer ward:

— Aus einer Zeitung!

Der Lehrer, der im stillen für eine liberale Zeitung Feuilletons verfaßte, antwortete mit einem vorsichtigen, gewundenen Tone:

— Dann wird freie Richtung wohl liberal bedeutet haben. Das heißt also soviel wie gesunder Fortschritt oder heilsame Entwicklung, oder, damit Du es recht verstehst, Geyer, will ich ein Bild brauchen. Ein strebsamer, fleißiger Schüler lernt täglich neues und wird versetzt, der faule bleibt auf dem Standpunkte, wo er ist, das heißt er bleibt sitzen.

Sylvester hatte die Erklärung nicht verstanden, wenn er sich auch so den Anschein gab, aber Onkel Gottfried stieg dadurch noch in seinen Augen. Der Knabe besuchte ihn von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung, und immer stand er, wenn er alles andere besehen, verlegen an der Schlafzimmerthür und warf einen Blick auf den Glasschrank mit den Totenmasken. Aber er wagte nicht zu fragen, bis ganz kurz vor Ostern ihm eine Erklärung ward.

In der Nacht hörte Sylvester an der Gartenthür klingeln. Er war, da er einen sehr leisen Schlaf hatte, sofort davon aufgewacht. Dann, nach einer Weile, vernahm er Stimmen, und im Hause ward es lebendig. Aus dem Schlafzimmer der Eltern klang eine gedämpfte Unterhaltung herüber. Schritte tönten auf dem Korridor.

Was geschehen war, konnte er nicht verstehen, aber am anderen Morgen weckte ihn die Tante zum Frühstück und nicht die Mutter. Die Eltern wären fortgegangen, weil plötzlich Tante Clementine schwer krank geworden sei.

Sylvester frühstückte, ging in die Schule und kehrte wieder nach Haus zurück. Immer noch waren die Eltern fort.

— Was fehlt denn der Großtante? — fragte der Knabe, und Tante Gustel, der beim Sprechen die Thränen in die Augen traten, sagte zu den Kindern:

— Sie wird wohl sterben, hat der Arzt gemeint.

Zum erstenmal in seinem Leben trat Sylvester der Tod nahe. Nie hatte er weiter darüber nachgedacht, niemals sich eine rechte Vorstellung gemacht. Er hatte nur die kindliche Idee, daß eben jeder Mensch, wenn er eine bestimmte Zeit gelebt, einmal die Augen schließen müsse. Wie und warum das geschah, das wußte er nicht. Eine Leiche hatte er noch niemals gesehen.

Den ganzen Nachmittag dachte er an Tante Clementine, und seine Unruhe wuchs, als immer und immer die Eltern nicht wiederkehren wollten. Endlich, gegen sieben Uhr abends, kam der Hauptmann, bleich, müde und abgespannt. Er zeigte sich nicht, sondern rief Tante Gustel auf sein Zimmer, wo sie längere Zeit blieb.

Währenddessen waren die drei kleinen Mädchen in ihrer Stube und sprachen eifrig miteinander. Sylvester hörte es durch die Thür. Er wollte gern hinein zu ihnen, doch da er ihnen sein Zimmer verboten, wagte er es nicht, weil er Mariechens Spott fürchtete, daß er zu den sonst verachteten Mädchen käme.

Es war längst dunkel geworden, und Sylvester, der niemals, wie andere Kinder, furchtsam gewesen war, be-

gann sich heute plötzlich dennoch ungemütlich zu fühlen. Das Ungewisse, die Erwartung drückte auf ihn. In der Dämmerung sah er mit einemmale Onkel Gottfrieds Schrank vor sich, und er machte sich ein ungewisses Bild davon, daß die Großtante, wenn sie tot wäre, aussehen müßte, wie eine jener Masken mit geschlossenen Augen, die auf den Schrankbrettern nebeneinander lagen.

Ein Schauder überlief ihn und er konnte sich nicht mehr beherrschen, er klinkte die Thür zum Nebenzimmer auf, wo die Schwestern waren. Die Lampe brannte, und die drei Mädchen saßen flüsternd um den Tisch, unthätig, zum Scheine Nadelarbeiten in der Hand.

Sylvester trat hastig ein, warf einen scheuen Blick in das dunkle Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu. Er atmete auf und fühlte sich erleichtert: hier war er doch nicht allein, hier waren Menschen, hier gab es Licht.

— Was willst Du denn? Du kannst fragen, ob Du in unsere Stube darfst! — fragte Mariechen streng.

Sylvester wollte augenblicklich das Zimmer wieder verlassen, weil ihn der Ton der Schwester ärgerte, aber über den ersten Schritt kam er nicht hinaus. Der Vater überhob ihn des Entschlusses. Er trat mit Tante Gustel ein. Sein Gesicht war finster, und er schien geweint zu haben. Tante Gustel schluchzte laut. Der Hauptmann küßte seine Kinder der Reihe nach, während sich die Tante in einen Stuhl am Ofen warf und das Taschentuch vor die Augen drückte, dann begann er:

— Kinder, ängstigt euch nicht, und vor allem seid ganz ruhig, wenn ich das erzähle, was ich euch erzählen werde. Ihr wißt, daß heute früh . . . oder Sylvester, Du warst ja währenddessen in der Schule, Dir

erzähle ich es also hierdurch .... daß heute früh wir nach Tante Gustel schickten. Sie sollte euch nichts sagen, um euch nicht zu ängstigen. Es ist eine schreckliche Geschichte passiert nämlich .... Also gestern Abend essen Onkel und Tante ganz ahnungslos zu Abend, und plötzlich, in der Nacht, wird die arme Tante Clementine krank und ... und sehr krank .... und Onkel auch, und immer kränker .... der Arzt kommt, wir werden geholt .... zuerst, um für die arme Tante, dann für den Onkel ... und .... und ... denkt euch, Kinder ... heute Nachmittag ist die arme, arme, alte Tante gestorben ....

Er konnte nicht weitersprechen, sondern schluchzte laut. Dann, nach geraumer Zeit, nachdem er sich ein wenig gesammelt, fuhr er fort, den Kindern zu erzählen, daß es sich ohne Zweifel um eine Vergiftung handele, die durch eine Reisspeise verursacht sei. Die Köchin der beiden alten Leute habe die Kupferkasserole nicht genügend gereinigt, sodaß sich Grünspan gebildet hätte. Zuerst hätte der Doktor ganz im Finsteren getappt, weil die Großtante allein krank geworden, als nun aber Onkel Major gleichfalls erkrankt sei unter denselben Erscheinungen, da habe er auf eine Vergiftung schließen müssen, die man durch die chemische Untersuchung bestätigt gefunden.

Während er noch im Sprechen war, kam ein Billet von Onkel Gottfried mit den kurzen Worten:

„Kommt sofort. Onkel eben seinen Leiden erlegen.“

Der Hauptmann und Tante Gustel jammerten laut auf.

— Mein Gott! Mein Gott! Ist das möglich! — schrie unausgesetzt die alte Jungfer, und die drei kleinen Mädchen weinten still für sich.

Sylvester war so erschrocken, daß er zuerst keine Thräne fand. Er verstand das alles nicht. Onkel Major und Großtante sollten plötzlich tot sein? Sie, die noch gestern zu Besuch bei ihnen gewesen? Onkel, der noch neulich über die schlechte Reiterei unter den Offizieren geschimpft hatte und sich rittlings mit seinen zweiundsiebzig Jahren auf den kleinen Stuhl in der Ecke im Salon gesetzt, um zu zeigen, wie man reiten müsse? Und Tante Clementine, die erst vor vierzehn Tagen ihren einundneunzigsten Geburtstag gefeiert hatte? Die sollten plötzlich nicht mehr wiederkommen?

Sylvester begriff es nicht. Er war wie gelähmt vor Schrecken. Als er sich ein wenig auf sich selbst besann, war der Vater mit Tante Gustel fort und er allein mit den Schwestern. Ida zog ihn auf den leeren Stuhl am Tisch, den sonst die Tante einzunehmen pflegte, und dort blieb der Knabe sitzen, ohne sich zu regen, ohne eine Thräne zu vergießen, während rund um ihn herum die Mädchen schluchzten und weinten und sich die Augen wischten.

Kein Wort wurde lange Zeit hindurch gesprochen, nur einmal sagte Mariechen mit halb erstickter Stimme zu den anderen:

— Und Tante war doch schon einundneunzig und Onkel war immer so gut!

Dann war es wieder still, nur Schnauben und Husten klang von Zeit zu Zeit.

Es klopfte, und die Köchin kam herein. Sie fing an von dem Unglücksfall zu sprechen und erzählte, sie hätte schon heute früh ganz genau gewußt, was geschehen, denn die Gemüsefrau hätte es ihr gesagt, aber der Herr Haupt-

mann streng verboten, die Fräuleins und den jungen Herren etwas davon wissen zu lassen. Sie würden sich blos umsonst ängstigen, und helfen könnten sie doch nicht.

Nach einer Weile, während die Kinder immer noch weinten, Sylvester staunend auf seinem Stuhle saß, die Köchin unausgesetzt erzählte, öffnete sich die Thür und Emma, das Hausmädchen, trat ein. Sie strich sich das immer ein wenig wilde Blondhaar aus der Stirn und sprach, indem sie sich scheu umsah:

— Ich fürcht' mich ganz allein in der Küche. Man kann nich wissen....

Die Köchin kreuzte die Arme, nachdem sie sich den herunter gerutschten Ärmel wieder hochgestreift:

— Nee, daß es aber so schlechte Menschen giebt! Seine Herrschaft zu vergiften......

Die Schwestern, auch Mariechen stimmten bei. Nur Sylvester hatte die Sache richtig verstanden und sagte, daß es garnicht die Absicht der Köchin gewesen sei, sondern nur ein unglücklicher Zufall. In der Schule hatte er einmal gehört, an allen kupfernen Gefäßen könne sich von selbst Gift bilden, wie er es nannte.

Nun wuchs die allgemeine Angst und die Köchin wurde nicht gehört, die ganz vernünftig gemeint hatte, das wisse sie schon, daß man Kupfersachen gut scheuern müsse, dann könne aber auch nichts passieren. Dadurch kamen die beiden Dienstboten darauf, den Kindern fortwährend gruselige Geschichten zu erzählen. Eine überbot die andere, sodaß die Stimmung bei den Mädchen zwischen Grausen und Thränen wechselte.

Sylvester war ein aufmerksamer Zuhörer. Die Er-

eignisse des Tages hatten ihn förmlich erstarrt. Eine entsetzliche Angst, begann ihm die Kehle zusammenzuschnüren. Die Schatten der Köpfe an der Wand beunruhigten ihn. Er verfolgte sie mit ängstlichen Augen und wagte kaum, sich auf seinem Stuhl zu bewegen. Betrübt war er nicht, er vermochte die ganze Sache immer noch nicht zu begreifen.

Doch als nun die beiden Mädchen vom Scheintode zu sprechen begannen, da fühlte er, wie sich ihm die Haare sträubten und ihn eine Gänsehaut überrann.

Er fragte die Köchin, während er sich nicht zu bewegen wagte:

— Wie .... wie sieht eigentlich ein Toter aus?

Sofort erzählten beide Dienstmädchen von allen Leichen, die sie erblickt, von ihren Eltern, von Geschwistern, Freunden. Die Emma hatte einmal einen Erhenkten gefunden und schilderte das, während die Köchin vom gräßlichen Aussehen ihrer Großmutter sprach, die auf freiem Felde beim Gewitter vom Blitze erschlagen worden war.

Die Schwestern gruselten sich und weinten. Sylvester aber überkam eine solche Furcht, daß er kein Wort und keine Frage mehr über die Lippen brachte.

Als die Köchin und das Hausmädchen endlich an ihre Arbeit in die Küche zurückkehrten, blieben die vier Geschwister am Tisch sitzen. Die Mädchen unterhielten sich leise, während ab und zu noch die eine oder die andere schluchzte. Sylvester beteiligte sich nicht am Gespräch. Vor sich hinbrütend saß er da, bis es zehn Uhr schlug. Da sprach Mariechen:

— Die Eltern sind noch nicht zurück. Wer weiß wie

lange das noch dauern kann. Wir wollen lieber zu Bett gehen, Fanny. Komm, Ida, es ist Zeit.

Dann fügte sie in ihrer bemutternden Art noch ein paar Ratschläge für die Schwestern hinzu und sagte befehlend zu Sylvester:

— Sylvester, Du mußt gehen. Wir wollen uns ausziehen.

In seinem Inneren rang die Furcht, allein sein Zimmer zu betreten mit dem Stolz, den Mädchen nicht zu zeigen, daß er sie heute brauchte. Doch er bekämpfte sich so sehr er konnte, sagte Gute-Nacht und ging nach der Küche.

— Es ist doch ein gefühlloser Junge! Nicht eine Thräne hat er für die arme Tante und den armen Onkel gehabt! — meinte Mariechen, als er gegangen war. Dann legten sich die Schwestern, nachdem sie die Thüren verriegelt hatten, zu Bett, weinten noch eine Weile und schliefen ein.

Sylvester war nur so durch den Korridor gehuscht, weil er sich fürchtete. Er bat Emma, ihm Licht anzustecken, und folgte dem Mädchen, wobei er sich immerfort umsah, in sein Zimmer. Auch er verriegelte die Thür: zum Eßzimmer einerseits, zu den Schwestern auf der anderen Seite. Dann lief er, so schnell er konnte, zu seinem Bett, setzte sich und begann sich auszukleiden. Dabei zog er die Beine hoch und entledigte sich der Hose auf der Decke, weil er sich plötzlich in seiner Furcht eines Buches entsann, das ihm die Köchin zu lesen gegeben, in dem ein Mörder sich unter der Bettstelle versteckt hatte.

Schnell warf er alles von sich und verkroch sich. Das Licht ließ er auf dem Tisch brennen. Um es auszulöschen, hätte er aufstehen müssen, und das wagte er

nicht. Auch die Zähne putzte er sich nicht, wie allabendlich die Mutter verlangte, damit er nicht durch Vernachlässigung Schmerzen und Zahnarztkosten verursache. Er lag da, ohne sich zu rühren, ohne schlafen zu können und zog sich schließlich die Decke über den Kopf. Erst um elf Uhr kamen die Eltern nach Haus. Er hörte Tante Gustels thränenerstickte Stimme im Nebenzimmer den Schwestern erzählen, und gleich darauf rüttelte man an seiner Thür. Eilig sprang Sylvester auf, um zu öffnen. Die Mutter schloß ihn in die Arme. Sie hatte sehr rote Augen, aber sie weinte nicht. An des Sohnes Bett kauerte sie sich hin und sprach ihm Trost zu, der doch gar keine Trauer, nur Grauen und Furcht empfunden.

Sylvester hörte zu, doch nach einer Weile konnte er nicht mehr an sich halten und fragte ängstlich:

— Mutter ... nicht wahr, ich muß sie nicht sehen!

Sie schüttelte den Kopf:

— Du kannst sie nicht wiedersehen. Sie sind beide nach dem Obduktionshause geschafft. Wir sehen sie alle nicht wieder!

Sylvester atmete erleichtert auf. Die Mutter meinte weich:

— Die liebe Tante sah so schön friedlich aus. So lieb! Die arme Tante ....

Dabei weinte sie plötzlich herzbrechend. Da Sylvester seine geliebte Mutter so unglücklich sah, schnitt es ihm ins Herz und endlich rannen auch ihm die Thränen.

13.

Beim Begräbnis vom Großonkel und der Großtante hatte Sylvester seinen dunklen Anzug an. Er trug schwarze Strümpfe so wie so und einen schwarzen Winterüberzieher, sodaß ihm gar keine neuen Kleidungsstücke angefertigt zu werden brauchten. Nur einen Flor bekam er um den linken Arm, den ihm die Mutter festnähte.

Die Schwestern aber erhielten Trauerkleider, im Hause selbst angefertigt mit Hilfe einer Näherin, die in den Familien auf Arbeit ging. Sie waren so mit ihrer Garderobe beschäftigt, daß ihnen die Zeit schnell verging und sie zur Trauer wenig Gelegenheit fanden.

Sylvester jedoch war wirklich betrübt. Er fühlte nun erst recht, daß er die beiden alten Leute wirklich lieb gehabt hatte, auch den Major, wenn der auch bei seinen zweiundsiebenzig Jahren etwas einsilbig geworden war und sich nicht mehr so um die Kinder gekümmert hatte. Der Tod Tante Clementines ergriff den Knaben vor allem. Sie war immer gut und lieb mit ihm gewesen, hatte ihm oft etwas geschenkt und stets seine Partei ergriffen.

Das Begräbnis machte auf Sylvester großen Eindruck: die beiden Särge nebeneinander, die brennenden Lichter, der Gesang, die schöne, nur für Geduld und Auffassungskraft des Knaben etwas zu lange Rede des Oberhofpredigers von der Sophienkirche, zu der die Verblichenen gehört hatten, dann die große Menschenmenge, die der traurige Fall herbeigelockt, und vor allem das Schießen über dem Grabe des Majors, weil der alte Soldat noch ein Kämpfer aus den Befreiungskriegen gewesen.

Aber allmählich verwischten sich die Eindrücke, und

die bevorstehende Osterversetzung nahm all sein Denken und Sinnen gefangen. Ehrgeiz hatte den Knaben überkommen: er wollte sich unbedingt für den endlichen Eintritt in das Gymnasium als Erster behaupten, und dennoch glückte es ihm nicht. Sylvester mußte nach Schluß der Schule mit der Nachricht nach Haus kommen, daß ihn ein Mitschüler überholt: er war Zweiter geworden.

Nun erhielt er keinesfalls eine Schülermütze.

Sylvester fürchtete sich vor dem Augenblick, wo er dem Vater die Mitteilung machen sollte und den üblichen, verschlossenen Briefumschlag mit dem Zeugnis übergeben mußte.

Wieder wie vor einem Jahre saß der Hauptmann in seinem Zimmer, diesmal nicht bei der Familiengeschichte, sondern dabei, den Nachlaß der beiden alten Leute zu ordnen, für die Mutter und Tante Gustel, die zu gleichen Teilen zu Erben eingesetzt worden waren. Als Sylvester meldete, daß er Zweiter geworden, machte die Mutter ein betrübtes Gesicht und beobachtete ihren Gatten. Der neugebackene Sextaner stand wie ein armer Sünder da und erwartete einen tüchtigen Rüffel. Doch nichts dergleichen. Der Hauptmann öffnete das Zeugnis und las sofort die Schlußbemerkung des Klassenlehrers laut vor:

Als Zweiter versetzt. Hat bei sonst gleichen Leistungen den ersten Klassenplatz dem älteren Mitschüler überlassen müssen.

— Wer ist denn der Ältere? — fragte der Hauptmann. Sylvester sagte entschuldigend:

— Das ist ja Svendsen, Vater. Der Norwege, der ist schon zwölf Jahr. Aber als Norwege durfte er in der Klasse sein, obgleich er zu alt ist.

— Norweger! — verbesserte der Vater, der immer auf genaues Sprechen hielt. Dann zog er Sylvester zu sich, und weil er seine weiche, gute Stunde hatte, nahm er die Mutter bei der Hand und sagte:

— Sylvester, ob Erster oder Zweiter, darauf kommt es gar nicht so an. Die Hauptsache ist nur, daß Du Deine Pflicht gethan hast. Ich weiß ja, daß Du ein guter Junge bist. Nun will ich Dir auch etwas sagen. Wir haben bisher immer sehr darauf sehen müssen, daß jede unnütze Ausgabe vermieden wurde. Ich habe Dir absichtlich bei Zeiten gesagt, wie unsere Verhältnisse sind, damit auch Du Dich in Acht nimmst, so jung Du bist . . . ja wohl . . . ja wohl . . . das ist ganz gut . . . . ich sage es euch immer: hätte mein seliger Vater das bei Zeiten uns Kindern beigebracht, ich meine den Wert des Geldes . . so . . . genug, ihr versteht mich. Übrigens mußt Du nicht etwa denken, Sylvester, daß ich von meinem lieben, seligen Vater Schlechtes sagen will, denn Du sollst Vater und Mutter ehren . . . . Genug, ganz so schlimm ist es jetzt nicht mehr mit uns bestellt, Dank dem guten Großonkel und der armen Tante Clementine . . . . . Ich habe Dir von unserer Not und unseren schlechten Zeiten erzählt, nun kann ich Dir auch eine Besserung in unseren Verhältnissen mitteilen. Ich weiß, Du bist verschwiegen, mein Junge, und Du bist nun mal der, auf dem unsere Familie ruhen wird, der letzte Deines alten Namens. Dafür sollst Du bei Zeiten, meine ich, Verständnis bekommen. Also . . . Sylvester . . . hast Du irgend einen Wunsch . . . Mutter und ich werden einmal sehen . . . vielleicht können wir ihn Dir erfüllen . . . . .

Sylvester hatte der langen Rede zugehört, ohne sich zu bewegen, weil der Vater sonst, wie er wußte, ungeduldig wurde, nun platzte er aber sofort los:

— Eine Schülermütze. Grün mit weißem Streifen. Aber gleich ...

14.

Endlich war Sylvester Gymnasiast. Von seiner grünen Mütze ließ er nicht mehr. Er kam sich nun sehr fortgeschritten, alt, reif und groß vor und ließ das die Schwestern bis auf die kleine Ida durch fast gänzliche Nichtachtung fühlen.

Das Lateinische machte ihm sehr großen Spaß. Mit besonderer Vorliebe nannte er bei Tisch einzelne Gegenstände wie mensa lateinisch, wobei ihn natürlich nur der Vater verstand sowie etwa Onkel Gottfried, wenn er anwesend war, was verhältnismäßig häufig geschah. Er kam gern, um die Lücke auszufüllen, die in den Familienkreis durch den Tod der beiden alten Leute gerissen war, und brauchte sich auch keinen Zwang aufzuerlegen, weil er wußte, daß es den Geschwistern pekuniär so viel besser ging.

Aber dennoch war die Erbschaft durchaus nicht so bedeutend gewesen, wie der Hauptmann in seinen Träumen des ersten Augenblickes geglaubt hatte, denn die Pension des Majors fiel weg, dazu ein paar Legate für die alten Dienstboten. Endlich war die Kapitalanlage, die Tante Clementine ganz ihrem Bruder überlassen gehabt, wunder-

barerweise trotz der Vorsicht des Majors in Geldbingen nicht eine sehr glückliche gewesen.

Trotzdem sprach der Hauptmann davon, einen Diener zu halten. Die alte Burschenlivree wurde wieder hervorgesucht, die seit 1860, nun also zehn Jahre, auf dem Boden geruht, und es wurde beraten, welche Kleidungsstücke durchaus neu zu machen seien.

Als Onkel Gottfried von dem Plane hörte, durch die Mutter, die Angst bekommen hatte vor den mit der Änderung verknüpften Ausgaben, beschloß er, seinem Bruder die Sache auszureden, und der Hauptmann erwies sich auch ganz zugänglich. Er sagte zwar:

— Es hat mich immer im stillen gewurmt, daß, wenn wir Besuch haben, ein Mädchen anmeldet. Das gehört sich nicht in einem guten Hause. Unserm Vater hätte man nur mal damit kommen sollen. Das ist es ja schließlich, was uns noch immer trotz allem von anderen unterscheidet: wenn sie auch das große Portemonnaie haben, ihre Diener und Kutscher in Eskarpins herumlaufen lassen und im Pelz auf den Bock. Eines bleibt uns nun doch, was sie uns nicht nachmachen können, nämlich das Wappen auf den Knöpfen.

Damit war die Angelegenheit abgethan und die Livreen wurden wieder auf dem Boden verpackt.

Sylvester hatte das Gespräch der Brüder angehört. Als er später mit Onkel Gottfried allein war, fragte er ihn, bei dem er sich über alles unterrichtete, was er dem Vater nicht vorzulegen wagte:

— Onkel, habe ich denn auch das Wappen?

Der Onkel verzog die Mundwinkel:

— Gewiß, Sylvester. Aber Du bist noch zu jung

dazu. Endlich, lieber Kerl, verstehst Du, in unserer Zeit ist es nicht damit abgethan, sein Wappen vorzuzeigen, sondern jeder, der eins hat, sollte es sich selbst erwerben müssen durch eigene Leistung. Dadurch bekommt es erst Wert. Aber Du bist dazu noch zu jung. Das wirst Du später einmal einsehen. Heute sollst Du Dich überhaupt um solchen Unsinn nicht kümmern.

Sylvester schwieg, aber wieder wurmte ihn die Antwort, daß er noch zu jung sei, und wieder kam ihm flüchtig, wie früher schon einmal, der brennende Wunsch, erwachsen zu sein, und diese ganze Zeit des Gymnasiums überspringen zu können.

Dann fing er einmal ein Wort des Vaters auf, der mit der Mutter über Onkel Gottfried etwas erregt sprach und sagte, jener predige lauter Sachen, die er selbst nicht befolge. Er rede unausgesetzt von Pflichten des Adels, der von jedem einzelnen erst neu zu verdienen sei, und doch hätte er selbst ihn sich entschieden nicht verdient, wenn er ihn nicht schon besessen, denn eigentlich habe doch Onkel Gottfried sein Lebtag immer nur geträumt und geredet, und in Wirklichkeit niemals etwas Vernünftiges gethan.

Das wußte sich Sylvester nicht gut zusammenzureimen, aber er wagte keine Frage, da ihm die Mutter geboten, niemals dem Vater etwas von Onkel Gottfried zu erzählen.

Die Brüder vertrugen sich jetzt sehr gut, ohne kleine Reibereien ging es nicht ab, doch schieden sie nicht im Groll, wenn sie einmal verschiedener Meinung gewesen: der Major goß nicht mehr Öl ins Feuer, und es war nur noch einer gegen einen. Verkehr aber hatten Geyers

fast gar nicht, bis auf ein paar alte Regimentskameraden, die jedoch nur selten, und dann nur auf ein paar Stunden zum Thee erschienen.

War wirklich einmal Besuch da, so blieb Sylvester den ganzen Abend für sich in seinem Zimmer und las. Dem Lederstrumpf war Conanchet der Indianerhäuptling, gefolgt, dann die Dakotahs, und schließlich ein Indianerbuch nach dem anderen. Der Knabe verschlang sie nur so. Den Lederstrumpf hatte er viermal gelesen. Darüber fing Sylvester an, seine Schularbeiten zu vernachlässigen.

Früher war es nie geschehen, daß er mit einer unvollendeten Arbeit in die Schule gekommen wäre oder gar ohne Präparation. Als es aber das erste Mal geglückt war und auch die folgenden Male gut abliefen, merkte Sylvester, daß es auch ohne häusliche Arbeit ging, wenn man nur in der Klasse ordentlich aufpaßte. Das aber, that er. Niemals nahm er ein Indianerbuch in die Schule mit.

Doch ganz allmählich wich seine Aufmerksamkeit. Er dachte an das, was er zu Hause gelesen, mit lebhafter Fantasie malte er sich Gefahren und Schrecknisse seiner Helden aus und dichtete sein Buch weiter. Kehrte er dann wieder in die Wirklichkeit zurück, so verstand er oft das nicht mehr, was der Lehrer erklärte, weil er den Vordersätzen nicht gefolgt.

Zuerst erschrak er darüber und suchte nun mit verdoppeltem Fleiß nachzuholen, was er verfehlt. Da er immer noch den anderen voraus war und eine schnelle Fassungsgabe besaß, so gelang es ihm auch leicht. Aber einmal, im Lateinischen, als der Ordinarius der Sexta,

ein langer, hagerer, etwas pedantischer Philologe, der für die kleinen Leute nicht recht paßte, die Geheimnisse der zweiten Deklination besprochen hatte und nun das Musterbeispiel der Reihe nach deklinieren ließ, wußte Sylvester nicht die Antwort. Als er zögerte, schrie ihm Gabler aus zwei Bänken Entfernung das Wort zu.

— Gabler, Du brauchst nicht vorzusagen, spare Deine Weisheit lieber für Dich! — meinte überlegen der Lehrer.

Dieses Mal war es noch so abgelaufen, doch bald hielt es der Ordinarius für angezeigt, Sylvester zu ermahnen, nicht zurück zu gehen. Aber Sylvester ging zurück. Er fand keine Freude mehr an der Schule. An den Abenden zu Haus vernachlässigte er seine Pflichten vollkommen. Er dachte nur noch an seine Indianerbücher, die er sich von den Schulfreunden zusammenborgte.

Der Hauptmann merkte nichts davon, denn er vertraute Sylvesters Fleiß und betrat niemals abends das Zimmer, in dem er den Knaben bei der Arbeit wähnte. Einem Skatklub war er beigetreten, der mehrmals die Woche zusammenkam und aus Herrn von Hollbeck, sowie noch zwei ehemaligen Regimentskameraden, einem Major und einem Oberst außer Dienst bestand.

An den Abenden, wo keine Partie stattfand, war aber Onkel Gottfried da — ein Verächter des Skats, das nach seiner Ansicht eine Beschäftigung für Menschen war, die keine Interessen hatten — oder die Eltern gingen wohl ab und zu einmal ins Theater. Der Hauptmann drängte dazu, weil er sich langweilte, und er rechtfertigte es vor sich selbst mit den Worten:

— Wir haben uns immer alles versagt, nun, wo es

uns pekuniär besser geht, wollen wir auch noch was vom Leben haben, ehe wir in die Grube fahren.

Da wurde dann Tante Gustel mitgenommen oder eines der Mädchen. Niemals jedoch Sylvester, weil er in seinen Arbeiten nicht gestört werden sollte. Daß diese Arbeiten in Lektüre bestanden, ahnte nur die Mutter, die Sylvester ein paarmal dabei ertappt, wie er bei ihrem Eintreten ins Zimmer hastig ein Buch versteckt, in dem er gelesen. Sie machte ihm Vorwürfe, doch nicht allzu streng, denn ihrem kleinen Liebling konnte sie nicht böse sein. Dem Vater aber sagte sie nichts, weil Sylvester auf ihr Befragen antwortete:

— Mutter, ich bin noch immer gut in der Klasse!

Sylvesters Freund Gabler teilte dieselbe Leidenschaft wie er für die Indianergeschichten, und von ihm bezog er fortwährend neue Bände. Nun fing Sylvester an, die Bücher auch mit in die Klasse zu nehmen und unter der Bank zu lesen. Da er auch hier wiederum sah, wie leicht das ging und lange Zeit hindurch kein Lehrer etwas merkte, so wurde er so sicher darin, daß er überhaupt fast nicht mehr aufpaßte.

Im Gablerschen Garten spielten die Knaben Indianer. Von der Köchin hatte sich Sylvester die Federn einer alten Henne geben lassen, die nähte ihm die Mutter an ein Stirnband, sodaß er nun einen Kopfschmuck besaß und auf den Kriegspfad gehen konnte. Dazu hatte ihm Onkel Gottfried Bogen und Pfeile geschenkt. Aus Holz hatte er sich selbst ein Bowiemesser geschnitzt.

Jeden Mittwoch sowie jeden Sonnabend Nachmittag der frei war, gingen der dicke Gabler und Sylvester in den Garten auf der Chemnitzerstraße. Im dichtesten Ge-

büsch an der Mauer vom Nachbargrundstück hatten sie sich aus Hopfenstangen und alten Decken ein Wigwam gebaut, in dem sie schwatzend lagen, an ihren Waffen schnitzten und Überfälle in der Nachbarschaft ausbrüteten. Eine Scheibe hatte der Dicke bekommen, nach der sie mit ihren Pfeilen schossen oder mit den hölzernen Tomahawks warfen, und wenn der Abend niederzusinken begann, schlichen sie durch die Büsche und Boskette des ausgedehnten Gartens, um sich eine Beute zu suchen.

Sylvester war glücklich darüber. Er träumte die ganze Woche nur von diesen Nachmittagen. Er zitterte, daß sich irgend etwas in den Weg stellen möchte, was ihn hindern könnte zu Gablers zu gehen, und als er einmal Besuch kommen sah, in der Minute, wo er das Haus verlassen wollte, versteckte er sich im Flur hinter dem großen Wäscheschrank, um nur ja nicht etwa zurückgehalten zu werden. Dann stürmte er davon. Heute durfte er keinesfalls fehlen, denn es galt eine große Unternehmung, zu der Gabler den Plan ausgeheckt.

Sie wollten mit ihren Waffen bewehrt in den Plauenschen Grund gehen, ein Thal, etwa eine Stunde von Dresden entfernt gelegen. Dort wußte der Dicke sehr gut Bescheid, weil ein Bruder seines Vaters da ein großes Dampfsägewerk besaß. Er sagte als sie auszogen:

— Du, Sylvester, wir wollen auf die Jagd gehen! Paß mal auf!

Sylvester wollte wissen, was gejagt werden sollte, aber Gabler that sehr geheimnisvoll.

Bogen und Pfeile hatten sie daheim lassen müssen, das wäre zu auffällig gewesen, aber aus einer Holzgabel und ein paar starken Gummibändern hatte der Dicke ein

Katapult gefertigt, mit dem er Rehposten verschoß. Er besaß darin große Geschicklichkeit und traf das Schwarze der Scheibe auf fünfzig Schritt mit den Bleistücken, daß die Pappfetzen nur so herumflogen. Da Sylvester kein Katapult besaß, so steckte er seinen hölzernen Tomahawk zu sich, um wenigstens irgend eine Waffe zu haben. Er verbarg das Beil unter der Weste. Das ermüdete ihn bereits auf dem Hinwege, sodaß er, als sie nun wirklich im felsumschlossenen Plauenschen Grunde ankamen und im Walde zu klettern begannen, dem Freunde erklärte, daß er den Tomahawk entweder wegwerfen wolle oder in der Hand offen tragen.

— Wir dürfen uns nicht vorher verraten! Die Bleichgesichter sollen nicht wissen, daß die große Schlange und der weißköpfige Geyer auf dem Kriegspfade sind! — meinte Gabler wichtig. Aber da sie sich abseits von den Wegen im Walde befanden, der hier ziemlich dicht und hoch stand, so kamen sie überein, daß es nichts schaden könne, wenn Sylvester jetzt seinen Tomahawk offen trüge. Er zog ihn also mit einem Tone der Erleichterung unter der Weste hervor. Dann setzten sie sich ins Gebüsch und begannen Kriegsrat zu halten. Gabler entwickelte seinen Plan.

Es war auf die Katze des Burgmüllers abgesehen, des Nachbarn von Gablers Onkel. Die sollte erlegt werden. Sie war reif, denn sie wurde täglich frecher, wie der Dicke auseinandersetzte, obwohl er sie seit dem Herbst des vorigen Jahres nicht mehr gesehen hatte.

— Du, Sylvester, machst Du mit?

Er gab ohne Zögern seine Bereitwilligkeit zu erkennen, sodaß der dicke Gabler nun die Einzelheiten auseinandersetzen konnte.

An und für sich schien die Unternehmung nicht so besonders schwierig zu sein, vorausgesetzt, daß die Katze noch lebte und sich noch im Besitz des Burgmüllers befand. Weshalb es sich der Mühe verlohnte, den Kriegspfad zu betreten, war die Schwierigkeit, daß weder der Besitzer des feindlichen Tieres etwas merken durfte, noch auch Gablers Onkel. Denn dann hätten unfehlbar Gablers Eltern die Geschichte erfahren, und denen hatte er beim Fortgehen gesagt, sie wollten auf der Wiese beim Bergkeller Ball spielen.

Es gab aber nur eine Möglichkeit, gedeckt heranzukommen, nämlich durch den Garten des Sägewerkes. Das erhöhte natürlich Reiz und Schwierigkeit.

Die Knaben überlegten hin und her, wie sich der Überfall am besten ausführen ließe, und um nicht von den heimatlichen Gebräuchen draußen in Urwald und Prärie abzuweichen, zog Gabler eine Pfeife hervor, die er selbst durch Aushöhlen des breiten Korkes einer Senfbüchse und seitwärts Einstecken eines großen Schilfrohres angefertigt.

Die Füllung bestand aus trockenen Weinblättern und zerstampften Cigarrenresten aus dem Aschenbecher in Herrn Gablers Zimmer. Das Zeug brannte schlecht und entwickelte zur großen Freude der Knaben einen erstickenden Rauch. Aber trotzdem ließen sie die Friedenspfeife von Mund zu Mund wandern.

Als es Sylvester ein wenig übel zu werden begann, schlug er vor, den Rest des glimmenden Gemenges fortzuschütten, um auf den Kriegspfad zu gehen. Gabler hatte nur darauf gewartet, ihm war längst unwohl zu Mut, aber er schämte sich, den Anfang zu machen. Er deckte ein paar Steine und Erde über den Pfeifenrest und sprach:

— Die große Schlange löscht das Feuer des Friedens. Nun wird sie mit dem weißköpfigen Geyer die Jagdgründe der Bleichgesichter beschreiten.

Sylvester konnte mit der Sprache nicht so fort wie sein Freund. Er sagte nur ja, und wußte nichts weiter darauf zu erwidern.

Sie schlichen nun, so leise sie konnten, sorglich darauf bedacht, sich nicht durch das Knicken trockener Äste am Boden zu verraten, durch den Wald dem Sägewerk zu. Sylvester hatte krampfhaft seinen Tomahawk mit den Fingern umspannt. An der mäßig hohen Gartenmauer angelangt, hielten sie inne und spähten nach allen Seiten. Der Dicke war zuerst hinüber. Sylvester, etwas zaghafter, folgte. Dann ging es zwischen verwilderten Laubgängen hin, dicht und für den Blick undurchdringlich.

Plötzlich vernahmen sie Stimmen.

— Achtung! — mahnte Gabler. Da sie Schritte auf dem knirschenden Kies nahen hörten, sprangen sie schnell zur Seite und duckten sich hinter einer Buchsbaumhecke. Sie war aber niedrig, sodaß sie sich der Länge nach am Boden ausstrecken mußten

Zwei Männer gingen vorüber: ein dicker, behäbiger, und ein schmächtiger mit einer Baumschneideschere in der Hand. Vor den Knaben blieben sie stehen, und der Große besprach mit weithinschallender Stimme eine Änderung in der Gartenanlage. Sylvester war so aufgeregt, daß er meinte, man müßte sein Herz klopfen hören. Er hatte in einem Indianerbuche gelesen, wie eine versteckte Rothaut sich allein durch das Glänzen des Augapfels verraten. Deshalb meinte er, die Augen schließen zu müssen, damit sie nicht etwa entdeckt würden.

Endlich gingen die beiden weiter. Gabler tuschelte:

— Das war mein Onkel mit dem Gärtner!

Sylvester war ruhiger geworden. Sie setzten ihre Wanderung fort, womöglich noch vorsichtiger wie vorher und langten bald an der gegenüber liegenden Mauer des Gartens an, die überklettert ward. Nun befanden sie sich in den feindlichen Jagdgründen, einer schlechtgehaltenen Obstanlage, in deren Mitte eine Scheune stand.

— Da hinten liegt das Wohnhaus! Dort ist der Feind! — sagte Gabler, auf das Gebäude deutend. Auf allen Vieren schlichen sie jetzt über den Rasen, durch Gestrüpp und Gebüsch vorwärts, immer dazwischen innehaltend, um zu lauschen, ob sich ihnen niemand nähere. Einmal blieb der Dicke an einem Aste hängen. Es gab ein großes Rasseln und Lärmen. Sie erschraken und duckten sich. Nach einer Weile setzten sie jedoch ihren Weg fort.

Plötzlich hielt Sylvester inne. Er hatte vor einem Stallfenster neben der Scheune eine große, schwarz-grau gestreifte Katze entdeckt, die ahnungslos in der Sonne lag und sich wärmte. Sylvester gab Gabler ein Zeichen. Beide blieben regungslos. Sie lauschten zuerst, ob auch alles ruhig bliebe. Nichts Verdächtiges war zu hören, nur ein paar Vögel zwitscherten in den Büschen. So machte denn der Dicke seine Waffe bereit, nahm die Gabel in die linke Hand und straffte die Gummizüge mit der Rechten, zur Prüfung.

Aber der Standpunkt war nicht günstig, denn das Geschoß mußte unfehlbar das Stallfenster treffen, wenn es auch nur um Fingerbreite sein Ziel verfehlte. Deshalb meinte der Dicke:

— Du, Sylvester, wenn die Kugel den Feind durch-

bohrt, dann fliegt sie in die Scheiben . . . Wir müssen lautlos jagen, daß die Bleichgesichter nicht unsere Fährte finden!

Sylvester antwortete überzeugt, entschlossen, zitternd vor innerer Erregung:

— Die Kugel muß durch und durch gehen! Durch . . . und . . . durch . . .

Sie beratschlagten flüsternd, was zu thun sei. Die Entfernung war für den Schuß gerade recht. Die Gelegenheit so günstig, wie nur irgend möglich, denn wenn sich die Katze nun verkroch, so konnten sie stundenlang warten, bis sie wieder zum Vorschein kam und dazu hatten sie keine Zeit, denn beide mußten zum Abendessen wieder zu Haus sein.

— Wir müssen sie aufscheuchen! — meinte Gabler. Das machte Sylvester großen Eindruck:

— Du mußt sie im Sprunge ermorden!

Aber der Dicke fürchtete zu fehlen. Sylvester, dem es in allen Gliedern zuckte, selbst zu schießen, griff nach dem Katapult:

— Laß mich doch. Ich treffe sicher.

Natürlich ärgerte sich Gabler darüber:

— Nein, ich schieße. Mir gehört's . . . . .

Sie gerieten in Streit und machten Lärm dabei, sodaß die Katze aufmerksam wurde, sich zum Entfliehen zusammenduckte, und scheu um sich äugte. Da zögerte Gabler nicht länger, legte einen Rehposten auf sein Schleuderleder, straffte die Gummischnuren und ließ sie fahren.

Ein Klirren und das Fenster war in tausend Stücke, die Katze verschwunden. Sylvester erschrak, denn sofort tönte es aus dem Stall:

— Verdammte Schweinerei, was ist das!

Ehe die Knaben noch recht an Flucht gedacht, erschien ein Knecht mit aufgestreiften Hemdärmeln, sah sich um, erblickte sie und lief auch sofort auf sie los.

Sylvester ließ seinen Tomahawk im Schreck liegen und wandte sich gegen die Mauer, über die sie eben erst gekommen. Da er jenseits hohe Bäume sah, so meinte er den Wald, aus dem sie gekommen, wieder gewonnen zu haben, half sich mit den Fußspitzen an vorstehenden Steinen, schwang sich auf die Höhe der Mauer, und sprang auf der anderen Seite hinab, in weiche Gartenerde, sodaß er sofort inne wurde, daß sie diesen Weg entschieden nicht gekommen waren.

Deshalb blieb er unten stehen und lauschte. Von Gabler war nichts mehr zu hören, aber auch von ihrem Verfolger nichts. Es war ihm doch ängstlich zu Mut in dieser Stille. Und plötzlich schnürte es ihm derartig die Kehle zusammen, daß er einen Entschluß faßte, durch die Büsche brach und spornstreichs davon lief.

Er befand sich auf frischbeschüttetem, wohlgepflegtem Wege. Rechts von ihm lag ein hübsches, kleines Landhaus, und er erblickte ein offenes Gartenthor vor sich, das auf die Straße zu führen schien. Dorthin steuerte er instinktiv in eiligem Lauf. Da tönte hinter ihm des Knechtes Stimme:

— Halt da! Halte doch, verfluchter Bengel!

Sylvester strengte Lungen und Beine bis aufs äußerste an, um seinem Verfolger zu entkommen, doch er hörte und fühlte ihn immer mehr und mehr sich nähern. Zwar gelang es ihm noch, durch das Thor zu schlüpfen und mit letzter Anstrengung ein Stück die Straße hinabzu-

eilen, aber mit einem Male bekam er heftige Seitenstiche und die Kräfte verließen ihn. Schwer legte sich ihm eine Hand auf die Schulter und der Knecht sprach:

— Du zerschmeißt also immer die Fensterscheiben bei uns! Na paß mal auf, mei' Junge. Zur Bolizei wirschte gepracht!

Dabei nahm er ihn beim Arm und schleppte ihn in den Garten zurück. Gablers Onkel begegnete ihnen dort. Mit dem sprach der Knecht über Sylvester. Er wollte nur einmal eine Jacke anziehen und ihn dann gleich zur Polizei schaffen. Währenddessen blieb Sylvester mit dem großen, vierschrötigen Manne allein, der ihn fragte, wer der andere Knabe gewesen sei, von dem der Knecht ihm gesprochen.

Sylvester wußte, daß er voraussichtlich allen Unannehmlichkeiten entgehen würde, wenn er sagte, es sei der Dicke gewesen. Doch er verwarf das als „Angeberei". Lieber wollte er mit zur Polizei gehen, als seinen Freund verraten. Aber er gewann es über sich, dem Sägewerkbesitzer, zu dem er unwillkürlich mehr Vertrauen hatte, als zu dem ungebildeten Knecht, die Bitte vorzutragen aus Rücksicht für seinen Vater, dem die Sache sehr unangenehm sein werde, von einer Anzeige abzusehen.

— Wer ist denn Dein Vater? — fragte etwas freundlicher Gablers Onkel.

— Hauptmann außer Dienst von Geyer.

— Wo wohnt Ihr denn!

— Ammonstraße einundsiebenzig.

— So, so in Dresden. Hm! Hm! Na, mein Bürschchen, da . . . da . . . wollen wir mal die Polzei nicht weiter beunruhigen. Da magst Du die Dresche, die Du verdient hast, von Deinem Papa kriegen!

Dann sagte er dem Knecht, der mit seiner Jacke wieder erschien, er wolle einmal die Sache selbst in die Hand nehmen, denn bei ihm seien noch mehr Scheiben eingeworfen worden in den letzten acht Tagen, als drüben beim Burgmüller. Und er packte Sylvester beim Arm.

Auf der Wanderung durch den Plauenschen Grund hielt er ihn noch fest in der Befürchtung, der Knabe möchte entfliehen. Sylvester schämte sich und kam sich wie ein Verbrecher vor. Er kämpfte in seinem Inneren, ob er den fremden Herrn nicht bitten sollte, ihn loszulassen, doch das Wort wollte ihm nicht über die Lippen. Als sie sich aber den ersten Häusern des Dresdener Vorortes Plauen näherten, wurde ihm seine Lage so unerträglich, weil ihnen ein paar Vorübergehende lachend nachsahen, daß er endlich bat:

— Lassen Sie mich los, Herr Gabler. Mein Wort darauf, ich reiße nicht aus!

— Gabler? ich heiße nicht so. Wie kommst Du denn darauf? Gabler? — fragte der stämmige Mann erstaunt. Und im gleichen Augenblick dämmerte ihm die Wahrheit. Der Knecht hatte eine Beschreibung des anderen entflohenen Knaben geliefert. Nun da er den Namen des Bruders seiner Frau, Gabler hörte, wurde es ihm klar, wer seines Gefangenen Genosse gewesen sein müsse.

Er sagte es Sylvester auf den Kopf zu, doch der Knabe schwieg beharrlich, um den Freund nicht zu verraten. Das gefiel dem Sägewerkbesitzer so, daß er Sylvester los ließ und sich mit ihm zu unterhalten begann. Sie betraten zusammen das Haus. Der Fremde ließ sich melden:

— Ich bringe Ihren Sohn, Herr Hauptmann, der — wahrscheinlich in Gemeinschaft mit meinem sauberen Neffen Gabler — mein Name ist übrigens Herrfurth.....

Der Hauptmann verneigte sich:

— Von Geyer.....

Und Herr Herrfurth setzte seine Erklärung fort:

— ... der bei mir und meinem Nachbar seit acht Tagen über ein Dutzend Fensterscheiben eingeschmissen hat....

Sylvester, der wie ein armer Sünder dagestanden, richtete sich plötzlich auf und fuhr dazwischen:

— Das ist nicht wahr!

— Halts Maul! — rief der Hauptmann wütend. Doch Sylvester ließ sich nicht beruhigen und versicherte einmal über das andere, er sei noch nie draußen im Plauenschen Grunde gewesen und nur heute hätten sie eine Scheibe aus Versehen zertrümmert. Daß es Gabler gethan und gar nicht einmal er, das verschwieg er.

Der Hauptmann war sehr erzürnt. Er versprach dem fremden Herrn seinem Sohne einen ordentlichen Denkzettel zu geben und begleitete diese Ankündigung mit nicht mißzuverstehender Armbewegung, so daß Herr Herrfurth, der gar nicht mehr böse zu sein schien, noch für Sylvester um Gnade bat.

Sobald sich der Fremde entfernt hatte, begann der Vater seine Abrechnung zu halten, vor der Mutter die eingetreten war um zu fragen, was eigentlich vor sich gegangen sei:

— Das sind ja recht nette Geschichten. Wir warten und warten auf Dich mit dem Abendessen und Du kommst nicht. Und dann kommst Du so, so quasi... als Gefangener, als Strolch, der abgefaßt und eingebracht ist.

Obendrein hast Du gelogen. Du hast gesagt, Du gingst zum Ballspielen zum Bergkeller. Statt dessen läufst Du auf die andere Seite, ganz wo anders hin, nach dem Plauenschen Grund. Du bist also ein Lügner, Sylvester, ein Heuchler, ein Betrüger und ein Straßenjunge, der Fensterscheiben einschmeißt. Das ist fremdes Eigentum, an dem Du Dich vergriffen hast, also bist Du ein Dieb ....

Sylvester hatte regungslos vor ihm gestanden, bei dem Worte Dieb zuckte er zusammen. Der Hauptmann aber redete sich wie gewöhnlich immer mehr selbst in die Wut hinein:

— Ja, ein Dieb bist Du, ein ganz gemeiner Verbrecher überhaupt, und ... und ... an Deinen Vater scheinst Du gar nicht mehr zu denken, an Deinen Namen. Und ich muß mirs gefallen lassen, daß irgend ein Fremder kommt und sagt „Ihr Sohn, Herr Hauptmann, ist ein .... ein Dieb“ .... und der Mann ist im Recht ... ihr Sohn, Herr von Geyer ... ein Dieb ...... Himmeldonnerwetter, weißt Du nicht, was Du Deinem Vater schuldig bist? Soviel Hunderte von Jahren ist nun Dein alter Name nur mit Ehren genannt worden ..... Da soll doch ....

Dabei ergriff er seinen Stock, der auf einem Stuhl neben Handschuhen und Hut lag, noch wie der Hauptmann vom Spaziergange wiedergekommen, packte Sylvester und hatte ihn mit einem Griff übers Knie gelegt. Nun ließ er den Stock auf den Knaben unbarmherzig niedersausen.

Die Mutter warf sich dazwischen und wollte ihren Mann am Schlagen hindern, doch Sylvester stieß nicht einen Schmerzenslaut aus. Das erhöhte noch des Vaters Zorn, der seine Züchtigung für wirkungslos hielt und rief:

— Bengel, so brülle doch!

Sylvester kniff fest die Lippen aufeinander. Der Vater schlug weiter, bis plötzlich das dünne Stöckchen zerbrach. Nun hielt er erstaunt inne. Er sah den Sohn an. Sein Zorn war mit einem Male verraucht und Weichheit überkam ihn, sodaß er am liebsten Sylvester noch bedauert hätte, aber er zwang sich zur Strenge, die er für nötig hielt und sagte:

— Sylvester, geh sofort auf Dein Zimmer. Du wirst Dein Abendbrot dort bekommen. Nun sage Gute-Nacht.

Der Vater hielt ihm die Hand hin, doch der Knabe beachtete sie nicht, sondern drehte sich um und verließ das Zimmer.

— Der Bengel kriegt kein Abendbrot heute! — befahl da in erneuter Aufwallung der Hauptmann.

Sylvester legte sich sofort zu Bett ohne erst Licht anzuzünden. Thränen der Wut standen ihm in den Augen. Sie perlten heiß und warm auf sein Kopfkissen. Seine Lippe zitterte, er zuckte wie im Krampf zusammen. Eine ohnmächtige Wut hielt ihn gefangen. Dazwischen bedauerte er sich selbst und fühlte sich erhaben, dabei doch schmerzlich weich wie ein Märtyrer. Er hörte nebenan im Eßzimmer die anderen reden, er vernahm das Klappern der Gabel und Messer, und da er Hunger empfand fühlte er sich als Ausgestoßener um so unglücklicher.

Nach dem Abendessen kam die Mutter ganz verstohlen zu ihm. Sie hatte ihm heimlicherweise ein großes Stück Schwarzbrot mitgebracht, das sie auf die Bettdecke legte. Als er es aber von sich stieß, daß es zu Boden fiel ward auch sie böse und ging fort.

Nun lag er wieder allein. Er dachte an die Erlebnisse des Tages und da fiel ihm mit Schrecken ein, daß er ja seinen geliebten Tomahawk verloren. Das andere bereute er nicht, nur der Verlust that ihm leid und wie er noch darüber sann, griff er schließlich auf den Boden, tappte nach dem vorhin stolz verschmähten Brot und verzehrte es gierig, da er sich so keine Blöße gab, weil es niemand sah.

15.

Bald darauf, am 19. Juni 1870 kam Onkel Gottfried abends atemlos angestürzt:

— Wißt ihr denn schon, daß Frankreich den Krieg erklärt hat?

Sofort sprang der Hauptmann auf und es gab tausend Fragen, Betrachtungen und Überlegungen. Er geriet in große Aufregung, wie damals 1866 und sprach unausgesetzt auch in den folgenden Wochen noch davon, daß er wieder eintreten wolle, oder auf irgend eine Art und Weise seine Kräfte zur Verfügung stellen. Doch das siegreiche Vorgehen der deutschen Armeen machte alle seine Pläne wesenlos und er mußte sich darauf beschränken die Erfolge seiner ehemaligen Kameraden vom sicheren Hafen aus zu verfolgen.

Die Kriegsereignisse näherten die Brüder einander mehr und mehr, denn bei diesem Feldzuge war auch Onkel Gottfried mit ganzem Herzen dabei. Er hatte eine Spezialkarte von Frankreich mitgebracht, die auf einem Tisch im

Zimmer des Hauptmanns ständig ausgebreitet blieb, darauf wurden Nadeln eingepickt, auf das genaueste die Stellungen der Truppen angebend.

Sylvester schlich sich oft in des Vaters Stube, die er seit den letzten Prügeln niemals betrat, wenn der Hauptmann darin war, um auf der Karte die Namen zu verfolgen, von denen er immerfort hörte. Er redete in der Sexta davon mit den Mitschülern und gab dann das wieder über Kriegsaussichten, Fehler und großartige Leistungen, was er zu Haus gehört — beim Mittagessen oder abends, wenn Onkel Gottfried neue Depeschen vom Kriegsschauplatz mitbrachte.

Die Indianerzeit war vorüber, aber an seine Arbeiten dachte er gar nicht mehr. Zu Haus hörte er den Gesprächen der anderen zu und malte und studierte an Karten herum, wobei er dem Vater, falls dieser ihn einmal damit beschäftigt fand die Aufklärung gab, daß er Geographie zu lernen bekommen habe. In der Klasse zeichnete er Pläne und las verstohlen unter der Bank die Extrablätter vom Kriegsschauplatz oder die Morgenzeitung, die der dicke Gabler seinem Vater immer entführte, ehe er in die Schule ging.

Die ganze Sexta war Feuer und Flamme für den Krieg. In den Zwischenpausen auf dem Schulhofe wurde nur noch Soldaten gespielt, wobei Sylvester als Hauptmannssohn den Ton angab. Darüber gingen die Studien immer weiter rückwärts, und bei der Michaelisversetzung sank Sylvester auf den neunten Platz herab.

Er hatte große Angst es dem Vater zu gestehen, aber die Sache lief nicht so schlimm ab, wie er gefürchtet, denn der Hauptmann hielt ihm blos eine oberflächliche, immer

noch weitschweifige doch energielose Rede mit der Mahnung, zu Ostern die Scharte auszuwetzen. Dann war Sylvester entlassen.

Der Vater war zu sehr mit dem Kriege beschäftigt und trug sich mit neuen Plänen, die ihn die Schulangelegenheiten seines Sohnes fast vergessen ließen. Die Familiengeschichte hatte er endlich auf Onkel Gottfrieds Rat bei Seite gelegt:

— Nur vor der Hand, lieber Gottfried, weil die neue Aufgabe winkt, die mir in dieser großen Zeit, in der wir leben, sehr wichtig dünkt und sehr zeitgemäß: die Geschichte meines alten Regimentes zu schreiben. Glaube aber deswegen nicht, daß ich etwa unsere Familiengeschichte liegen lassen wollte. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und wir brauchen uns dessen, was unsere Vorfahren geleistet haben, wahrhaftig nicht zu schämen. Im Gegenteil.

Nun war er dabei für die Geschichte seines ehemaligen Regimentes Stoff zu sammeln, obwohl der Augenblick, wo das gesamte Offizierskorps in Frankreich stand, nicht gerade sehr geeignet erschien, um das Material zusammenzubringen.

Sylvester tröstete sich sehr schnell darüber, daß er in der Klasse herunter gekommen war, denn merkwürdigerweise war Gabler gestiegen, weil ihn der Ordinarius der Sexta gut beurteilt wegen seines offenen, energischen, wenn auch etwas rüpelhaften Wesens. Der Dicke war Zehnter geworden und saß neben Sylvester. Zu Hause erwähnte er nichts davon, denn seit dem Jagdzuge im Plauenschen Grunde stand Gabler beim Hauptmann sehr schlecht angeschrieben. Nur der Mutter war es bekannt geworden. Er verbarg wohl auch einmal etwas vor ihr, aber nicht

für sehr lange Zeit. Dann drückte es ihm das Herz ab, bis er es ihr gestanden, auch wenn er sich vorher vorgenommen, in knabenhaftem Trotz und aus einem gewissen Verheimlichungsdrange, es keinem Erwachsenen zu sagen.

Sylvester wußte, daß seine kleinen Geheimnisse bei der Mutter gut aufgehoben waren.

Onkel Gottfried vertraute er nicht mehr so sehr. Der ersten Bewunderung war eine leichte Entfremdung gefolgt: Durch den Krieg war der Knabe auf den Gedanken gekommen wie einst sein Vater Soldat werden zu wollen, und wenn auch bis dahin noch Jahre Zeit war, so sprach er doch schon jetzt davon, bei jeder Gelegenheit. Er trug einen kleinen Blechsäbel, den er von der Mutter, auf inständiges Bitten bekommen, wo er nur konnte. Er hatte sich aus Pappe Achselstücke geschnitten, die er sich an die Schultern steckte. Er war mit Gabler in jeder freien Minute an der nahen Kavalleriekaserne in der Reitbahnstraße, und sah begierig dem Reiten der Ersatz-Eskadron zu.

Und als gar die französischen Gefangenen in Dresden eintrafen gab es keinen glücklicheren Augenblick für ihn, als er ihr Lager mit der Mutter besuchen durfte. Beim Mittagessen fragte er den Vater, Sonntags als Onkel Gottfried da war:

— Nicht wahr, ich werde auch Offizier?

Und der Hauptmann hielt diese Gelegenheit gerade für sehr geeignet ein für allemal seine Meinung auszusprechen:

— Ich würde es nicht gern sehen, wenn mein Sohn diesen Beruf einschlüge. Trotzdem oder gerade weil ich ihm angehört habe und so besser wie andere seine Licht- und Schattenseiten kenne. Er erscheint jetzt unter den

glorreichen Waffenthaten unserer Truppen, im rosigeren Lichte, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Denn . . . denn . . . wenn ich auch gern in mein altes Regiment neu für den Krieg eingetreten wäre, und . . . kurz und gut . . . . die Offizierslaufbahn bringt doch manche Enttäuschungen mit sich, wie sie einem in einem anderen Berufe erspart bleiben . . . . . . Das sage, ich obwohl ich jetzt die Regimentsgeschichte schreibe und obwohl alle Geyers seit zehn Generationen, ich möchte fast sagen seit Menschengedenken Offiziere gewesen sind.

Onkel Gottfried hatte ihm vollkommen beigestimmt und — freilich nicht ohne lebhafte Widerrede seitens seines Bruders — noch hinzugefügt:

— Du weißt, ich bin gegen die unproduktiven Stände. Die künftigeren Generationen sollten zeitgemäßere Berufe ergreifen. Vor allem verflacht, versimpelt der Frontdienst und verengt den Horizont. Und nicht jeder kommt in den Generalstab. Auch Sylvester doch nicht totsicher.

Diese Rede gegen seine Pläne hatte Sylvester geärgert, und da er sich augenblicklich nicht mit Onkel Gottfried eins wußte in dieser, wie dem Knaben dünkte, wichtigsten Frage seines Lebens, so verlor er ein wenig das Vertrauen zu ihm.

In der Schule ging es seitdem nicht besser. Sylvester paßte gar nicht mehr auf und gab Veranlassung zu einer Ausstellung und Rüge nach der anderen. Aber die Freundschaft mit Gabler brachte ihn leicht darüber weg und der Vater erfuhr nichts davon.

Kurz vor Weihnachten an einem Mittwoch an dem nur früh Unterricht stattfand, mußte Sylvester zum ersten Male seitdem er in die Schule ging nachsitzen. Er hatte

kurz hinter einander zweimal in derselben Mathematikstunde nicht gewußt wovon die Rede gewesen. Nun saß er mit Gabler und noch zwei anderen, die das gleiche Schicksal ereilt, um zwölf Uhr, als die Schüler lärmend und fröhlich über den freien Nachmittag die Schule verließen, auf den harten Bänken.

Sie hatten drei Aufgaben bekommen, die sie dem Hebdomadar, dem Lehrer vom Wochendienst nach ihrer Lösung überreichen sollten. Die übrigen, auch Gabler, hatten sich sofort an die Arbeit gemacht. Jeder hatte eines der Rechenexempel übernommen, die sie in etwa fünf Minuten erledigt haben würden. Dann wollten sie von einander abschreiben. Wenn sie sich ein wenig beeilten, kamen sie immer noch zeitig genug nach Haus, so daß die Eltern nichts merkten.

Nur Sylvester rechnete nicht mit. Er lehnte am Fenster und sah auf den schneebedeckten Schulhof hinaus, bis einer der Arbeitenden brummte:

— Das glaube ich, Sylvester macht nicht mit und dann schmiert er von uns ab. Ich gebe meine Aufgabe nicht dazu her!

Verächtlich wandte sich Sylvester um:

— Ich will Deine Schmiererei gar nicht haben, dummer Esel!

Unter anderen Umständen wäre es zu einer Prügelei gekommen, aber die Nachsitzenden wollten keine Zeit verlieren, und Gabler, dessen Fäuste alle fürchteten, gebot Ruhe. Sie rechneten so schnell als möglich, schrieben von einander eiligst ab und packten ihre Bücher zusammen. Der Dicke gab sein Unreines, nachdem er noch die beiden anderen Aufgaben für seinen Freund darauf notiert, an

Sylvester. Dann rannten sie alle drei spornstreichs davon um dem Hebdomadar ihre Arbeiten abzugeben.

Sylvester war allein. Er dachte gar nicht an die Mathematikaufgaben. Er hatte sich im Trotz vorgenommen, sie keinesfalls zu machen. An dem Lehrer wollte er Rache nehmen, indem er so that als könne er die Aufgaben nicht lösen, und müsse nun nach dem Worte des Mathematikers solange in der Klasse bleiben, bis er sie vollendet und wenn das bis zum anderen Morgen gedauert hätte. Denn Sylvester war fest entschlossen nicht eher die Sexta zu verlassen, bis am nächsten Tage früh der Unterricht von neuem begann.

Wenn er dann krank würde, so fiel der Spieß herein und wurde womöglich wegen unmenschlicher Behandlung seiner Schüler fortgeschickt. Und das wollte er.

Das zu erreichen, galt es nur die Revision der Klassenzimmer zu umgehen. Deshalb versteckte sich Sylvester hinter dem Klassenschrank und wartete ab, daß der Hebdomadar seinen Rundgang durch die Schule gemacht hätte. Er hörte es halb und dreiviertel schlagen, doch niemand kam. Angstvoll wartete er Minute auf Minute, bis ein Uhr, doch er wagte sich nicht aus seinem Versteck hervor in der Befürchtung der Lehrer möchte in diesem Augenblick erscheinen und dadurch der ganze Plan zu nichte werden.

Er fühlte sich sehr unglücklich in seiner Ecke, in die er sich verbannt wähnte, obwohl ihn nur eigener Wille und Eigensinn dort festhielt. Er verfluchte in seinem Herzen die ganze Schule, die ihn ungerechterweise zwänge hier zu bleiben. Er dachte an seine Mitschüler, die nun längst zu Hause saßen, spielten oder aßen. Er malte sich

aus ob die Eltern sich ängstigten, ob sie in Unruhe wären, was sie wohl sagten. Und wie er an die Mutter dachte, an die gute, liebe Mutter, die ihn vielleicht schon verloren gab, verunglückt oder gar tot, da wurde es ihm ganz weich und wehmütig ums Herz, und er sagte sich, daß er doch eigentlich sehr unglücklich sei.

Aber er wollte schon zeigen, daß er fähig war, das Unglück zu tragen. Wenn sie ihn nachsitzen ließen, dann sollten sie einmal alle sehen was geschah. Dabei stieg in ihm ein Feindschaftsgefühl herauf gegen die ganze Welt. Seine Lehrer erschienen ihm in schwärzestem Licht, alle nur darauf ausgehend ihn, der doch bisher Primus gewesen, zu verfolgen, zu ärgern, zu unterdrücken.

Und auch die Schwestern dünkten ihm gegen ihn zu stehen. Mariechen immer, Fanny manchmal und sogar Ida in letzter Zeit. An Tante Gustel dachte er weiter nicht. Onkel Gottfried war auch jetzt gegen ihn wegen des Soldat=werdens, und der Vater .... mit einem Mal erinnerte er sich wieder haarscharf der Schläge im vergangenen Sommer. Nur das Bild der Mutter blieb freundlich. Die liebte ihn doch, das wußte er, und der dicke Gabler auch, wenn er auch eine Sekunde meinte, dessen Freundschaft sei erkaltet, weil er nicht mit ihm zurückgeblieben war, sondern eilig nach Hause gelaufen. Aber er hatte ja Gabler von seinem Racheplan gar nichts gesagt.

Plötzlich ging die Thür auf.

— Er ist nicht da, gnädige Frau! — sagte die Stimme des Direktors Professor Heilmann. Dann rauschte ein Kleid, Sylvester sah die Mutter in die Klasse treten.

Sie drehte sich um und entdeckte ihn hinter dem Schrank in der Ecke.

— Sylvester, mein Sylvester, Gott sei Dank! — rief sie und zog ihn bei der Hand hervor. Er stand vor dem Direktor, einem kleinen, weißhaarigen Männchen mit glatt rasiertem Gelehrtengesicht aber freundlich, fast lustig blickenden Augen. Der musterte ihn und fragte ernst, doch eigentlich nicht böse:

— Geyer, was machst Du denn hier? Weißt Du nicht, daß es schon ein Viertel Drei ist?

— Ich muß rechnen! — antwortete Sylvester. Der Direktor runzelte die Stirn:

— So! Du rechnest hinterm Schrank? Also Kopfrechnen wohl!

Der kleine Mann, der nie einen Witz unterdrücken konnte, lachte selbst fröhlich über seinen Einfall, während die Mutter Sylvester erzählte, der Vater sei heute früh wegen der Regimentsgeschichte nach Bautzen gefahren und sie allein zu Haus gewesen. Als Sylvester nun gar nicht wiedergekommen, habe sie solche Angst gehabt, daß sie endlich zum Herrn Direktor gegangen sei, um ihn zu bitten, Nachforschungen anstellen zu lassen, da sie schon gefürchtet, daß ihr Sylvester ums Leben gekommen sein müsse. Dabei weinte die Mutter noch immer.

In Gegenwart des Direktors wagte der Knabe nicht zu antworten und er erschrak als Professor Heilmann fragte:

— Du sollst für Mathematik nachsitzen. Wo sind die Aufgaben, die Du gemacht hast?

Offen und gerade sagte Sylvester:

— Ich habe gar nichts gearbeitet, Herr Direktor!

— Das soll aber doch . . . . . . — ereiferte sich fast sprachlos vor Erstaunen der kleine Pädagoge. Aber die Unverschämtheit Sylvesters machte ihm einen gewissen Eindruck, und da er sich etwas darauf zu Gute that, eine Erziehungsmethode zu betreiben, die jeden einzelnen Schüler psychologisch beurteilte, so sagte er zur Mutter augenzwinkernd:

— Gnädige Frau, Ihr Sohn mag noch einmal gehen, aber von selbst und allein.

Dann wandte er sich zu seinem Schüler:

— Geyer, willst Du mir versprechen, die Mathematikaufgabe, die Du wohl bekommen hast, sofort zu lösen, so werde ich mich mit Deiner Frau Mutter entfernen, und ich verspreche Dir, daß Du nicht weiter bestraft werden sollst. Gieb mir darauf die Hand!

Sylvester gab sofort die Hand. Freiwillig wollte er gern alles thun. Und er setzte sich augenblicklich zur Arbeit nieder, während der Direktor mit der Mutter fortging und ihr zwischen Thür und Angel noch sagte:

— Gnädige Frau, haben Sie keine Furcht, in einer Viertelstunde geht Ihr Sohn nach Haus. Mein pädagogischer Blick trügt nie.

Dabei sah er Frau von Geyer triumphierend an. Er hatte recht. Fast zu gleicher Zeit mit ihr betrat Sylvester das Haus auf der Ammonstraße und noch im Flur fragte er sie:

— Mutter, wirst Du's Vater sagen?

Sie zögerte einen Augenblick, aber dem Blick ihres Sylvesters konnte sie nicht widerstehen und antwortete:

— Nein, mein böser Junge!

16.

Doch der Vater erfuhr von Sylvesters Rückgang in der Schule, denn die Versetzungsnummer nach Quinta war diesmal sogar vierzehn. Aber auch jetzt schimpfte er nur kurze Zeit. Er war zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, als daß er lange an seines Sohnes schlechtes Abschneiden hätte denken können: Mariechen sollte nämlich konfirmiert werden.

Sie war nun sechzehn Jahre alt und die Eltern wollten nicht länger zögern. Natürlich drehte sich in dieser Zeit alles um sie, und sie betrachtete sich auch jetzt als Hauptperson, die augenblicklich das alleinige Interesse in Anspruch nahm.

Mariechen war nicht häßlich, ein wenig unentwickelt noch, mit dünnen Ärmchen und eckiger Taille, aber sie hatte eine schöne Gesichtsfarbe und prachtvolles, schweres, mattblondes Haar.

Die Frage des Konfirmationskleides wurde von der Mutter, Tante Gustel und vor allem von dem jungen Mädchen selbst mit größtem Ernst fortwährend besprochen. Fanny und Ida hörten nur zu. Sie waren starr vor Bewunderung und ein bißchen neidisch, daß die ältere Schwester fortan nur noch ganz lange Kleider tragen sollte. Auch der Hauptmann nahm an solchen Gesprächen teil, weil, wie er sich ausdrückte, er doch am Ende die Schneiderrechnung bezahlen mußte, in Wirklichkeit jedoch, weil er es liebte sich mit Plänen zu tragen und eine Beschäftigung zu haben.

Sylvester blieb während dieser Zeit ganz sich selbst überlassen. Am Anfang der Osterferien hatte ihn der

Vater nur wie immer gefragt, ob er Ferienarbeiten bekommen und er hatte verneinen können, da mit der Quinta ein neues Schuljahr begann. Am Einsegnungstage mußte er mit der ganzen Familie in die Kirche gehen.

Zwei Stunden vorher schon hatte sich Mariechen angezogen und stand im Salon, denn zur Schonung ihres schwarzseidenen Kleides durfte sie sich nicht setzen. Die bewundernde Familie blieb um sie herum. Die Mutter war bewegt, Tante Gustel in Ergriffenheit den Thränen nahe und die Schwestern voll Ehrfurcht vor der nun bald erwachsenen Schwester. Der Hauptmann schritt auf und nieder, gab gute Ratschläge, wie sich Mariechen benehmen sollte und äußerte seine Betrachtungen über die heilige Handlung, über den bedeutsamen Augenblick. Onkel Gottfried, zu dessen freier Richtung es gehörte, mehr oder weniger dem kirchlichen Leben fremd gegenüber zustehen, hatte zwar der Form wegen sein Erscheinen zugesagt, wollte aber geradenwegs allein in die Kirche kommen.

Sylvester war geholt worden. Er mußte seinen guten, dunkeln Anzug tragen und saß nun in einer Ecke und langweilte sich ganz entsetzlich. Er fand immerzu einen Vorwand um einen Augenblick zu verschwinden. Einmal wollte er nachsehen, ob der Wagen noch nicht da sei, dann war es ihm, als ob es geklingelt hätte, endlich hatte er sein Taschentuch vergessen. Als dann der Wagen wirklich gemeldet wurde, konnte er durchaus seine Handschuhe nicht finden und seinetwegen mußte die Abfahrt verzögert werden, bis statt seiner die kleine Ida einstieg, die eigentlich mit Fanny und Tante Gustel hatte zu Fuß gehen sollen.

Die Feier fand in der Frauenkirche am Neumarkt statt. Konsistorialrat Danneberg, der Sylvester getauft,

war gestorben. Geyers besuchten seitdem die Annenkirche nicht mehr, da ihnen Superintendent Doktor Kloß von der Frauenparochie besonders zusagte.

— Er hat so was militärisches in der Predigt! Das hat Hand und Fuß! — hatte der Vater damals gemeint. Nun wurde Mariechen vom Superintendenten Doktor Kloß konfirmiert.

Auf Sylvester machte die Handlung keinen großen Eindruck. Wegen der verlegten Handschuh hatte ihm der Vater ein paar barsche Worte gesagt. Nun schmollte er und that als ob die Konfirmation ihn überhaupt nichts anginge. Dazu fand er Mariechen furchtbar dumm und eingebildet am heutigen Tage. Und endlich entdeckte er plötzlich, daß sein Mitschüler Zinckgraf, der auch eine Schwester konfirmieren half, nicht mehr Pumphosen trug wie er, sondern lange wie die Erwachsenen.

Nach der Rückkehr in die Wohnung machte Mariechen Cercle in ihrer etwas überhebenden, altklugen Art. Sie empfing die Glückwünsche von allen. Nur der Bruder rührte sich nicht und als die Mutter ihn aufforderte, Mariechen einen Kuß zu geben, wandte er sich frech um und machte:

— Brrrrrrrrrrrrrrr ......

Die anderen lachten über ihn, Mariechen zuckte die Achseln und Onkel Gottfried sagte:

— Du bist ja ein rechter Rüpel geworden, Sylvester!

— Wenn ich erst lange Hosen habe, dann sollst Du mal sehen, Onkel! — meinte Sylvester gereizt, doch der Onkel ging nicht weiter darauf ein, sondern streichelte seinem Patenkind den dichten Blondkopf mit den Worten:

— Du bist eigentlich ein guter Junge. Wir

sind alle einmal in den Flegeljahren gewesen. Das giebt sich.

Sylvester verstand das Wort Flegeljahre nicht und sah den Onkel ganz erstaunt an. Da begann der Vater seine Rede, an der er schon seit ein paar Minuten gebrütet hatte:

— Mariechen, ich möchte Dich und Deine Geschwister — setzt euch mal für einen Augenblick alle, damit man vernünftig reden kann — bei dieser Gelegenheit noch einmal an Verschiedenes erinnern, was jetzt passend sein dürfte. Du trittst mit der heutigen heiligen Handlung in den Kreis der Erwachsenen so zu sagen, wie Du vor einer Stunde in die Gemeinschaft der mündigen Christen aufgenommen worden bist. Mit dem äußeren Zeichen, dem langen Kleide . . . kurzen meine ich natürlich, hast Du die Kindheit abgelegt, die Kinderschuhe ausgezogen . . . . . . nun wirst Du Dich, wie jedes Mädchen, auf Deinen künftigen Beruf vorbereiten müssen, den — einmal einem eigenen Haushalte vorzustehen . . . . .

Da fing Onkel Gottfried plötzlich an zu husten, weil er an das mögliche Sitzenbleiben Mariechens dachte, das um so wahrscheinlicher war, da sie kaum eine Mitgift zu erwarten hatte. Aber der Hauptmann war so gerührt, daß er nichts merkte, nur kam er durch die Unterbrechung etwas schneller zum Schluß:

— Um nun den Standpunkt des Erwachsenen festzustellen und um Dir, mein liebes Mariechen, auf Deinem neuen Wege nicht zu schaden durch einen etwas kindlichen Namen — der übrigens nebenbei bemerkt bisher sehr passend und hübsch war — also deshalb haben Deine Mutter und ich . . nicht wahr, Lisbeth . . . beschlossen,

Dich von jetzt ab nicht mehr mit dem Diminnutiv Mariechen zu nennen, sondern nur noch Marie.

Die Mutter, mit der der Hauptmann zwar über den Namen hatte Rücksprache nehmen wollen, es jedoch vergessen, machte zuerst ein sehr erstauntes Gesicht. Dann stimmte sie aber ihrem Manne bei. Und alles umarmte und küßte die neugetaufte Marie wieder, bis auf Sylvester, der sich ärgerte, daß seine Schwester nun erwachsen sein sollte, von der ihn nur fünf Jahre trennten und die er tausendmal zu übersehen glaubte.

Dann ging man zu Tisch, und als beim Hoch auf die Neu-konfirmierte, der heute der Vater den Platz rechts neben sich gegeben, die Gläser aneinanderklirrten, schrie Sylvester, um seine Verachtung gegen Marie zu bezeugen:

— Prost, Mariechen!

Onkel Gottfried meinte:

— Er ist doch ein tüchtiger Flegel geworden, der Sylvester!

Der Hauptmann verwies aber Sylvester seine Scherze:

— Wenn ich eben den Wunsch ausgesprochen habe, daß Deine Schwester fortan Marie heißen soll, so ist das für einen so grünen, kleinen Jungen wie Du bist, mein Sohn, einfach ein Befehl!

Die Mutter sah ängstlich auf ihren Liebling und Onkel Gottfried bemühte sich seinen Neffen noch ein wenig herauszureißen, indem er dem Knaben auf die Schulter klopfte und rief:

— Ein kleiner Rüpel ist er, aber immerhin ich habe das nicht ungern: es steckt Rasse drin!

Das stimmte den Vater sofort günstig:

— Meinst Du? Na es soll mich freuen, wenn der Bengel ein rechter Geyer wird!

Ein paar Minuten darauf sprach dann so beiläufig der Vater selbst wieder ruhig von Mariechen und auch Tante Gustel sagte ohne Böses zu denken aus alter Gewohnheit Mariechen; Fanny und Ida entfuhr ein Mariechen, und Onkel Gottfried rief beim Abschied abends ganz natürlicherweise:

— Gute Nacht, Mariechen!

Die Mutter hatte das Wort Marie überhaupt noch nicht über die Lippen gebracht. Es dünkte ihr so kalt und fremd. Später dachte keiner mehr, auch der Vater nicht, an den neuen Namen, und so behielt denn Sylvester recht.

17.

Im Sommer, als Sylvester, der täglich mit Gabler nach der Elbe zum Baden ging, ganz braun gebrannt war, sodaß seine Züge stärker hervortraten, sagte einmal der Hauptmann zur Mutter:

— Unser Sohn bekommt eine so scharfe Nase. Ich weiß gar nicht, von wem er das hat. Ich finde, er wird recht häßlich.

Die Mutter war sehr betrübt über diese Ansicht. Sie fand ihren kleinen Sylvester hübsch. Klein nannte sie ihn noch immer, obwohl er für sein Alter hochaufgeschossen war und größer aussah, durch die heißersehnten, langen Hosen, von denen er endlich ein Paar erhalten. Zwar

waren sie aus einem abgelegten Beinkleid des Vaters geschnitten, aber er war doch sehr stolz darauf, weil sie ihm ein älteres Aussehen gaben. Von fast jedem, der ihn zum ersten Male sah, wurde er auf vierzehn bis fünfzehn Jahre geschätzt. Dazu trug das sich immermehr herausarbeitende Profil bei und die starken, mächtigen Hände. Nach ihnen zu schließen, hoffte die Mutter, Sylvester werde einmal sehr groß werden, Onkel Gottfried aber meinte:

— Ihr solltet dem Jungen Klavierstunde geben lassen, Liszt hatte auch so große Hände. Die thun's zwar nicht allein, aber es wäre doch möglich, daß sich die Begabung dazu fände. Die Natur sieht alles voraus.

Doch der Hauptmann war über die Idee, sein Sohn könnte Klaviervirtuose werden, außer sich:

— Klimpern ist ganz schön, aber kein Beruf für einen anständigen Menschen. Niemals würde ich auch nur in Betracht ziehen, daß Sylvester eine Thätigkeit ergreifen könnte, die ihn gewissermaßen außerhalb seiner Standesgenossen stellen, ihn deklassieren müßte!

Aber die ganze Betrachtung wurde schon dadurch hinfällig, daß Sylvester gar keine Lust bezeigte, Klavier spielen zu lernen. Die Mutter, die in ihrer Jugend gespielt und noch ein Klavier im Salon stehen hatte, das die drei Mädchen unter Tante Gustels Leitung benutzten, nahm Sylvester bei Seite und setzte ihm auseinander, wie schön es doch sei, wenn man Freude an der Musik habe und selbst ein ganz klein wenig spielen könne. Der Knabe hatte jedoch dafür noch durchaus kein Verständnis. Er fragte nur die Mutter, warum sie denn selbst ihr

Klavierspiel habe liegen lassen. Sie wußte in ihrer Bescheidenheit keinen anderen Grund anzugeben, als daß sie zu schlecht gespielt, während in Wirklichkeit Haus- und Kindersorgen ihr die Zeit genommen. Die Mutter sagte umsonst zu Sylvester, er werde es später noch einmal bereuen, jetzt nicht angefangen zu haben, wo es überhaupt bei seinen elf Jahren schon höchste Zeit sei. Umsonst gleichfalls stellte Onkel Gottfried die Behauptung auf, daß nach seiner Ansicht es zur allgemein menschlichen Bildung gehöre, die Noten zu kennen. Der Vater behielt recht mit seinem:

— Musikalisch sind nun mal die Geyers nie gewesen. Das läßt sich weit zurückverfolgen. Trotzdem waren sie ganz zufrieden und haben ihr Teil in der Welt geleistet. Also — abgemacht. Ganz nebenbei kosten die Klavierstunden ein Heidengeld. Also — erst recht: Schicht.

Sylvester war mit diesem Beschluß sehr zufrieden. Die Schulstunden allein erschienen ihm schon jetzt immer unerträglich lang, und er konnte den Augenblick nicht mehr erwarten, wenn die letzte Stunde des Tages schloß und die Glocke auf dem Schulhofe ertönte. Dann hatte er schon immer zehn Minuten vorher seine Bücher ängstlich mit einem Riemen zusammengeschnürt — der Ranzen war längst als zu kindlich abgeschafft worden — um auch ja der Erste zu sein, der die Schule verließ.

Meistens legte er den Weg nach Haus mit Gabler zurück. Dann überfielen die beiden unterwegs andere Knaben, die sie trafen — von der Annenrealschule, vom Vitzthumschen, oder vom Kreuz-Gymnasium — um sie die Überlegenheit ihrer Fäuste fühlen zu lassen, denn auch Sylvester hatte sich körperlich kräftig entwickelt.

Täglich gingen die beiden Knaben zusammen baden. Aber statt fünf Minuten im Wasser zu bleiben, wie es der Hauptmann wünschte, trieben sie sich oft im Bassin der Gasseschen Badeanstalt dreiviertel Stunden umher, balgten sich dann noch im gemeinsamen Ankleideraum, oder lagen lange Zeit hindurch draußen im Freien auf den Brettern, die den Boden des Flosses mitten im Strom bildeten. Sie suchten einen besonderen Ruhm darin, möglichst braun gebrannt zu sein und fanden das männlich und schön.

Sylvester hatte ziemlich spät erst Schwimmstunde erhalten und quälte sich deshalb noch immer im Bassin ab, obgleich sogar schon einzelne Progymnasiasten sich freigeschwommen, das heißt, in der freien Elbe baden durften. Nun legte auch Gabler „die Probe“ ab, wie das Freischwimmen hieß, und Sylvester befand sich jetzt ganz allein im Bassin, da seine Mitschüler und Bekannten alle Freischwimmer waren.

Das demütigte seinen Ehrgeiz, und nun machte er verzweifelte Anstrengungen, der Bedingung von der Probe gerecht zu werden, nämlich einem Auf- und Nieder-schwimmen im Bassin, dreimal mit und dreimal gegen den Strom.

Beim dritten Male stromaufwärts erlahmten jedesmal seine Kräfte, so oft er es versuchte. Die Armmuskeln thaten ihren Dienst, da er außergewöhnlich kräftig war, aber er verlor immer den Atem, bekam Seitenstechen und mußte eine lange Pause machen, sodaß er schließlich daran verzweifelte, je Freischwimmer werden zu können und beschloß, das Baden überhaupt aufzugeben.

Schon eine Woche war er nicht mit zur Elbe gegangen und weil der Herbst nicht mehr entfernt war, so

begann er sich etwas mit dem Gedanken zu trösten, daß er vielleicht im nächsten Jahre gleich zu Anfang die Probe würde ablegen können. Da fragte ihn Onkel Gottfried, der ihn ungewohnterweise Donnerstags bald nach Schluß des Nachmittagsunterrichtes zu Hause sah:

— Junge, was ist denn los? Du badest nicht? Erkältet, was?

Es wurde Sylvester sauer, die Wahrheit zu sagen, aber er überwand sich und gestand den Grund ein, der ihn vom Wasser fern hielt. Onkel Gottfried runzelte die Stirn. Er, der am Mangel an Thatkraft gescheitert, der niemals in der Welt zu etwas gekommen, war begeistert für Willensstärke und er wurde fast böse:

— Sylvester was, Du solltest die Probe nicht machen können? Was man will, das kann man auch. Schämst Du Dich nicht? Ich werde gleich morgen mit Dir zu Gasse gehen und Du wirst die Probe machen. Passe mal auf, Du machst sie auch! Das soll doch der Teufel holen! Wer in der Welt etwas geleistet hat, der hat es nur durch seinen Willen gethan.

Das Wort des Onkels ging Sylvester den ganzen Abend im Kopfe herum und beim Einschlafen klopfte ihm stürmisch das Herz, wenn er an die Probe dachte. Er zitterte vor dem Augenblick, wo ihn der Onkel an der Schule erwarten würde. Er sah sich im Wasser, Onkel Gottfried, Gabler, der Schwimmmeister und alle Schüler um ihn herum, sogar die von ihm jetzt als Quintaner so verachteten Sextanerkäse, die zu seiner Schande längst Freischwimmer waren. Und dann erblickte er sich unten am Bassin, wie ihm der Atem ausging, die Lunge ver-

sagte, die Seitenstechen kamen und er unter allgemeinem Gelächter aufhören mußte.

Sylvester schrak im Bett bei dem Gedanken zusammen. Er hatte Furcht, er war feige. Feige? Das durfte er nicht sein. Feige wie die Mädchen, die er so verachtete? Er wollte nicht mehr daran denken und es gelang ihm bald einzuschlafen, indem er, wie die Mutter schon geraten, als er noch nicht in die Schule ging, an ein goldenes, fruchtschweres, erntereifes Kornfeld dachte, das sich majestätisch langsam in Ähren beugte unter dem Windhauch, der darüber strich.

Am nächsten Tage erwartete ihn richtig Onkel Gottfried um fünf Uhr am Thor des Reimannschen Gymnasiums. Bis zum letzten Augenblick noch hatte Sylvester gehofft, er werde es vergessen haben. Nun, da er ihn stehen sah, sagte der Knabe zu Gabler, der mit ihm die Treppe hinuntergelaufen:

— Du, Gabler, ich mache die Probe heute!

— So! Das ist kolossal anständig! — meinte der Dicke.

Auf dem Wege bis zur Elbe suchte Sylvester ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu zeigen, doch je näher sie dem Ufer kamen, desto unangenehmer wurde ihm zu Mut und als sie mit dem Boot zu Gasse übersetzten, sprach er kein Wort mehr.

— Du bist ja recht still geworden! — scherzte Onkel Gottfried. Sylvester antwortete erregt:

— Ich? Gar nicht.

Dem Schwimmmeister meldete Gabler, daß Geyer die Probe machen wolle, und der große, dicke Mann mit seinem kupferbraungebrannten Gesicht, der nie anders als

in Hemdsärmeln war, ging ans Bassin hinüber, um Sylvester zu erwarten. Ein paar Minuten später erschien der Knabe in seinen gestreiften Badehosen — denn einfarbige, rote durften nur die Freischwimmer tragen.

Sylvester hatte gefürchtet die ganzen Mitschüler des Reimann-Gymnasiums und noch dazu ein paar Vitzthumianer und ein paar verhaßte Kreuzspinnen, wie sie die Kreuzgymnasiasten nannten, möchten zusehen, doch nur Gabler stand in seiner roten Freischwimmerhose neben dem Schwimmmeister und ein paar Erwachsene spritzten sich im Bassin. Das machte ihm Mut. Er wollte noch ein paar Augenblicke gewinnen und sagte, bestrebt den Beginn seiner Niederlage ein wenig hinauszuschieben:

— Ich bin noch zu warm. Ein bißchen warte ich noch.

Doch Onkel Gottfried befühlte ihn lachend:

— Ach was, Junge, Du bist kalt wie'n Eiszapfen. Immer los.

Da entschloß sich Sylvester, netzte sich Stirn und Brust mit Wasser aus der hohlen Hand und machte unten am Bassin einen schönen, flachen Kopfsturz, der den Schwimmeister so freute, daß er nichts sagte, als der Schwimmer das dadurch gewonnene Stück benutzend, schon begann.

Das erste Mal stromauf ging gut, abwärts auch und das zweite Mal hin und zurück desgleichen. Nun war er an dem kritischen Punkt: die letzte Fahrt gegen den Strom, und er gab sich alle Mühe, nahm alle Kraft zusammen, und dachte nur immerfort an das Ziel-Ende. Er sah ein paar Mal während er eifrig schwamm nach dem Gesicht des Onkels: der nickte, dann wieder nach dem Schwimm-

meister. Und es schien ihm, als ob der es gar nicht anders erwartete, als daß er die Probe mit Leichtigkeit ablegen müßte. Gabler aber machte leise die Gebärde des in die Händeklatschens. Das freute ihn am meisten.

Nun verdoppelte er seine Anstrengungen, zwar drückte es ihm auf der Brust, aber er durfte nicht darauf achten. Er mußte weiter. Von neuem begann er auszugreifen und zu stoßen nach allen Kräften. Er war schon weit über die Hälfte hinaus, aber plötzlich meinte er nicht mehr zu können. Es schnürte ihm den Hals zu, es lastete wie mit Centnerdruck auf seinen Lungen, er bildete sich sogar ein, daß seine Arme anfingen zu erlahmen. Aber nur noch fünf oder sechs Stöße und er hatte es erreicht. Jetzt durfte er es nicht aufgeben.

Da sammelte er alle Kräfte und strengte sich an bis auf das äußerste und wenn er auch im letzten Augenblick zu versinken fürchtete und ihm das Wasser plötzlich am Hinterkopf in die Höhe stieg, eine unglückliche, kleine Welle ihm übers Gesicht schlagend den letzten Atem raubte und er ein Dutzend Stöße brauchte — er kam an, er wendete und ließ sich nun leicht vom Strome das Bassin hinabtragen.

Dabei war er wie betrunken, überglücklich, ganz von Sinnen. Er bemerkte es selbst nicht wie er unten anlangte. So schnell war es gegangen. Er hörte nur als er — allerdings vollkommen erschöpft — an der Leiter auf den Bretterbelag stieg, Onkel Gottfried sagen:

— Siehst Du, mein Junge, nur wollen!

Und Gabler rief:

— Riesig patent Du!

Der Schwimmeister sprach:

— Sie können von jetzt ab in die freie Elbe!

Das war ihm doch das liebste. Und plötzlich hatte er alle Müdigkeit überwunden.

Onkel Gottfried schenkte ihm gleich eine rote Freischwimmerhose, die er sofort anzog um schnell vor dem Ankleiden ein paar Mal das neue Recht zu genießen, draußen zu schwimmen. Mit Gabler sprang er in das freie Wasser. Glückselig ließ er sich von der starken Strömung zu Thale tragen.

Nun brauchte er sich vor den elenden Sextanerkäsen nicht mehr zu schämen!

Auf dem Heimwege wurde nur von dem großen Ereignis des Freischwimmens gesprochen, und beim Abendessen verkündete Sylvester glückstrahlend:

— Ich bin Freischwimmer!

Es störte ihn auch nicht, daß die anderen in seine Freude nicht einstimmten, weil sie nicht verstanden, was das für ihn bedeutete.

Am Abend, als Sylvester so that, als ob er noch arbeiten wollte, fügte es der Zufall, wie er sich einbildete, daß er in seinem Lesebuche etwas fand, was für ihn paßte. In Wirklichkeit hatte er es schon oft aufgeschlagen, nur übersehen. Es waren die Verse, unterschrieben mit Anastasius Grün:

Könne wollen.
Wolle können!
Götter zollen,
Menschen gönnen,
Dann dem Wollen
Auch das Können.

Sylvester las die Worte mehrmals, er dachte an das, was ihm Onkel Gottfried gesagt:

— Was man will, das kann man auch.

Und mit einem Mal dünkte ihm das eine tiefe Weisheit zu sein. Er hatte das Bewußtsein, etwas durch Erfahrung gelernt zu haben. Darauf war er stolz. Es war ihm wie ein Schritt vorwärts, und vorm zu Bette gehen fragte er den Vater wer Anastasius Grün gewesen. Der Hauptmann sagte:

— Graf Auersperg. Auch ein deutscher Edelmann! Ja, ja!

Doch Onkel Gottfried, der zum Thee geblieben, dämpfte etwas den triumphierenden Ausspruch seines Bruders:

— Aber für seine Zeit ein sehr aufgeklärter! Freie Richtung! Hm!

Sylvester beschloß Anastasius Grün zu seinem Lieblingsdichter zu wählen.

18.

Der Winter war angebrochen und nun sah der Hauptmann ein, daß er sich im letzten Jahre doch zu wenig um Sylvesters häusliche Arbeiten gekümmert hatte, denn wiederum war der Knabe um einige Plätze heruntergekommen. Diesesmal saß Gabler sogar über ihm.

Nun sollten allerhand Maßregeln ergriffen werden, um das drohende Sitzenbleiben zu Ostern zu verhüten und den Faulen zur Arbeit zu zwingen. Der Vater hatte mit dem Klassenlehrer über Sylvester gesprochen und der Ordinarius für Quinta, Oberlehrer Doktor Jaeckel,

hatte ein sehr bedenkliches Gesicht wegen der Versetzung gemacht:

— Ihr Sohn ist sehr begabt, aber, es fehlt ihm jeglicher Ernst und Fleiß. Was neu ist fesselt ihn eine Weile und er greift es mit einigem Eifer an aber bald — vor allem weniger der Schwierigkeit halber als wenn der Weg etwas lang wird — beginnt er abzuschweifen. Meiner Ansicht nach müßte er in seinen Vergnügungen soviel als möglich, wenn nicht ganz beschränkt werden. Dann, Herr Hauptmann, würde ich Ihnen raten den Schulweg ja zu beaufsichtigen, denn ich glaube, der junge Gabler übt keinen guten Einfluß auf Ihren Sohn aus. Gabler gehört zu den schlechtesten Elementen der Klasse. Vor allem aber wäre es nötig dem häuslichen Fleiß einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Da begann denn eine schlimme Zeit für Sylvester. Es war ihm vom Vater streng verboten worden mit Gabler von der Schule aus nach Haus zu gehen und sich morgens zu treffen, um den Schulgang gemeinsam zu machen. Damit es nicht dennoch geschehe, ging zur Überwachung in der ersten Zeit der Hauptmann regelmäßig mit, bis es ihm langweilig wurde.

— Ich muß an meiner Regimentsgeschichte arbeiten! Und das nimmt mir zuviel Zeit, denn ich kann mir doch nicht Sylvesters Schulgängen wegen den ganzen Tag zerreißen lassen! — sagte der Vater zur Mutter. Sie kamen deshalb überein, daß immer dieses oder jenes Familienmitglied den Knaben überwachen solle und nun bot es Sylvester einen besonderen Reiz, alles aufzubieten, um trotz alledem mit seinem Freunde zusammen zu kommen. Wieder

stieg in ihm das Märtyrerbewußtsein auf, in dem er sich früher so sehr gefallen.

Onkel Gottfried fürchtete er nicht besonders, denn er hatte ihm unvorsichtigerweise gesagt, daß er den dicken Gabler mit all seiner Straßenjungenrüpelhaftigkeit ganz gerne möge, da er ein schneidiger Bengel sei, und daß er fände, Sitzenbleiben sei gar keine Schande. Und die Mutter wie Tante Gustel verrieten dem Vater nichts, wenn Sylvester sie darum bat. Bisher hatte er Glück gehabt, er war noch nie vom Vater ertappt worden, denn er traf sich mit dem Dicken immer an einer verabredeten Ecke und trennte sich dann wieder von ihm ein Stück vor der Ammonstraße, sodaß er stets allein zu gehen und zu kommen schien. Dann schlichen die beiden Knaben durch die Straßen, den Blick nach vorn, spähend, ob nicht etwa doch irgendwo der Hauptmann auftauchte. Und als er einmal wirklich unerwartet erschien, verschwand Gabler urplötzlich in ein Haus.

Den anderen Maßregeln die der Vater gegen ihn traf, vermochte jedoch Sylvester nicht zu entgehen. Sonst hatte er immer an den freien Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen mit den anderen spielen dürfen. Jetzt wurde ihm verboten das Haus zu verlassen und er erhielt bestimmte Arbeitsstunden angesetzt, die er auf die Minute einhalten mußte. Seine Bleisoldaten wurden beschlagnahmt, und der Vater hatte sein Versprechen zurückgenommen, daß er diesen Winter zum ersten Mal in das Hoftheater mitgehen dürfte.

Zum Geburtstag erhielt Sylvester fast nichts und zu Weihnachten nur ein paar nützliche Sachen.

Täglich mußte er dem Vater sein Aufgabebuch zeigen

und abends vor dem Schlafengehen ihm die angefertigten Aufgaben vorlegen oder sich das Auswendiggelernte überhören lassen. Fehlte irgend etwas oder saßen die Vokabeln nicht fest, so konnte der Hauptmann sehr heftig werden. Dann schickte er den Sohn unerbittlich in sein Zimmer zurück mit dem strengen Befehl nicht eher wiederzukommen, als bis er seine Aufgabe tadellos gelernt hätte und wenn es bis Mitternacht dauerte.

Trotzig ging der Knabe davon um es zu erzwingen, daß ihn der Vater doch zu Bett schickte, weil es zu spät wurde, oder er selbst müde war. Er that so, als ob er lernte, sah jedoch mit keinen Blick auf sein Buch, sondern wartete nur ab bis es endlich zwölf Uhr schlug.

Dann erschien der Vater:

— Sylvester es ist Mitternacht. Kannst Du's?

— Nein Vater!

— Warum denn nicht? Du hast doch genug Zeit gehabt?

— Es ist zu schwer!

— Du konntest es aber doch vorhin fast!

— Ich hab's wieder vergessen!

— Vergessen? Ja, Du sollst es doch bis morgen zur Stunde noch behalten? Und überhaupt für die ganze Schule. Und auch das nicht blos, sondern für das ganze Leben. Wie es im Latein heißt: Non scholae, sed vitae discimus. Was soll denn einmal sonst aus Dir werden? Du wirst gar nicht mal bis zur Sekunda kommen auf die Art. Dann wirst Du nicht mal Einjähriger, sondern kannst Deine drei Jahre so abschrauben wie jeder dumme Bauernjunge! Ein nettes Familienmitglied bei uns. Einer seiner Väter ist Feldmarschall gewesen und der letzte der Familie Kommißsoldat!

Sylvester hörte die Rede ruhig an und antwortete nur, als sie beendet war:

— Ich bin zu müde heute Abend!

Da schickte ihn der Hauptmann zu Bett und stellte den Wecker für den anderen Morgen, damit Sylvester eine halbe Stunde zeitiger aufstünde, um mit frischem, aufgeräumten Verstand die Vokabeln zu lernen, die wie es schien, ihm heute abend nicht mehr in den Kopf wollten. Doch der Knabe verschlief es regelmäßig absichtlich, oder er stellte gar den Wecker ab. Gefahr war nicht dabei, denn der Hauptmann stand niemals vor acht Uhr auf und hatte einen sehr festen Schlaf. Am anderen Tag in der Schule verließ sich Sylvester entweder auf Vorsagen, oder er hatte das Glück nicht gefragt zu werden.

Er war nun mit allen Listen und Ränken der Schule vertraut geworden. Er bekam regelmäßig Nasenbluten beim Extemporale, wenn ihm die Möglichkeit zum Spicken fehlte, oder er verstand es noch während des Einsammelns der Arbeiten eine ganze Seite von einem der Guten zu entlehnen. Er wußte auch unter Umständen im richtigen Augenblick seine Hefte zu verlieren oder Tintenfässer über einen nur zum Schein hingeschmierten deutschen Aufsatz zu gießen, um Aufschub zu gewinnen und ihn nun erst anzufertigen. Natürlich während der lateinischen Lektüre. Sein scharfes Ohr verließ ihn nie wenn er gefragt wurde, sodaß er auch längere, geschickt vorgesagte Antworten ohne Zögern wiederholen konnte.

Beim Lesen unter der Bank wurde er nie erwischt, und die Präparation zu Übersetzungen schrieb er immer den Nachmittag vorher ab, sodaß er dem Hauptmann stets ein ordentliches Präparationsheft zeigen konnte.

Einen Federkasten hatte er sich mit vieler Mühe hergestellt, der ein Schema sämtlicher Deklinationen, Conjugationen und Unregelmäßigkeiten im Deckel enthielt, und beim Nahen des Lehrers durch eine sinnreiche Drehvorrichtung ungefährlich gemacht werden konnte. Je nach dem Fach wurde dieser Spickzettel durch einen anderen ersetzt, der Vokabeln, Französisch, Geschichtszahlen, Geographienamen und Rechenansätze enthielt.

Und auf diese Weise gelang es Sylvester zu Ostern 1872 die Quarta als achtzehnter zu erreichen.

Mit dem Ergebnis war der Hauptmann zufrieden, weil er es seinen Bemühungen zuschrieb und es seine Erwartungen übertraf. Deshalb ließ er auch Sylvester von nun an etwas mehr Freiheit, und der Knabe, der sich unter Zwang und Maßregelungen immer trotziger und widerspenstiger gezeigt, belohnte es dadurch, daß er — in einzelnen Fächern wenigstens, die ihn etwas mehr interessierten — anfing aufzupassen.

Das Griechische, das mit der Quarta begonnen, machte ihm Spaß, schon wegen der fremden Buchstaben, mit denen es geschrieben wurde und weil es die Schwestern nicht lesen konnten.

Fanny, die nun schon fünfzehn Jahre zählte, war sehr neugierig und Sylvester hatte schon ein paar Mal bemerkt, daß sie mit Mariechen in seinen Büchern herumgestöbert. Nun machte er sich ein besonderes Vergnügen daraus rätselhafte Zettel herum liegen zu lassen mit griechischen Buchstaben bedeckt. Er schrieb dann immer als für die Mädchen einzig Leserliches in Kurrentschrift oben darüber: Lieber Gabler! Und er freute sich wie sie

sich ärgern würden, ihre Neugier nicht befriedigen zu können. So wurde das Griechische Sylvesters bestes Fach, aber nur solange es den Reiz der Neuheit für ihn hatte, denn bald fing er an auch darin nachzulassen.

Die großen Ferien kamen und Gabler machte dem Freunde im Namen seines Vaters den Vorschlag, mit ihnen für die ganze Zeit nach der Schweiz zu gehen. Darüber war Sylvester glückselig, mit strahlenden Augen teilte er es dem Vater mit, in der Hoffnung, die Erlaubnis zu erhalten. Doch der Hauptmann war nicht sehr erbaut von dem Vorschlag:

— Ich habe Dir längst gesagt, daß ich den Verkehr mit Gabler nicht gern sehe. Ich habe ihn Dir sogar vorigen Winter verboten und nur jetzt ein Auge zugedrückt, weil Du versetzt worden bist. Aber nun mit den Eltern von Deinem — na, Dein Freund ist er ja nun wohl einmal — also Deinem Freunde — mit den Eltern meine ich, gleich einen Monat reisen, das ist ein bißchen viel. Ganz abgesehen davon, daß ich nicht will, daß Du Dir von den Leuten die Reise bezahlen lässest. Und ich kann sie Dir nicht zahlen. Dazu sind wir zu . . . zu . . . in zu beschränkten Verhältnissen. Gewiß ist Herr Gabler senior ein vorzüglicher Mann, er ist ja auch im Kirchenvorstand und so weiter, aber die Leute brauchen nicht ihr überflüssiges Geld dazu zu benutzen, um Dich so gewissermaßen aus Gnade und Barmherzigkeit . . . als Reisebegleiter für ihren Sohn mitzunehmen . . . . denn darauf läuft es doch am Ende hinaus. Kurz und gut, es thut mir sehr leid, Sylvester, aber Du bleibst hier. Dresden ist sehr schön im Sommer, wenn auch keine Schweiz, und Dein väterliches Haus ist durchaus anständig, wenn auch

nicht mit Thalern gepflastert .... Auf Geld kommt es überhaupt in der Welt nicht allein an, das kannst Du Dir immer für Dein künftiges Leben merken.

Damit war die Sache ein für allemal erledigt, und Sylvester wußte, daß er nie wieder davon anfangen durfte. Er überwand sich auch zuerst sehr gut, aber am Tage, als die Ferien begannen und er dem Dicken Lebewohl sagen mußte, da war ihm doch das Herz schwer, und als für den Ferienanfang die ganze Familie einen Spaziergang in die Dresdener Heide unternahm — ein großes Ereignis für Groß und Klein — da dachte Sylvester an die Schweiz und weinte bitterlich.

Die Mutter suchte ihn zu trösten. Sie hatte sich so für ihren Liebling gefreut, daß es wegen des Verbotes eine Szene mit dem Vater darüber gegeben. Onkel Gottfried hatte die Ablehnung des Gablerschen Anerbietens unglaublich engherzig gefunden und geäußert:

— Wem sich die Gelegenheit zum Reisen bietet, der sollte mit allen Händen zugreifen, denn nichts erweitert so den Horizont.

Und er hatte seinem Bruder derartig die Meinung gesagt, daß der Hauptmann plötzlich, als sie in der Hellerschänke auf dem Familienspaziergang rasteten, einen großen Entschluß faßte und verkündete:

— Kinder, wir wollen mal was opfern: wir reisen, die ganze Familie, übermorgen nach der Schweiz.

Alles jubelte. Fanny und Ida küßten sich, Mariechen dankte dem Vater sofort im Namen der Kinder und Sylvester machte ein halb ungläubiges, halb erstauntes Gesicht. Nur Tante Gustel und die Mutter sahen sich erschrocken an und noch während der ersten Freude

sagte Frau von Geyer zu ihrem Manne mit ängstlicher Gebärde:

— Aber Hanns, um Gottes Willen, wo willst Du's denn nur hernehmen?

Er ärgerte und ereiferte sich:

— Man muß doch was vom Leben haben! Schließlich haben sich unsere Verhältnisse doch durch die Erbschaft gebessert gehabt. Nun können wir auch mal was thun, für uns und für die Kinder. Dann geht, wie ich gelesen habe, ein billiger Extrazug. Außerdem kann ich sagen, würde es mir Spaß machen, wenn wir vielleicht zufällig Gablers auf dem Rigi träfen.

Doch es sollte für Sylvester nun einmal nicht sein.

Die Billets waren schon genommen und alles bereit, das Gepäck vorausgeschickt, da wurde Sylvester unwohl. Er fühlte sich so schlecht, daß beschlossen ward, die Mutter solle vorläufig mit ihm zurückbleiben. Der Hauptmann hoffte, daß es sich höchstens um einen Tag handeln würde. Da sollten denn die beiden nachkommen, und die übrige Familie in München treffen.

Aber bei dem Knaben kamen, sehr schnell zu erkennen und gutartig in leichter Form, die Masern zum Durchbruch. Er blieb mit der Mutter zurück, während die anderen ihre Reise fortsetzten. Gefahr war nicht vorhanden, das Geld für die Fahrkarten nun einmal ausgegeben und wegen der Ansteckungsmöglichkeit die Entfernung der übrigen sehr gut.

Nun fand sich die Mutter mit Sylvester allein. Sie war glücklich, für ihn sorgen zu können, ihn zu pflegen. Und wie der Knabe allmählich gesunder und kräftiger ward, freute er sich fast, nicht mit nach der Schweiz gegangen

zu sein und die Mutter allein gehabt zu haben. Sie fürchteten sich beide vor der Rückkehr der Familie, die ihr trautes Zusammensein unterbrechen sollte.

Am letzten Abend, den sie miteinander verbrachten, saßen sie im Salon in der Dämmerung. Die Mutter dachte daran, daß der Hauptmann sich schon zweimal Geld nach der Schweiz hatte nachschicken lassen über die vorgesehene Summe hinaus und da überfiel sie mit einem Mal eine große Angst, wie es mit ihren Geldverhältnissen werden möchte. Die Augen wurden ihr naß. Sylvester schmiegte sich an sie. Er sah die Thränen und fragte nach dem Grund und die Mutter machte ihrem gepreßten Herzen mit den gleichen Worten Luft, die sie vor Jahren einmal ihrem Kinde gesagt:

— Wir sind so arm!

Auch dem Knaben ward da weich zu Sinn. Er fragte:

— Können wir mal ganz arm sein, Mutter?

Sie nickte betrübt und mit einem plötzlichen Entschluß sagte Sylvester, er wußte selbst nicht, wie es kam:

— Dann arbeite ich für Dich, Mutter!

19.

Von der Krankheit war eine Schwäche der Augen zurückgeblieben und Sylvester mußte noch lange Zeit hindurch in der Schule geschont werden. Er wurde auf ein ärztliches Zeugnis hin von den schriftlichen Arbeiten befreit und das machte er sich nun soviel als möglich

zu Nutze. Er war allmählich selbst zur festen Überzeugung gekommen, daß er nicht versetzt werden würde, darum gab er sich nicht mehr die geringste Mühe. Nur ein Einziges machte ihm noch Spaß, das war die Singstunde.

Gablers Stimme lag wirklich tief, Sylvesters jedoch nicht. Aber mit dem Freunde zusammen zu sein hatte der Knabe einen Alt geheuchelt und bei der Prüfung derart die Töne herabgedrückt, daß der Kantor zwar erklärt, er sei ungeeignet, ihn jedoch genommen auf seine Versicherung hin, er interessiere sich sehr für Musik.

Im sogenannten Musiksaal fand der Unterricht statt. Er begann immer mit dem Aufrufen der Namen durch den Ältesten, einen Obertertianer, den einzigen seiner Klasse, denn seine übrigen Klassengenossen mutierten alle oder thaten wenigstens so.

Kantor Römer, ein feister Mann mit dicken, blond-roten Koteletten und rasierter Oberlippe, bildete sich stets ein, Ungehorsam zu begegnen oder ausgelacht zu werden. Deshalb sprach er nie ruhig mit den Sängern, sondern fuhr von vornherein jeden mit seiner mächtigen Stimme an, als ob er ihn zu Boden schreien wolle.

Sylvester stand besonders schlecht bei ihm angeschrieben, weil er trotz seines Versprechens noch immer nicht eine Spur von Altklang entwickelte, überhaupt fast keine Stimme besaß. Als nun eines Tages „Wer hat dich, du schöner Wald“ eingeübt wurde, hörte der Kantor Römer plötzlich mit der Klavierbegleitung auf und fragte drohend:

— Wer ist das, der im Alt statt der Noten immerfort die Diskant-Melodie singt?

Niemand meldete sich. Der Kantor ließ das Lied wiederholen, beim „droben“, das tief hinunterging, hörte

er mit dem Spiel auf, ließ fingertaktierend a capella weitersingen, horchte aufmerksam und rief:

— Halt! Geyer, Du bist's! Singe noch einmal von Anfang an allein!

Sylvester that sehr erstaunt, machte ein beleidigtes Gesicht und fing nach einigem Räuspern an:

— Wer hat dich . . . . .

Dann erstarb seine Stimme vollkommen.

— Lauter! Lauter! Ich höre nichts mehr! — schrie Kantor Römer außer sich, ohne daß deswegen Sylvesters Alt deutlicher geworden wäre, und da besaß Gabler die Frechheit, der hinter seinem Freunde stand, ihm leise die Töne anzugeben, die denn Sylvester auch getrost nachsang. Doch der Kantor paßte scharf auf und sah dem Dicken auf den Mund, sodaß dieser für einen Augenblick schwieg. Nun brummte Sylvester ruhig die Melodie des Diskantes, wie er es von der Mutter und den Schwestern gehört, die manchmal das Lied gesungen hatten.

— Halt! Steht das in den Noten? Du bist's also! — rief wieder der Kantor. Darauf ließ er Sylvester noch einmal die Tonleiter singen, und da die tiefen Töne vollkommen fehlten und die Schule übermäßig viel Soprane besaß, so wurde er ein für allemal aus der Singstunde entlassen. In der Liste, die der Obertertianer immer verlas, ward der Name Geyer gestrichen.

Aber der Kantor war berühmt für sein schlechtes Gedächtnis. Es war klar, daß er von dem Vorkommnis schon in der Chorstunde am Freitag nichts mehr wissen würde. Deshalb kam Sylvester ruhig wieder und hatte nun den großen Vorteil, auf der Liste nicht mehr verzeichnet zu stehen, also auch nicht mehr verlesen und nicht

als fehlend bemerkt zu werden, falls es ihm etwa eingefallen wäre, zu schwänzen, wie es die Schüler nannten. Jetzt ging er fast immer zu den Singstunden nur so lange es ihm Spaß machte. Sobald es aber langweilig zu werden begann, schlich er sich während eines Liedes im Dunkel des sparsam beleuchteten Musiksaales zum Ausgang, und verschwand bei einem forte, damit der Lärm der etwa klappenden Thür nicht bemerkt würde.

Das fanden die übrigen „riesig frech“ oder „famos schneidig“, und Sylvester erwarb sich dadurch den Ruf eines großartigen Kerls, der den Spiesen eins geigte. Er stieg sehr im Ansehen und bildete sich etwas darauf ein. Doch dabei ging das Verhängnis seinen Lauf: er blieb zu Ostern sitzen.

Der Hauptmann war zwar etwas verstimmt, doch gab ja Sylvesters Krankheit immerhin eine Erklärung und den Bekannten, die ihn etwa nach seinem Sohn fragten, antwortete er allmählich mit immer größerer Bestimmtheit:

— Der arme Junge hat die Masern gehabt und hat dann bis Weihnachten nicht schreiben und lesen dürfen. Dann kam noch — er ist nämlich in Quarta — das Griechisch hinzu. Da soll nun einer nicht sitzen bleiben.

Schließlich fand der Vater selbst das Sitzenbleiben ganz in der Ordnung und glaubte an seine erst mit der Zeit zustande gekommene Erklärung, weil er sie so oft wiederholt hatte. Und natürlich unterstützte ihn die Mutter darin, um ihren Liebling so viel als möglich in Schutz zu nehmen. Sylvester schämte sich zuerst doch ein wenig. Vor allem vor den Schwestern. Er ärgerte sich über

Mariechens spöttisch überlegenes Gesicht, die als sie von seinem Unglück erfuhr nur sagte:

— Wie man sät, so erntet man!

Das brachte ihn in Wut und, da er merkte, daß bei der ältesten Schwester die Eltern allmählich dahin steuerten sie hier und da in ein paar Familien bekannt zu machen, weil sie nächsten Winter ein ganz klein bißchen ausgehen sollte und er genau wußte, daß das die Vorbereitungen sein sollten, um sie eines Tages zu verheiraten, so antwortete er Mariechen:

— Wenn Du mal heiraten willst, so werde ich Deinem Mann sagen, was Du für ein ungezogenes Mädchen bist. Dann nimmt er Dich nicht!

Und als im Sommer abends am Familientisch das Gespräch auf Amphibien kam, die der Hauptmann im Terrarium des zoologischen Garten beobachtet hatte und Mariechen, die ihn begleitet, ihre Furcht vor Schlangen und Eidechsen äußerte, da verfiel Sylvester auf einen Gedanken wie er der Schwester einmal eins auswischen könnte. Während die anderen noch schwatzten, schlich er sich in die Küche und nahm, ohne daß die Dienstmädchen es gewahr wurden, weil sie beide vor dem Thor mit ein paar Soldaten standen, einen Plättstahl. Er lauschte an der Stube der Schwestern, klinkte, huschte hinein, und schob das Eisen in Mariechens bereits zum Schlafengehen aufgedecktes Bett, dorthin, wo ihre Füße zu liegen kamen.

Dann ging er wieder hinüber und bat den Vater sich ein Terrarium einrichten zu dürfen. Nur eine einfache Holzkiste wollte er dazu haben, in die er Erde und Steine thun wollte und einen Blumenuntersetzer voll Wasser.

Alles wie es ihnen der Lehrer in der deutschen Stunde geraten als sie einen Aufsatz gelesen: Das Leben im Walde. In den Kasten sollte eine kleine Schildkröte kommen und ein paar Eidechsen.

Der Vater gestand ihm sein Terrarium zu unter der Bedingung, daß es nichts kosten sollte, und war sehr erstaunt, als Sylvester erklärte, die Schildkröte von seinem Taschengelde kaufen zu können, da sie für fünf Groschen zu haben sei. Die Eidechsen werde er im Plauenschen Grunde selbst fangen. Sobald er den Plauenschen Grund erwähnte, sagte Mariechen boshaft:

— Sylvester, ich denke im Plauenschen Grunde giebt es nur Katzen?

Das brachte den Knaben auf seinen Plan zurück und er erzählte, es sei ihnen in der Schule erzählt worden, man müsse sich in der Nähe von Dresden sehr vor Schlangen hüten, alles wimmle von Kreuzottern, die in Steinhaufen säßen und sogar nachts in die Wohnungen gekrochen kämen. Vater und Mutter lachten ihn aus, doch Mariechen, die etwas furchtsam war, nahm alles für bare Münze.

Als man zu Bett ging, horchte Sylvester angespannt nach dem Nebenzimmer, auf den Augenblick lauernd, wo Mariechens ängstliche Phantasie in dem kalten Plättstahl eine Schlange vermuten würde. Vor Aufregung wickelte sich Sylvester fester in seine Decke, stieß sie wieder von sich, weil sie ihm zu warm wurde und träumte sich in eine Stimmung hinein, wie er sie empfunden, als sie sich bei ihrem Indianerzuge an die feindliche Katze herangeschlichen. Er hörte die Schwestern noch schwatzen. Sie erzählten sich Gruselgeschichten und er vernahm wie Tante

Gustel, die noch immer mit den Mädchen in einem Zimmer schlief, sagte:

— Kinder hört doch auf, mir ist selbst ganz bange geworden. Wartet doch wenigstens noch bis Mariechen und ich auch zu Bett liegen.

Ida, die Kleinste rief entzückt:

— Es ist so hübsch sich zu fürchten. Wenns gar zu schlimm wird, zieh ich die Bettdecke über'n Kopf! Nicht wahr Fanny?

Sylvesters Erwartung stieg bis zum höchsten. Endlich krachte Mariechens Bett, das an derselben Wand stand wie das ihres Bruders und im selben Augenblick ertönte ein durchdringender Schrei, dem ein allgemeines Kreischen der andern folgte. Sylvester quiekte selbst vor Freude mit und krümmte sich wonniglich zusammen, die Schultern bis an die Ohren ziehend. Doch das Schreien nebenan wollte gar kein Ende nehmen und nun mischten sich die Stimmen der Eltern hinein.

— Was ist denn nur um Gottes Willen los — rief der Hauptmann. Unter Thränen antwortete Mariechen:

— Eine Schlange! In meinem Bett ist eine riesige, kalte Schlange!

Man hörte Deckenrauschen. Einen Augenblick Pause, dann rief der Vater lachend:

— Ein Plättstahl!

Und alles lachte mit, nur dauerte die Freude nicht lange, denn sie waren darüber sofort einig, daß Sylvester der gewesen sein müsse, der die „riesige, kalte Schlange“ Mariechen ins Bett gelegt. Der Knabe verkroch sich, als er seinen Namen hörte, ganz gegen die Wand und stellte sich schlafend beim Eintritt des Vaters. Der Hauptmann

aber kehrte sich nicht daran, sondern zog die Bettdecke fort und rüttelte mit den Worten:

— Nichtsnutziger Bengel! — seinen Sohn nach Leibeskräften. Sylvester rührte sich nicht. Er that als schliefe er immer noch. So ließ ihn der Hauptmann liegen. Die Mutter zog die Decke wieder zurecht und deckte ihn gut zu.

— Damit er sich nicht erkältet! — wie sie entschuldigend zu ihrem Mann sagte. Sylvester beschloß niemals in seinem Leben wieder ein Wort mit Mariechen zu sprechen.

20.

Am ersten Oktober war das Dienstmädchen Emma gegangen, nachdem sie bei Geyers sechzehn Jahre in Dienst gewesen. Ihr Bräutigam, den sie schon ebenso lange fast besaß, hatte eine kleine Erbschaft gemacht und wollte sie nun heiraten, um mit ihr einen Grünkramladen, ein sogenanntes Büdchen, zu eröffnen. Das Scheiden der Emma bedeutete für Sylvester ein großes Ereignis, war sie doch schon im Hause gewesen ehe er geboren worden. So hatte sie fast mit zur Familie gehört und als sie fehlte war ihm ganz sonderbar zu Mute.

Zuerst war der Hauptmann drauf und dran gewesen, nun doch einen Diener zu nehmen, aber endlich hatte er den Bitten der Mutter und Tante Gustels nachgegeben, davon abzusehen, mit dem Gefühlsausbruch:

— Ungern thu ich's nur. Anständiger bleibt ein Diener doch. Aber ich bin überstimmt, die ganzen Frauenzimmer sind gegen mich. Und ihr seid fünf. Womit ich

übrigens noch nicht gesagt haben will, daß ich die Majorität anerkenne. Das Recht ... das Richtige ... braucht noch nicht auf Seite der Majorität zu sein. Wie ich denn im Prinzip auch gegen Parlamente bin. Wir Geyers haben nun mal immer nur eine Richtschnur gehabt: was befiehlt unser allergnädigster Landesherr. Ich bleibe auch dabei, denn im Grunde meines Herzens bin ich noch Soldat, wenn ich auch nun schon vierzehn Jahre a. D. bin.

Die Damen verstanden nichts von dieser Rede. Sie hörten scheinbar aufmerksam zu, dann aber nahm jede ihre Handarbeit wieder auf. Sie waren zufrieden damit, daß sie trotz alledem recht behielten und ein Mädchen gemietet wurde.

Sylvester aber hatte gleichfalls des Vaters Worte nicht begriffen. Nur beruhigte er sich nicht dabei, sondern der Ausspruch: das Recht braucht nicht auf Seite der Majorität zu sein, machte auf ihn sehr großen Eindruck. Den Sinn erfaßte er nicht vollständig, doch es schien ihm etwas Herrisches, Verächtliches herauszuklingen. Er fragte den Vater nicht nach der eigentlichen Bedeutung, weil er sich keine Blöße geben wollte, denn bei solchen Gelegenheiten pflegte der Hauptmann ein förmliches Examen anzustellen. Kurze Zeit darauf fügte es jedoch der Zufall, daß Onkel Gottfried einmal von Majorität sprach und sofort sagte Sylvester:

— Das Recht braucht nicht auf Seite der Majorität zu sein! Nicht wahr, Onkel?

— Natürlich nicht! Junge, wo hast Du denn das aufgeschnappt? Das sind ja ganz famose Ansichten!

— Der Vater hat es gesagt!

— Was? Unmöglich. Der erkennt ja das Recht

des einzelnen nicht an. Er will, daß wir uns nur immer unterordnen sollen. Und jeder von uns hat doch sein Recht für sich. Ich lasse mir meins durch keine Majorität der Welt absprechen. Ich will leben wie ich will. Das habe ich schon in der Schule so gethan. Individualität verlange ich!

Der Hauptmann war dazu gekommen und meinte trocken:

— Wegen dieser Grundsätze hat es eben bei Dir überall gehapert. Übrigens hat mich Sylvester mißverstanden. So habe ich's garnicht gemeint. Das kommt davon, wenn so'n Bengel was ergattert, das er nicht recht verdauen kann.

Sylvester war gekränkt darüber. Er glaubte es alles ganz genau verstanden zu haben, hatte er sich doch die Worte gemerkt.

Die beiden Brüder gerieten nun — seit dem Tode vom Großonkel und der Großtante zum ersten Mal — in einen Streit, der drohte gefährlich zu werden. Sie waren so eifrig dabei, daß sie die Anwesenheit Sylvesters gar nicht bemerkten, der mit offenen Augen und Ohren dasaß und lauschte. Die Mutter endlich, ein etwaiges neues Zerwürfnis fürchtend, trennte die beiden durch den Ruf zum Abendessen, obwohl es eigentlich noch gar nicht Zeit war und das neue Dienstmädchen nicht mit Decken fertig.

Es war ein junges, frisches Ding, ein wenig dick und ungeschlacht mit häßlicher Stülpnase. Sylvester beobachtete das Mädchen, wie alles neue, das in seinem Leben erschien, genau. Er folgte jeder ihrer plumpen Bewegungen, sah sie die Teller auf den Tisch setzen und das Silber ihren ungeschickten Händen entgleiten, wenn

sie es hinlegen wollte. Er verglich die Neue, die man der Einfachheit halber auch Emma zu nennen beschlossen, obwohl sie Selma hieß, mit der alten Emma. Und da bemerkte er den Unterschied der Jahre, daß die andere wohl vierzig gewesen und diese kaum zwanzig.

Abends, als er gute Nacht sagte, fühlte er sich in ganz gehobener, glückseliger Stimmung. Da ihn das Gespräch zwischen Vater und Onkel noch immer beschäftigte, konnte er sich nicht enthalten, seinem Herzen Luft zu machen und er gestand der Mutter mit ernst in Falten gelegter Stirn:

— Weißt Du, Mutter, was der Vater da mit Onkel Gottfried sprach?

— Nun ja! Ganz zugehört habe ich freilich nicht. Was ist denn damit?

— Onkel Gottfried hat recht!

Und von nun ab fing Sylvester wieder an, sich dem Onkel zu nähern. Sein Widerstreben gegen die Soldatenschwärmerei hatte er ihm verziehen.

In der Nacht aber träumte der Knabe von dem neuen Dienstmädchen. Und in den nächsten Tagen verließ ihn auch der Gedanke an sie nicht während der Schule. Doch er schämte sich dessen und nur verstohlen suchte er sie zu beobachten.

Wenn sie im Eßzimmer zu decken hatte und er in seiner Stube saß, um seine Arbeitszeit abzusitzen, denn arbeiten that er zu Haus gar nichts mehr, so lugte er durch das Schlüsselloch, sie zu beobachten. Gerade den Eßtisch mit der cuivre-poli-Hängelampe vermochte er zu übersehen. Dann erblickte er von Zeit zu Zeit ihren Arm einen Teller zurecht schiebend, oder er sah ihren Kopf, der

sich über eine Gabel beugte, um festzustellen, ob sie es wagen könnte, sie ungeputzt noch einmal hinzulegen, denn die neue Emma liebte nicht Arbeit und Reinlichkeit.

Wenn Sylvester sehr mutig war, öffnete er die Thür, während Emma sich im Nebenzimmer befand und ging hindurch nach dem Korridor zu. Scheinbar ganz gleich-giltig, in Wirklichkeit jedoch mit klopfendem Herzen und scheuen Seitenblicken. Das Mädchen achtete gar nicht auf den Jungen, sondern that langsam und ungeschickt nach ihrer Art und Weise ihre Arbeit. So wagte er es denn schließlich, einen Vorwand zu finden, um sie besser be-obachten zu können. Wenn sie im Hofe Kleider bür-stete, ließ er aus Versehen einen Bleistift aus seinem Fenster fallen, dann mußte er hinunter, um das Verlorene zu suchen. Oder er nahm ein Buch mit ins Eßzimmer, während sie deckte, und that dort, als ob er läse.

Bei dieser Gelegenheit fragte ihn einmal der Vater, warum er nicht im Salon oder seinem Zimmer sei, und da in der That die Dämmerung im Einbrechen war, so behauptete er, während langsam die Röte in seine Wangen stieg, daß es drüben in den anderen Zimmern schon zu dunkel sei.

Das Terrarium hatte sich Sylvester einrichten dürfen. Er hatte es aus einer alten Stollenkiste hergestellt, deren Boden mit Erde und einem Tuffsteinstück belegt war, einem Geschenk des Dicken, der aus Freundschaft gleichfalls in der Quarta zu Ostern zurückgeblieben. Oben über der Kiste befand sich ein abnehmbares Gazenetz und bevölkert war das Terrarium mit zwei grünen, selbstgefangenen Eidechsen und einer grauen, deren Schwanz zu einem Dritteil fehlte. Das Prachtstück aber bestand aus einer

kleinen Schildkröte, die Sylvester von seinem Taschengeld gekauft. Sie hatte achtzig Pfennige gekostet.

— Für fünfzig Pfennig! — hatte er dem Vater gesagt, um ihn durch die Höhe des Preises nicht böse zu machen. Und der Hauptmann, der sich mit Absicht der noch nicht lange eingeführten Reichswährung nie bediente, hatte mit besonderer Betonung geantwortet:

— Also einfacher und besser fünf Groschen, denn die Mark und Pfennigrechnerei macht einen bloß konfus. Ihr lernt das in eurer Schule, aber für mich sind fünfzig Pfennig — einfach gar nichts. Fünf Groschen ist gleich was anderes, da mache ich mir sofort ein Bild und weiß, ob es teuer ist oder billig.

Das kleine Wasserbecken des Terrariums gab Sylvester immerfort den gewünschten Anlaß, um mit der Emma in Berührung zu kommen. Fortwährend lief er in die Küche, um es neu füllen zu lassen, und er war glücklich, wenn das Mädchen ihm selbst das Wasser eingoß, wobei es freilich vermöge ihres Ungeschickes ohne Verschütten nicht abging.

Da fragte Sylvester einmal die Mutter zu ihrem großen Erstaunen:

— Mutter, wie findest Du die Emma eigentlich?

— Kindli, wie meinst Du das?

— Nur so . . .

— Warum denn?

Und Sylvester antwortete mit halber Verlegenheit, aber fast andächtig:

— Ich finde, die Emma ist sehr schön!

Da lachte ihn die Mutter aus, hell und fröhlich, wie sie es selten that, und am nächsten Sonntage erzählte sie

es Onkel Gottfried, der den Knaben bei den Armen packte, mit dröhnendem Lachen in die Höhe hob und gleich wieder hinstellte:

— Donnerwetter, bist Du schwer. Aber Sylvester, Du bist wohl gar in euere Dienstspritze verliebt?

Die Mutter ward böse darüber:

— Gottfried, Du sollst dem Jungen nicht solches Zeug sagen!

Aber Sylvester schlich sich davon. Er ging durchs Eßzimmer wo Emma eben das Essen abräumte in seine Stube. Er sah das Mädchen ganz lange groß an, viel mutiger als sonst. Sie bemerkte seinen Blick und sagte verschmitzt kichernd in ihrem Pirnaischen Dialekt:

— Junger Herre, was stieren Se mich denne eegal so aan?

— Ich . . .? Gar . . nicht? — stammelte nur Sylvester, wurde purpurrot und stürzte wie ein Verfolgter in sein Zimmer. Lange Zeit wollte die Röte von seinen Wangen nicht weichen. Er versuchte zu lesen, aber er dachte immer wieder an seine Begegnung und jedesmal stieg ihm wieder das Blut zu Kopf.

Doch am Montage wurde Emma Knall und Fall entlassen: Tante Gustel hatte ihr mehrmals etwas befohlen und sie jedesmal geantwortet nur die gnädige Frau hätte ihr etwas zu sagen, denn nur diese hätte sie gemietet. Als Sylvester aus der Schule kam war schon probeweise eine neue im Haus. Er war sehr unglücklich und seinem Freunde Gabler, dem er bisher noch nichts gestanden, verriet er nun die ganze Geschichte, weil er das Bedürfnis fühlte, sich irgend jemandem mitzuteilen. Gabler lachte ihn aus:

— Du, Sylvester, Du bist adelig und magst ein Dienstmädel gern?

Sylvester behauptete, davon verstünde der Dicke nichts. Doch jener that sehr erfahren:

— Ich mochte mal die Gärtnerstochter gern. Aber das ist nichts. Sie war frech ... Ich habe sie riesig verhauen. Mein Alter sagt immer: Weibsbilder taugen alle nichts!

Doch Sylvester glaubte ihm nicht. Er hatte das Bedürfnis, irgendwie sein Leid auszudrücken und da kam es so über ihn, daß er ein Stück Papier nahm und darauf schrieb, wohl dreißig Mal, immer unter einander: Ich liebe Dich, ich liebe Dich. Dann zerriß er das Papier aus Furcht, es möchte entdeckt werden, und ein paar Tage darauf dachte er an die ganze Geschichte nicht mehr.

21.

Den Winter 1873/74 wurde Mariechen nun ausgeführt. Sie war schon bald neunzehn Jahre alt und fand selbst den Zeitpunkt ihres eigentlichen Ausgehens sehr spät. Doch der Vater meinte:

— Je später Mariechen in die Gesellschaft kommt, desto länger ist sie jung, denn die Leute rechnen nach der Anzahl der Winter, die eine auf den Bällen erschienen ist. Fängt sie mit siebzehn an, heißt es, wenn sie eben zwanzig ist: die? ach, die geht ja schon seit vielen Jahren aus! Und dann ist das arme Wurm alte Jungfer ehe sie mündig geworden ist.

Von Weihnachten ab begannen Bälle und Soiréen. Die Eltern hatten vorher eine Liste der Besuche entworfen, die zu machen waren, denn es sollten im allgemeinen nur solche berücksichtigt werden, die unbedingt, wie man es vorher wußte, etwas gaben. Dann mußte noch die große Frage erledigt werden, wer mit der Tochter ausgehen sollte, ob beide Eltern oder der Sparsamkeit halber nur Vater oder Mutter.

Die Mutter wollte, so schwer es ihr auch ankam, aus Vernunft zu Haus bleiben, aber der Hauptmann hatte gemeint, das ginge einfach nicht, denn die Menschen würden dann unfehlbar denken er sei Witwer. Er selbst aber mochte nicht zurückstehen, da er darauf brannte, Mariechen, die er sehr hübsch geworden fand, in Gesellschaft zu sehen. Dazu hoffte er durch seine ehemaligen Bekannten aus seiner Dienstzeit der Tochter hier und da die Wege ebnen zu können. Über das Mehr an Ausgaben kam er schnell hinweg. Der Mutter, die ihn noch einmal bat, keine zu großen Kosten zu verursachen, entgegnete er:

— Wagen müßt Ihr nun doch mal bezahlen. Ob ich da nun noch mehr drin sitze oder nicht, kommt auf dasselbe hinaus. Ich verbrauche also eigentlich nur Frack, Stiefel und Handschuhe. Dann, so nebenbei gesagt, ist die Möglichkeit der Verheiratung einer Tochter etwas, was nicht alle Tage vorkommt, und das ist nun mal ein Punkt, in dem es geradezu ein Verbrechen an unserem Kinde wäre, wenn wir sparen wollten.

Sylvester freute sich auf jeden Abend, wo, wie er wußte, die Eltern mit Mariechen fortgehen würden. Dann blieb er mit Tante Gustel, Fanny und Ida allein zu

Haus. Die Tante fürchtete er nicht. Sie war viel zu gut, um jemals ein böses Wort zu sagen.

Die beiden Schwestern trugen schon halblange Kleider. Fanny war fast siebzehn und die kleine Ida, die inzwischen zum größten der Mädchen herangewachsen, zählte sechzehn Jahre. Sie wurde zu Ostern konfirmiert. Das nahm sie sehr in Anspruch durch die Unterrichtsstunden, die abends lagen und zu denen sie immer den weiten Weg zu machen hatte bis zur Sakristei der Frauenkirche am Neumarkt. Darum waren auch sie ab und zu bei ihren Konfirmationsfreundinnen eingeladen, wobei Tante Gustel immer mitging.

An solchen Abenden blieb Sylvester ganz allein. Da er nun schon vierzehn Jahre wurde und das schon einmal gehabt hatte, was in der Schule gelernt ward, fand der Vater weiter nichts darin. Diese Stunden waren des Knaben höchstes Glück. Er konnte es kaum erwarten bis die anderen fortgegangen und endlich die Hausthür ins Schloß fiel. Dann jauchzte er laut auf vor Vergnügen. Nun war er Herr und König.

Er lief in der ganzen Wohnung umher, wie um sich zu überzeugen, daß er auch wirklich allein sei. Gearbeitet wurde natürlich nichts. Er hielt es sogar nicht einmal für nötig irgend ein Buch auch nur zum Scheine auf seinem Arbeitstische aufzuschlagen, sondern schleuderte was sich etwa dort fand in die Ecke. Im Salon setzte er sich bei der Lampe hin und steckte sich eine Cigarette an, die er seit dem zweiten Quartanerjahr für einen halben Pfennig das Stück kaufte. Vergnügen machte ihm das Rauchen, nur, weil er sich sehr alt, wichtig und groß dabei vorkam. Schmecken that ihm das Kraut eigentlich nicht.

Dann kam, wenn es Zeit zum Abendessen wurde, die neue Emma, ein verschrumpeltes, älteres Wesen, um zu melden, wie sie es dem Vater sagte:

— Es ist angerichtet.

Sylvester ging darauf in das Eßzimmer hinüber, wo die neue Emma alles auf dem Tisch bereit gestellt hatte und ihn nun fragte:

— Wünschen Sie noch etwas, junger Herr?

— Danke sehr! — antwortete innerlich lachend vor Freude, äußerlich ganz ruhig Sylvester. Dann aß er langsam und bedächtig, trank statt seines sonstigen einen Wasserglases voll Bier eine ganze Flasche und gedachte freudig der Mutter, wenn er einen besonderen Leckerbissen fand, den sie ihm hatte besonders zurichten lassen.

Nach dem Abendessen zog er sich in sein Zimmer zurück und vertiefte sich in einen Roman, den er von Onkel Gottfried erhalten oder von Gabler. Hier und da studierte er auch ein Buch, das ihm der Vater gegeben, doch diese Bände selten zu Ende, denn es waren fast immer solche militärischen Inhaltes, wie Beschreibungen des Krieges 1870/71, die er noch nicht recht verstand oder Wappen und Adelsbücher, die ihn langweilten. Am liebsten las er Onkel Gottfrieds Sachen: Lichtenstein, dann Musäus, Volkssagen und vor allem, seitdem er erst einmal Ivanhoe durchflogen, alles von Walter Scott. Ein wahres Fieber hatte ihn überkommen, als er Quentin Durward, Kenilworth und das schöne Mädchen von Perth, hinter sich hatte. Immer mehr und immer mehr wollte er haben, sodaß ihn der Onkel endlich fragte:

— Sage mir blos mal, Junge, wo nimmst Du eigentlich die Zeit her zu dem vielen Lesen?

Sylvester antwortete dann:

— Ich habe nichts zu arbeiten, denn ich kann alles schon, was wir haben.

Vieles in den Romanen Walter Scotts verstand Sylvester nicht, denn er las sie in des Onkels kleiner Originalübersetzung, nicht mehr für die reifere Jugend bearbeitet wie den Ivanhoe, aber er fragte nicht darnach, sondern peitschte die Bücher nur so durch. Kamen einmal ein paar lange, ausführliche Beschreibungen, so übersprang er einfach ein paar Seiten.

So eifrig war der Knabe dabei, daß er an den Tagen, wo die Eltern nicht mit Mariechen ausgingen, Lichtstümpchen, die er gesammelt, heimlich im Bett noch ansteckte, um zu lesen. Dabei geschah es ihm einmal, daß er, versunken in seinen Roman und doch ein wenig müde, das Licht umstieß. Es war zwar sofort gelöscht, aber hatte ein Loch in das Bettlaken gebrannt. Er beichtete es der Mutter. Über das Betttuch sagte sie nichts, nur wegen der Augen Sylvesters ward ihr bange, und wegen des späten Einschlafens.

Wiederum jetzt lastete der Zwang der Schule schwer auf dem Knaben. Er konnte kaum die Zeit erwarten, bis es Ostern sein würde und er dann wenigstens in die Untertertia aufgerückt wäre. Das war noch immer nicht die Hälfte der Zeit, die abgesessen werden mußte, aber es bedeutete doch wenigstens einen Schritt vorwärts. Den Augenblick des Eintretens in die Obertertia aber ersehnte er vor allen Dingen, denn auf dem Reimannschen Gymnasium war es Sitte, von dieser Klasse ab die Schüler Sie zu nennen.

Endlich war das Schuljahr abgelaufen und in den

Ostertagen zur Konfirmation der Schwestern wurde Sylvesters Stimmung wieder heiterer. Er war zwar bei der Versetzung schon wieder bis in die Mitte der Klasse gesunken, aber der Vater hatte nicht viel dazu gesagt, nur die paar Worte:

— Wenn Du etwa wieder sitzen bleiben solltest, Sylvester, so nehme ich Dich vom Gymnasium fort und dann kommst Du irgendwo hin auswärts, auf eine andere Schule, aber natürlich dann in das Internat. Da sollst Du mal sehen, wie Du Dich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurücksehnen wirst!

Damit meinte der Hauptmann seinem Sohn einen heilbaren Schrecken eingejagt zu haben, in Wirklichkeit jedoch erschien der Gedanke, von der Schule abzugehen, Sylvester gar nicht so schlimm, denn das Gymnasium hatte er furchtbar satt.

Deshalb gab er sich auch in der Untertertia gar keine besondere Mühe mehr. Sein Hauptvergnügen blieb das Lesen. Mit seinem Buche verkroch er sich im Garten irgendwohin unter die Büsche. Dort legte er sich auf eine Decke, die ihm die Köchin gegeben, und las ununterbrochen. Wenn es heiß wurde, schlief er dabei ein und verschlief die Arbeitszeit, aber ohne daß jemand etwas merkte, denn um seine Arbeiten kümmerte sich der Vater gar nicht mehr.

Immer war er nur mit den Schwestern, die er mit Tante Gustel und der Mutter spazieren führte. Mariechen war in ihrem ersten Winter eine begehrte Tänzerin gewesen, denn sie tanzte gut und graziös, sah vor allem in Balltoilette bei ihrem frischen Teint sehr gut aus und war nicht auf den Mund gefallen. Nun durften

die Bekanntschaften des Winters nicht gänzlich vernachlässigt werden. So traf man sich denn hier und dort bei Freunden zu Spielen und Gartenpartien. Ausflüge wurden veranstaltet in die sächsische Schweiz, in den Rabenauer Grund, die Dresdener Haide, nach Moritzburg, Pillnitz oder Meißen. Und immer nahmen die beiden jüngeren Schwestern, die, eben konfirmiert, noch halb als Backfische betrachtet wurden, daran teil.

Die Eltern gingen regelmäßig mit. Obwohl es der Mutter wehe that, ihren kleinen Sylvester so oft allein zu lassen, denn auch Tante Gustel schloß sich an. Sie that es gern: in ihr armes Leben war nur wenig Freude gefallen, und nun genoß sie, wenn auch zu spät fast, noch eine Neige aus dem Kelche, der bisher unerbittlich immer an ihr vorübergegangen.

Onkel Gottfried wagte es einmal, seinen Bruder darauf aufmerksam zu machen, daß dieses gesellige Leben mit allen seinen Anforderungen an Toiletten, Wagen, Essen, Trinkgeldern, ganz außerordentlich hohe Ausgaben veranlassen müßte. Sylvester und die Mutter waren dabei im Zimmer anwesend. Der Hauptmann wurde dunkelrot und schickte vor allen Dingen erst einmal den Knaben hinaus, dann sagte er:

— Was geht Dich das eigentlich an, Gottfried?

— Weil Du mein Bruder bist.

— Das ist doch kein Grund, Dich in meine Verhältnisse zu mischen.

Onkel Gottfried meinte, gerade weil er sein Bruder sei, mische er sich hinein, denn es sei doch nichts Böses, sich um das Wohlergehen von Menschen zu kümmern, die man lieb habe. Durch diese energische Antwort wurde

der Hauptmann weich. Sein Zorn war verflogen, so rasch wie er aufgestiegen und er reichte dem Bruder in ebenso plötzlicher Rührung die Hand:

— Gottfried, ich weiß ja, daß Du es eigentlich gut meinst und ein braver Bruder bist, wenn wir auch in manchen Dingen auseinandergehen. Von Deinem Standpunkte aus magst Du auch recht haben, aber überlege Dir doch einmal, ob ich nicht moralisch verpflichtet bin, allerlei für meine Töchter zu thun. Mitgeben kann ich ihnen, wie leider die Verhältnisse bei uns liegen, nichts, oder außer der Aussteuer, die mich schon sauer genug ankommt, so gut wie nichts. Na, da muß ich doch nun alles thun, um die Mädel gut zu versorgen. . . . . .

Onkel Gottfried nickte, doch als der Bruder schwieg, erwiderte er:

— Alles sehr richtig, nur fragt es sich, ob ihr auf diese Art die Mädel auch wirklich versorgt. Mariechen ist nun diesen Winter ausgegangen, aber einen Mann hat sie noch nicht gefunden. Wie Deine Verhältnisse liegen, wissen die Leute so ziemlich. Na also Hanns, da kann doch nur einer anhalten, der für beide genug hat, und die Kerls, die Geld haben, nehmen erst recht eine reiche, weil sie in ihren Ansprüchen nicht heruntergehen wollen.

Der Hauptmann schluckte ein paar Mal und polterte dann wütend los:

— Das wäre eben eine ganz gemeine Gesinnung!

Onkel Gottfried zuckte die Achseln:

— Die Menschen sind aber so und man muß sie nehmen wie sie sind, nicht wie sie sein sollten!

Darüber ärgerte sich der Hauptmann von neuem:

— Siehst Du, Gottfried, das ist wieder mal Deine verfluchte Grundsatzlosigkeit!

— Lebensklugheit! — erwiderte trocken verbessernd Onkel Gottfried. Und augenblicklich gab der Bruder zurück:

— Ich bin eben nicht imstande von jedem das schlechteste zu denken, das würde mir das ganze Leben überhaupt verekeln.

— Leider denkst Du viel zu gut von den Leuten. Es sind nicht alle Idealisten, die so rumlaufen, wie Du Dir's ausmalst.

— Einen Grund von Idealismus müssen wir uns bewahren!

— Aber nicht in solchen Dingen. Im Gegenteil, Hanns, ich bin vielleicht zu sehr Idealist immer gewesen. Deshalb hab' ichs zu nichts gebracht, weil ich als junger Kerl immer in den Wolken steckte. Du bist doch wenigstens Hauptmann geworden. Ich? Was denn ich?

Das schmeichelte dem Hauptmann doch ein wenig, darum meinte er einlenkend in ruhigerem Tone:

— Übrigens, Gottfried, mit den Ausgaben ist es nicht so arg. Wir kommen gerade aus. Wir selbst geben ja auch nichts. Wir gehen nur hin, aber sehen niemand bei uns. Und . . . und . . . wie gesagt . . . . . . unser Budget stimmt . . . so ungefähr . . . . . wenigstens . . . . .

Das letzte kam etwas gedehnt heraus und unsicher, der Vater wollte sich selbst belügen und nicht klar sein über die Ausgaben, die gemacht wurden. Aber mit ängstlichem Ausdruck war die Mutter dem Streit der Brüder

gefolgt. Als der Hauptmann sagte, sie kämen gerade aus, atmete sie erleichtert auf.

Das Gespräch war in der Erregung so laut geführt worden, daß Sylvester fast jedes Wort durch die geschlossene Thür hindurch hatte verstehen können. Am meisten ging ihm Onkel Gottfrieds Ansicht im Kopf herum, daß die Männer alle des Geldes wegen heirateten, und deswegen die Schwestern nicht nehmen würden, obgleich sie hübsch waren. Er wollte gern den Onkel darüber befragen, doch er getraute es sich nicht, damit nicht herauskommen sollte, daß er den Lauscher gespielt.

Und endlich kam ihm die Äußerung nicht aus dem Sinn: man müsse die Menschen nehmen wie sie wären und nicht wie sie sein sollten. Der Vater hatte das Grundsatzlosigkeit genannt, Onkel Gottfried es mit Lebensklugheit bezeichnet. „Lebensklugheit“, das Wort machte Sylvester einen großen Eindruck. Er wußte wohl, daß es Erfahrung bedeutete, aber nicht recht, welch anderer Sinn darin lag. Denselben Abend noch fand er in einem Romane, den er gerade verschlang, das Wort Lebensklugheit wieder, und am Tage darauf kam es im deutschen Unterricht vor. Um sich gut zu stellen, fragte Sylvester, was das Wort eigentlich genau bedeute. Der deutsche Lehrer ging allem auf den Grund. Er quälte sich, da er sehr zerstreut zu sein pflegte, lange herum eine Erklärung zu finden und schloß:

— Eine gute Definition, das werdet ihr später selbst finden, wenn ihr erst mal in Prima Logik haben werdet, ist sehr schwer.

Eines fühlte Sylvester: der Vater besaß nicht die Gabe der Lebensklugheit und die liebe, gute Mutter auch

nicht. Er dachte an das, was der Vater über ihre Geldverhältnisse gesagt, daß die Schwestern nur eine Aussteuer bekommen könnten und weiter nichts. Plötzlich fiel ihm wieder die letzte Äußerung beunruhigend ein, daß das Budget stimme, oder wenigstens ungefähr. Ungefähr? Die Mutter hatte ihm doch bei seinem Ausgabebuche immer eingeschärft, es müsse stimmen, ganz genau:

— Sonst machst Du Schulden, Sylvester, und das ist im Leben der Anfang vom Ende.

Vor Schulden hatte der Knabe großen Respekt. Wenn sein Buch nicht gestimmt hätte, so würde er sich für verloren gehalten haben. Eine unerklärliche, entsetzliche Angst überkam Sylvester, und wie ein jähes Licht im dunkeln Raum überfiel ihn plötzlich allerlei Erkenntnis.

Er erhielt in der Schule zum zweiten Frühstück nur immer einfach gestrichenes, unbelegtes Butterbrod mit — da hatte einmal ein Mitschüler gesagt, der, wie die Knaben wußten, reich war:

— Deine Butterbemme ist schäbig, nich mal Fleisch haste drauf!

Zwar verabfolgte ihm Sylvester dafür ein paar kräftige Boxer auf den umgedrehten Oberarm aber das Wort war doch gefallen. Dann fand Gabler die Einrichtung bei ihnen in der Wohnung kahl, und Sylvester erinnerte sich sehr wohl, wie anders es bei Gablers aussah. Irgendwo hatte er einmal etwas von verarmtem Adel gelesen, und der Sohn eines preußischen Kavallerieoberst, der auch in der Untertertia saß, hatte behauptet:

— Ich gehe mal zu den Husaren. Zur Infanterie gehen nur die Armen.

Wie sich in Sylvesters Geist das alles so vereinigte, ward er plötzlich aufmerksam auf eine Menge Dinge bei ihnen zu Haus, die er bisher noch niemals beachtet: Die Mutter hatte ihm geantwortet, als er sein Lieblingsgericht Omelette häufiger haben wollte:

— Kindli, dazu braucht man zuviel Eier. Das können wir nicht so oft machen.

Dann erhielt er noch immer aus des Vaters abgelegten Sachen Hosen oder Anzüge gefertigt, und die Kleider der Schwestern, der Mutter und Tante Gustels wurden im Hause selbst gemacht, wobei es jedesmal hieß:

— Daß nur die Schneiderrechnung nicht zu hoch wird. Vater hat gesagt, er kann's nicht mehr bezahlen .....

Alles das drängte sich zusammen und gab Sylvester plötzlich Erkenntnis der Wahrheit. Das Wort der Mutter, das er vor Jahren, als er zum ersten Mal beim Dicken eingeladen war, Frau Gabler wiederholt hatte, damals in kindlicher Naivität ohne den Sinn zu begreifen, das fiel ihm jetzt wieder ein: Wir sind arm!

Zum ersten Mal in seinem Leben begann er sich der Bedeutung des Geldes bewußt zu werden. Es bedrückte ihn, daß sie arm waren. Er fürchtete, sie möchten alles verlieren, wie es ihm die Mutter einmal als möglich hingestellt. Nur wußte er nicht wie das geschehen sollte. Und dieses Gefühl beunruhigte ihn längere Zeit, bis er es allmählich unter alle dem, was ihn beschäftigte, vergessen hatte.

22.

Im Winterhalbjahr ging es mit Sylvester in der Schule wieder bergab. Das Lateinisch — der ewige Caesar de bello gallico — war ihm so unsäglich langweilig geworden. Im Griechischen machte er keine Fortschritte. Vokabeln lernte er nicht, so begannen ihm allmählich derartig die Wörter zu fehlen, daß er überhaupt kaum mehr irgend etwas von dem verstand, was durchgenommen wurde. In Geographie und Geschichte hatte er seit langer Zeit nicht mehr zugehört, obwohl ihm eigentlich Geschichte Spaß machte. Doch der Vortrag des Lehrers war so einsilbig und einschlafend, daß Sylvester nur selten einmal, wenn eine Schlacht kam, auf fünf Minuten aufmerkte. Dem Mathematiker vermochte überhaupt ein großer Teil der Klasse nicht zu folgen, weil er es verschmähte, die Zurückgebliebenen heranzuziehen und sich nur mit den Fortgeschrittenen beschäftigte.

Bloß im Französischen machte der Knabe noch immer Fortschritte. Ein vorzüglich deutsch redender Franzose leitete den Unterricht, den er sehr anschaulich zu gestalten wußte. Und in der Naturgeschichte hörte Sylvester freiwillig zu. Er las für sich allerhand zoologische und botanische Bücher aus der Bibliothek Onkel Gottfrieds und war in diesem Fach der Beste.

Zu Weihnachten teilte der Rektor, Professor Doktor Neimann, dem Vater in einem längeren Schreiben mit, daß sein Sohn keine Aussicht hätte, zu Ostern versetzt zu werden. Der Hauptmann, der Sylvester noch immer ganz sich selbst überlassen hatte, fiel wie aus den Wolken:

— Du scheinst mir jetzt in jeder Klasse einmal sitzen

bleiben zu wollen. Dann wirst Du wohl so mit siebzig Jahren Dein Abiturientenexamen machen. Und was denkst Du nur eigentlich: soll ich meinen Bekannten immer sagen, unser Sylvester ist wieder mal, wie gewöhnlich, hängen geblieben? Du bist alt genug, um nun zu verstehen, was Du Deinem Namen schuldig bist. Unsere Familie ist jederzeit unter den ersten gewesen im Lande. Nebenbei bemerkt ist es an der Zeit, mit Dir einmal über den Geldpunkt zu reden. Leider bin ich nicht reich, obwohl Reichtum auch nicht allein glücklich macht. Deine Erziehung kostet unglaubliche Summen. Schulgeld, Nahrung, Kleidung, Bücher und so fort. Je schneller Du nun also das Gymnasium durchmachst, desto eher kannst Du mal selbständig werden. Jedes Jahr sitzen bleiben, bedeutet ein Jahr, das Du mir länger auf der Tasche liegst . . . . . .

Zu dieser Rede, die in des Hauptmanns Zimmer stattfand, während er vor dem Schreibtisch saß, den Brief des Rektors in der Hand, und Sylvester schüchtern an der Thür stehen geblieben war, hatte auch, wie gewöhnlich, die Mutter kommen müssen. Sylvester wußte nicht recht, wo das hinaus sollte. Da aberder Vater schwieg, sagte er:

— Wenn ich doch noch versetzt würde, Vater?

— Wirst Du aber nicht. Du bleibst kleben. Das ist jetzt schon sicher. Hier steht's!

— Aber wenn ich mir nun sehr große Mühe gebe?

Ihm war doch vor der Zukunft bange geworden. Er sah an dem feierlichen Gesicht des Vaters und an dem bekümmerten der Mutter, daß irgend etwas besonderes im Werke war. Und ihm, der sich immer nur vom Gymnasium fortgesehnt hatte, ward das Herz beklommen:

Da blickten sich die Eltern an und der Hauptmann sprach feierlich:

— Sylvester, Deine Mutter und ich sind überein gekommen, daß Du Ostern die Schule verlassen sollst, wie ich es Dir schon früher einmal angedroht habe.

Der Knabe entfärbte sich. Die abenteuerlichsten Ideen schossen ihm durch den Kopf. Er dachte an das „Rauhe Haus" in Hamburg, das den Schülern als eine Art von Zuchthaus vorschwebte. Der Vater überließ Sylvester einen Augenblick seinen Gedanken, dann sagte er langsam, um den Eindruck zu verstärken:

— Zu Ostern sollst Du noch konfirmiert werden, ehe Du das Gymnasium verläßt. Dann . . . . . wirst Du ins Kadettenhaus eintreten. Hier in Dresden . . . .

Sylvester war ungeheuer erstaunt. Er sah die Eltern beide groß an, ohne ein Wort zu erwidern. Es kam ihm so unerwartet, daß er sich erst ein wenig sammeln mußte.

— Kadett? — stammelte er endlich und schwieg von neuem, während ihm tausend Gedanken durch den Kopf schossen über die Veränderung, die so schnell mit ihm vorgehen sollte. Der Vater ließ ihm noch etwas Zeit, dann forderte er die Mutter auf, sich zu setzen, und befahl Sylvester, ganz dicht bei ihnen Platz zu nehmen. Erst als der Knabe aufblickte, begann er:

— Das scheint Dir sehr plötzlich gekommen zu sein, Sylvester! Na, Du bist aber groß genug, daß ich Dir nicht bloß sage, Du wirst dies und jenes thun, sondern daß ich Dir auch mitteile, warum. Höre also. Du wärest jetzt doch wieder sitzen geblieben. Wenn Du jetzt das Gymnasium durchmachst, so brauchst Du noch: — Unter-, Ober-Tertia — zwei, Sekunda — zwei, Prima — zwei

— also sechs Jahre, bis Du einen Beruf wählen kannst. Wirst Du Kadett, so kommst Du wohl nach der vierten Division, bist also zwei Jahre früher fertig und kannst schon Offizier sein, wenn Deine jetzigen Mitschüler noch die Schulbank drücken. . . .

Daran hatte Sylvester noch nie gedacht. Wenn er bloß noch vier Jahre statt sechs lernen mußte, so war das allerdings ein erheblicher Vorteil. Und als ihn der Hauptmann fragte, ob er einverstanden sei, antwortete er sofort ja mit leuchtenden Augen. Da stand der Hauptmann auf, öffnete die Arme und sprach, während ihm die Mundwinkel vor Rührung zuckten und seine Augen feucht wurden:

— Mein liebes Kind, ich betrachte diese Wendung des Schicksals gewissermaßen als eine Fügung Gottes, als einen deutlichen Wink von oben. Es hat eben so werden sollen. Nun komm und gieb mir einen Kuß, Sylvesterchen!

Sylvester war selbst von dem Moment ergriffen und küßte seinen Vater feierlich auf beide Wangen. Dann schloß ihn die Mutter an ihr Herz. Lange, lange. Sie schluchzte laut, während ihr die Thränen niedertropften, und strich ihrem Kinde den blonden Scheitel:

— Mein Sylvester! Mein Sylvester! Wenn es nur auch das rechte ist! Wenn Du nur auch wirkliche Befriedigung findest in Deinem neuen Beruf!

Der Knabe streichelte ihre Hand:

— Mutter, weine nicht! Bitte sei doch . . . weine doch nicht!

Dann öffnete der Vater die Thür zum Salon und rief:

— Gustel! Mariechen! Fanny! Ida! Kommt mal rein. Wir haben euch was zu erzählen. Sylvesters

Zukunft ist entschieden. Euer Bruder wird zu Ostern Kadett!

Allgemeines Erstaunen. Die Schwestern fragten sofort das nähere, wie das gekommen und warum vor allen Dingen. In der Absicht, ihren Liebling nicht bloßzustellen, ließ die Mutter gar nicht erst etwas vom Sitzenbleiben verlauten, sondern kam gleich zuvor:

— Sylvester will Offizier werden, da ist das der einfachste Weg!

Nur Tante Gustel, die im Geheimnis war, lächelte und zwinkerte mit den Augen. Die Schwestern beglückwünschten ihren Bruder und Sylvester brach das Versprechen, das er sich gegeben und bisher gehalten, mit Mariechen kein Wort zu reden. Er war in glückseliger Stimmung. Die ungeahnte Wichtigkeit, zu der er in diesem Augenblick in der Familie gekommen, that ihm wohl und beflügelte seine Zunge, sodaß er anfing zu erzählen, wie seit dem Kriege 1870 seine Neigung den Soldaten gehört. Er frohlockte über das endliche Aufhören des ihm so verhaßten Gymnasiums und fing an die Tage zu berechnen, die noch verstreichen müßten, bis er Uniform anhätte. Jetzt zählte er vierzehn Jahre, also könnte er schon mit achtzehn Jahren eingetreten sein.

Und die Schwestern, vor allem Mariechen, die durch ihr Ausgehen fast nur noch mit zweierlei Tuch in Berührung kam, waren angesichts der Aussicht, daß ihr Bruder bald Uniform anziehen würde, liebenswürdiger denn je zuvor. Den ganzen Abend wurde nur noch von Sylvesters Zukunft gesprochen. Söhne aus bekannten Familien wurden erwähnt, die im Kadettenhause waren, deren Bekanntschaft er nun machen würde und der Vater

fing an aus seiner eigenen Kadettenzeit Schwänke und Streiche zu erzählen, sodaß Sylvester ganz begeistert wurde und den Eindruck empfing, als sei das Korps die reine Vergnügungsanstalt für Söhne aus guten Häusern.

Beim Gutenachtsagen küßte sich Sylvester sogar mit den Schwestern und auch der Vater gab ihm einen herzhaften Kuß. Während er sich sonst immer nur von seinem Sohne umarmen ließ. Die Mutter aber sprach am Bett noch lange mit dem Knaben und nahm Abschied von ihm, als ob schon jetzt die Trennung stattfände:

— Weißt Du denn, daß Du dann zum ersten Male unser Haus verlassen wirst? — fragte sie ihn noch sehr wehmütig. Sylvester antwortete:

— Du mußt nicht dran denken, Mutter, ich schreibe Dir dann vom Korps aus jeden Tag!

Sie küßte ihn und schlich sich betrübt davon. Sylvester aber war noch immer wie trunken von dem großen Ereignis. Er sah nur Sonne und Licht in dem Wechsel, der sich in seinem Leben vollziehen sollte, denn nun wurde er doch von der Qual des Gymnasiums auf diese Art enthoben.

Halb im Einschlafen träumte er. Ihm war es als hätte er schon den bunten Rock angelegt, und er begegnete auf der Straße die Lehrer vom Gymnasium, den Rektor an der Spitze. Er sah sie verächtlich an und grüßte sie nicht einmal. Als Kadett brauchte er sie nicht mehr zu kennen.

23.

Als Onkel Gottfried von dem Plan für Sylvesters Zukunft hörte, schüttelte er bedenklich den Kopf und es gab wieder einmal eine scharfe Auseinandersetzung zwischen den Brüdern. Der Hauptmann meinte:

— Ich werde für Sylvester eine Freistelle im Kadettenkorps bekommen. Das bedeutet eine sehr große Entlastung unseres Budgets, die nicht zu unterschätzen ist. Und Soldat soll er doch nun mal werden ...

Aber Onkel Gottfried wollte eben das nicht gelten lassen:

— Ja, Hanns, warum soll er denn gerade Soldat werden? Das ist ja der verkehrte Schluß. Er braucht doch nicht die Epauletten zu tragen? Es giebt doch noch tausend andere Berufszweige?

— So, welche denn? Da bin ich doch gespannt!

— Jurist und zwar Verwaltungsdienst oder praktische Gerichtslaufbahn, Advokat, Arzt, Kaufmann, Fabrikant, Landwirt, Lehrer, akademische Laufbahn meinetwegen, endlich sogar Geistlicher, obwohl Du weißt, daß ich von meinem Standpunkte der freien Richtung gerade dafür nicht eingenommen bin. Aber ich meine: der Junge sollte das werden, was er will.

Der Hauptmann war von einem der Vorschläge seines Bruders zum anderen mehr ins Lachen geraten. Er nahm alles garnicht für ernst, aber er suchte dennoch in möglichst ruhigem Tone zu widerlegen:

— Kaufmann ...... Puh .... das glaubst Du wohl selber nicht ... mein Sohn hinterm Ladentisch stehen und Nudeln verkaufen? Für drei Pfennige, höchstens für ein, zwei Thaler? ....

Onkel Gottfried unterbrach ihn sofort:

— Was denn, was denn, was denn? Wer spricht denn davon? Er kann doch auch Großhändler werden! Er braucht gar kein Vermögen dazu. Allerdings, Tagediebe können die Leute nicht brauchen, das ist sehr richtig. Aber mit Fähigkeiten kommt in dem Fach einer vorwärts. Wenn er erst mal Prokurist ist, dann kann er sehr gut auch Teilhaber werden und mal das Geschäft allein haben oder eine neue Firma aufthun.

Der Hauptmann hielt sich die Ohren zu und jammerte:

— Wenn ich bloß das Wort Geschäft höre!

— Glaubst Du denn, daß diese Leute nicht auf uns ziemlich von oben herabsehen? Die haben auch ihren Stolz, einen Kastengeist wie wir und fast noch toller.

— So, aber der Unterschied ist nur der, daß wir auch zu Gelde kommen können, und daß das Geld eben das einzige ist, was die Pfeffersäcke eingebildet macht. Und Geld? Pah ... Wer sich auf Geld was zu Gute thut, dem antworte ich: Was bist Du denn trotz Deiner Millionen, denn Rothschild ist Dir doch über, der kanns immer noch besser. Und möchte ich Rothschild sein? Nein, nie. Aber die Pfeffersäcke, die können uns den Adel nicht nachmachen ....

Onkel Gottfried schnitt ihm das Wort ab:

— Doch. Der Baron kostet 30000 Mark oder 60 oder 100. Äh ... etsch.

Aber der Hauptmann gab sich noch nicht geschlagen:

— Gut, das ist aber kein Baron von 900, sondern von 1900 ..... die tausend Jahre sind aber doch nicht zu kaufen!

Sie waren so in Hitze geraten, daß sie nun, als sie

sich mit erregten Gesichtern anschauten, beide lachen mußten.

— Das ist ja zu dumm! — meinte versöhnlich Onkel Gottfried, und der Vater begann weiter seinem Bruder auseinanderzusetzen mit dem Bemühen, sich nicht zu ereifern, daß man zum Fabrikanten Geld haben müsse und zum Landwirt eigenen Besitz, denn bei den jetzigen schlechten Zeiten der Landwirtschaft sei es ein trauriges Vergnügen Gutspächter spielen zu wollen. Gegen den Juristen hatte er nichts einzuwenden, aber nur den Verwaltungsdienst ließ er gelten:

— Staatsanwalt, oder gar Rechtsanwalt. Nein, lieber Gottfried, das liegt nun mal zu sehr außerhalb unserer Sphäre. Vom Lehrer gar nicht zu reden und Arzt, wenigstens praktischer .....

— Hanns, Hanns, ich will Dir etwas sagen, wenn ich hätte Arzt werden können. Mein Gott, was wäre ich glücklich gewesen. Aber ... aber, es war zu spät. Arzt oder Künstler ... Unser seliger Vater hat schweres Unrecht an mir gethan, daß er mich gehindert hat. Nun bin ich nichts als ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Der Beruf des Arztes ist der segensreichste, edelste, schönste, den es giebt. Ein großer Arzt, ein die Tiefen der Natur aufwühlender, erkennender, großer Arzt! Ein Gott ist das einfach für uns Menschen.

Die Begeisterung des Bruders machte auf den Hauptmann Eindruck und er sagte in halbem Zugeständnis:

— Ja, ein großer Arzt. Aber eben ein großer!

Onkel Gottfried stand auf, um zu gehen, doch er konnte es sich nicht versagen, ein letztes Bedenken dem Hauptmann noch zurück zu lassen:

— Hanns, aber eins hast Du nicht bedacht, und das scheint mir fast das wichtigste zu sein. Wenn der Junge nun, nachdem er nichts als seine Kadettenbildung gehabt hat, das Bein bricht und lahm bleibt?

Der Vater trat ungeduldig hin und her, ohne zu antworten, sodaß Onkel Gottfried fortfuhr:

— Hat er einmal das Abiturientenexamen gemacht, so kann er noch immer werden, was er will, aber bloß mit der Reife der Prima des Korps ist ihm fast alles verschlossen. Und später nachholen? Kenne ich! Kenne ich!

Mit dem ärgerlichen Ausruf:

— Er bricht aber nicht das Bein! — beendete der Hauptmann, der in seinen Plänen nun einmal nicht mehr gestört werden wollte, die Unterredung.

Sylvester dachte nicht an ein Für oder Gegen, sondern freute sich nur der endlichen Erlösung vom Gymnasium. Sobald die Schule wieder begonnen hatte, erzählte er in der Klasse allen, daß er abgehe. Als große, wichtige Neuigkeit wurde dann sofort von einem zum anderen herumgesprochen:

— Sylvester geht ab!

Nur die zukünftige Trennung von seinem Freunde Gabler wurde Sylvester schwer. Wenn er daran dachte, überfiel ihn ein unbestimmtes Gefühl der Verlassenheit. Er hatte mit dem Dicken nun sieben Schuljahre geteilt, das dünkte ihm so unendlich fern, daß er selbst darüber erstaunte, wie er nur hatte den ganzen Weg schon zurücklegen können.

Die Schule war jetzt für Sylvester eine Qual geworden. Er that überhaupt nun gar nicht mehr mit und machte sich im griechischen Extemporale nicht einmal mehr

die Mühe, auch nur abzuschreiben. Er ließ einfach alles aus und gab sein Heft sogar leer ab. Der Lehrer des Griechischen wollte ihn dafür dem Rektor melden, aber zuletzt ließ er es dabei bewenden. Ihm war der Vorwurf gemacht worden, daß er nicht imstande sei, Ordnung in der Klasse zu halten, deshalb scheute er sich, die Angelegenheit an die große Glocke zu hängen. Und nun wiederholte Sylvester seine Art und Weise, griechische Arbeiten zu fertigen, und endigte damit, überhaupt kein Heft mehr einzugeben.

— Ich brauche ja von Ostern ab das Blech nicht mehr zu lernen! — sagte er zu seinen Mitschülern, die ihn fast alle beneideten und denen seine Unverschämtheit gegen den Lehrer großen Eindruck machte.

Auch sonst hatte Sylvester auf dem Gymnasium keine Freude mehr. Die Singstunde, die er bis dahin noch immer des Ulkes halber besucht, fiel gerade auf den Tag, seines Konfirmationsunterrichtes. Er sann nicht weiter nach über das, was Superintendent Doktor Kloß, der auch die Schwestern eingesegnet hatte, sehr ergreifend, kurz, einfach, den Knaben ans Herz legte. Seine Gedanken schweiften fortwährend ab, während er mit den anderen Knaben in der Sakristei der Frauenkirche saß. Er dachte an die künftige Kadettenzeit.

Kadetten, die er etwa in der Stadt begegnete, versetzten ihn nun in große Aufregung, und wenn er es irgendwie konnte, folgte er ihnen von weitem, um sie möglichst genau zu betrachten. Beim Vater unterrichtete er sich über alle Abzeichen, die sie trugen, und immer dachte er daran, ob er wohl diesen oder jenen, den er sah, später einmal näher kennen lernen würde.

Die Eltern und die Geschwister waren fast immer abends in Gesellschaft und Sylvester blieb mit Tante Gustel allein.

Kurz nach dem Abendessen, das die beiden einsilbig verzehrten, ging die Tante zur Ruhe. Sie fühlte sich seit Weihnachten, seitdem sie sich heftig erkältet, nicht ganz wohl und wollte sich schonen. Von selbst sprach sie nicht und Sylvester hing seinen Zukunftsträumen nach. Er war es gewöhnt, daß Tante Gustel keine Ansprüche machte, nun kümmerte er sich auch nicht viel um sie.

Wenn er dann allein in seiner Stube saß, die Tante im Nebenzimmer schlief und es ganz still im Hause war, dann wurde er plötzlich weich und die Freude über seinen demnächstigen Eintritt ins Kadettenhaus verkehrte sich in wehmütige Stimmung. Er dachte daran, daß er dann die Mutter nicht mehr haben würde, die für alles sorgte, daß er mit Wildfremden zusammen wohnen und schlafen mußte. Es befiel ihn die Angst, er möchte Heimweh bekommen. Davon hatte er immer gelesen und stellte er es sich sehr bitter vor. Das Bild des Kadettenkorps, das er nur einmal auf einem Spaziergang mit dem Vater flüchtig gesehen, tauchte vor ihm auf: draußen in der Albertstadt, jenseits der Elbe, über eine Stunde weit von der Ammonstraße entfernt, wie es einsam mitten in der Öde stand, das mächtige, langgestreckte Gebäude. Rundum rauschte der Wald, die Dresdener Haide, die weite Baum- und Sandwildnis.

Jetzt lag wohl Schnee draußen. In Gedanken fühlte er die Kälte. Und er dachte an die Sonntagabende, wenn er nach dem Urlaube wieder zurückkehren müßte, hinaus in die Anstalt. Wie dann die Schwestern im Vaterhause

zurückblieben, er aber hinausginge in die kalte, sturmdurchtobte Nacht, um den weiten Weg nach dem Korps zu durchmessen, ganz allein, zitternd und frierend, während die anderen vereint am warmen Ofen saßen. Und zu Fuß müßte er gehen, denn sie waren ja arm und konnten keine Droschke bezahlen. Doch er nur erhielt nichts, denn für die Schwestern wurde alles gethan. Die fuhren jeden Abend im teuern Wagen zum Ball, während er .... bei Kälte und Schnee würde zu Fuß laufen müssen.

Wie er das so überdachte, kam er sich eigentlich recht elend und jämmerlich vor, und aus Mitleid mit sich selbst und seinen eigenen Phantasieen traten ihm die Thränen in die Augen. Doch er verweilte immer wieder bei diesen Bildern, er wollte sich gar nicht herausreißen, er wollte sich als Märtyrer fühlen.

Als Märtyrer? Er hatte plötzlich das Gefühl, als müsse er das schon einmal gedacht, schon einmal erlebt haben. Dieser Augenblick, diese Empfindung, diese Gedanken, alles das mußte ganz genau so schon einmal früher in seinem Leben vorgekommen sein. Hatte er denn schon früher einmal gelebt? Er wußte es ganz bestimmt: dieser Augenblick jetzt eben war schon einmal dagewesen. Nur vermochte er nicht zu sagen wann. In einem früheren Leben? Im Geschichtsunterricht hatten sie einmal etwas von Seelenwanderung vernommen. Das kam ihm wieder in den Sinn.

Aber er lachte endlich darüber. Und nun war die Empfindung auch schon wieder vorüber. Er war gar nicht mehr traurig, sondern mit seinem Lose zufrieden. Ganz jäh fiel ihm der Degen ein, den die

sächsischen Kadetten trugen. Er würde ihn auch bekommen. Hurrah!

Sylvester lachte laut auf, sodaß er sich selbst erstaunt umblickte.

24.

Vor zwei Dingen fürchtete sich Sylvester: vor dem Zahnarzt und dem Photographieren. Beides mußte er noch über sich ergehen lassen, ehe er in das Kadettenkorps trat. Seine Zähne sollten einmal gründlich nachgesehen werden, und es erwies sich, daß eine Anzahl Plomben nötig waren. Nur mit Aufbietung allen Zuredens der Mutter und auf strengen Befehl des Vaters war Sylvester dazu zu bringen, zur festgesetzten Stunde beim Zahnarzt zu erscheinen.

— Du stellst Dich an, als ob Du nicht schon fünfzehn Jahr würdest, sondern erst fünf. Und Du willst mal Soldat werden? — sagte der Hauptmann.

Aber Sylvester vermochte sich nicht zu bezwingen, schon die leiseste Berührung seiner Zähne mit einem Instrument that ihm weh. Und der Arzt gab ihm vollkommen recht, indem er zur Mutter sagte, daß ihr Sohn ohne Zweifel ein besonders empfindliches Nervensystem besitze.

Beim Photographieren ging es besser. Zwar schnitt Sylvester im Augenblick der Aufnahme ein fürchterliches Gesicht, aber die Wiederholung war nicht übel, wenn auch schon das ungeschickte „Bitte, nun aber recht freundlich,

als ob Sie lichte Wolken sähen", Sylvester so wütend auf den Kerl machte, daß sein Bild ganz ernst wurde.

Nur ein halbes Dutzend Photographien wurden bestellt. Vater, Mutter, Onkel Gottfried, Tante Gustel erhielten je eine. Eine behielt für etwaige Fälle die Mutter zurück und eine durfte Sylvester zum Abschied seinem Freunde Gabler schenken. Das Bild war nicht günstig, doch man fand es sehr ähnlich. Das kränkte Sylvesters Eitelkeit ein bißchen. Er erschrak selbst über die große, scharfe Nase und den breiten Mund, ärgerte sich über sein Haar, daß er am Tage des Photographierens nicht ordentlich gebürstet hatte, und das ihm nun etwas wüst um den Kopf hing.

— Du, Sylvester, die Haare werden sie Dir aber abschneiden, wenn Du Soldat wirst! — meinte Gabler, als er auf dem Heimwege am letzten Schultage das Bild geschenkt erhielt. Der Dicke war mit Ach und Krach noch als Letzter nach Obertertia versetzt worden. Sylvester hatte seinen Mitschülern kaum Lebewohl gesagt. Er war so glücklich, dem alten, rußgeschwärzten Gebäude den Rücken kehren zu können, daß er nicht einmal daran gedacht hatte, beim Fortgehen noch einen Blick auf den Schulhof und die Fenster der Untertertia zurückzuwerfen. Sogar seine Bücher, die ihm nun nichts mehr nützten, hatte er zurückgelassen.

— Du, Sylvester, Du wirst mich wohl gar nicht mehr angucken, wenn Du erst Kadett bist? — fragte Gabler.

Sylvester antwortete, stehen bleibend, mit Nachdruck:

— Wir haben Freundschaft geschlossen, Gabler, und das werde ich nie vergessen. Du wirst immer mein bester

Freund bleiben, so lange ich lebe. Und wir wollen uns wiedersehen!

Der Dicke meinte eifrig:

— Ja, wenn Du Ferien hast!

Doch Sylvester verbesserte:

— Wenn ich auf Urlaub bin.

Darauf gaben sie sich feierlich die Hand.

Die folgenden vierzehn Tage zwischen dem Austritt aus der Schule und dem Examen im Kadettenkorps, verstrichen ihm wie im Fluge. Nur bis zur Konfirmation beherrschte ihn einige Bangigkeit und er wünschte, sie möchte bald vorüber sein. Vor allen Dingen war ihm das Abendmahl, zu dem er nach der Aufnahme in die Gemeinschaft der erwachsenen Christen, zum ersten Mal gehen sollte, etwas so Geheimnisvolles, daß er fast etwas wie Grauen davor empfand. Der Superintendent hatte den Knaben eingeschärft, daß sie ja gläubig an den Tisch des Herrn treten sollten, und daß sie sich vorher selbst zu prüfen hätten. Wer das nicht thäte, der esse es sich und trinke es sich zum Gericht. Davor bangte Sylvester; genau so, wie er früher auf dem Gymnasium einmal, als die Sünde wider den heiligen Geist vorgekommen, sich kurze Zeit hindurch fest eingebildet hatte, er habe sie begangen.

Nun war er wie von einem schweren Bann befreit, als die Konfirmation hinter ihm lag und er mit den Eltern, Geschwistern und Tante Gustel nach beendetem Abendmahl vom Altar trat. In der Sakristei, durch die sie den hohen Gewölberaum der Frauenkirche verließen, umarmten ihn Vater und Mutter noch einmal und die Mutter weinte vor Rührung so sehr, daß sein schwarzer

Konfirmationsrock ganz naß wurde. Er war aus einem Anzug des Vaters gefertigt, weil er nun, wo Sylvester ja doch Uniform tragen würde, nur zu der einen Feier zu dienen hatte.

Zu Haus gab es dann noch eine kleine Feier in des Hauptmanns Zimmer. Die Eltern schenkten ihrem Sohn eine neue, schöne Bibel, die er mit ins Kadettenkorps nehmen sollte. Auf dem ersten Blatte stand:

Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Offenb. Johannis 2, 10.

Unserem Sylvester das Buch der Bücher, in dem er recht oft Trost und Erbauung finden möge, damit ihm dereinst zu teil werde, was sein Einsegnungsspruch verheißt: die Krone des Lebens.

Dies wünschen seine Eltern

Dresden,
am Palmsonntage
1875.

Hanns von Geyer,
Königl. Sächs. Hauptmann a. D.
Elisabeth von Geyer
geb. von Schirrmacher.

Dann trat Onkel Gottfried vor, der auf der Empore der Feier in der Kirche beigewohnt hatte, und gab Sylvester eine goldene Uhr mit den Worten:

— Dein Pate, der Großonkel hat dies für Dich in seinem Testamente ausgesetzt, und Dein anderer Pate erlaubt sich, die Kette hinzuzufügen.

Sylvester umarmte und küßte den Onkel und ebenso Tante Gustel, die ihm ein paar schöne, elfenbeinerne Manschettenknöpfe mit Namenszug und Krone schenkte. Von den Schwestern erhielt er Kleinigkeiten, die sie selbst gefertigt.

Sofort legte er alle seine neuen Besitztümer an. Und nun war er glückselig. Endlich einmal fühlte er sich vollkommen frei. Das Korps hatte noch nicht begonnen und das Gymnasium ging ihn nichts mehr an. Dazu war herrlichstes Frühlingswetter und die Natur begann sich schon in Grün zu kleiden. Die Sonne schien heiter den ganzen Tag, in den knospenden Bäumen zwitscherten die Vögel. Sylvester ging mit innerer Genugthuung am Reimannschen Gymnasium vorüber, nur von dem einen Gefühl erfüllt: die da drüben haben mir nichts mehr zu sagen, sie besitzen keine Gewalt mehr über mich. Der Portier saß im Hausflur. Die Thür zum Schulhof stand offen, sodaß man im Sonnenschein die in den Ferien frisch gestrichenen Turngeräte liegen sah. Der Knabe blieb auf der anderen Seite der Straße stehen und blickte hinüber und seine überhebende, glückliche Stimmung machte sich in lautem Lachen Luft.

Aber der Examentag rückte immer näher und ein banges Gefühl der Unsicherheit begann Sylvester zu beschleichen. Der Vater ging mit ihm hinaus zur festgesetzten Stunde, früh neun Uhr. Dazu mußten sie schon vor acht von der Ammonstraße aufbrechen. Sylvester trug seinen Konfirmationsanzug. Er war blaß und aufgeregt.

Während des ganzen Weges bis hinüber sprach er krampfhaft, ununterbrochen.

Endlich erblickten sie die auf den Höhen am Walde liegenden Infanterie-Kasernen, und an der Seitenfront der einen hin gelangten sie zum Kadettenkorps, dessen großes Hofthor offen stand. Mit Bangen trat Sylvester ein. Im Hofe sah er sich flüchtig um: der Boden rechts und links war zum Exerzierplatz geebnet und von Gebäuden eingefaßt, die durch glasgedeckte Gänge mit einander in Verbindung standen. Vor ihnen lag der Hauptbau, ein mächtiger Kasten von drei Stockwerken.

Im Hausflur verabschiedete sich der Vater von Sylvester und er blieb sich selbst überlassen. Er folgte dem Strome einer Menge Knaben und jungen Leuten in Civil, die in den Gängen hin- und herfluteten in einen geräumigen Hörsaal, in dem sich schon ein Offizier befand, der ihnen sofort an einzelnen Tischen Plätze anwies. Eine Abteilung ward hinausgeschickt. Sylvester blieb. Sie erhielten ihre Prüfungsaufgaben, und ein paar Minuten später waren sie schon bei der Arbeit.

Alles ging pünktlich, in Ordnung, alles war vorher genau schon bestimmt.

Der Offizier, ein großer, stattlicher Infanterist vom 241ten Regiment, wie Sylvester auf den Achselstücken entzifferte, hatte sehr energisch alles Sprechen verboten. Die Tische waren rundum vom Nachbar mindestens anderthalb Meter entfernt, von abschreiben oder vorsagen war gar keine Rede. Und als vor Sylvester ein hochaufgeschossener, blonder Jüngling sich umdrehte, ihn um Papier zu bitten, rief augenblicklich scharf der Offizier:

— Meine Herren, ich bitte mir vollkommene Ruhe aus. Sie sind hier im Dienst für diese Zeit. Wer etwas will, möge sich an mich wenden.

Sylvester bekam einen fürchterlichen Schreck, aber es machte ihm Eindruck. Das ganze Examen war schnell beendigt, auch das mündliche ging rasch, sodaß Sylvester wieder entlassen war, ehe er es vermutete. Der große Infanterieoffizier las die Divisionen vor und zu jeder die Namen der ihr Zugeteilten. Als IV. Division kam, horchte Sylvester auf. Richtig, der Leutnant verkündete:

— Von Geyer.

Er hatte bestanden. Er war Königlich Sächsischer Kadett.

Auf dem Heimwege fühlte er sich wie trunken, und zu Haus kam er ins Zimmer geplatzt mit dem Rufe:

— Aufgenommen als Kadett der IV. Division.

25.

Am Abend schon mußte Sylvester ins Korps hinaus. Die Mutter wollte gern ihren Liebling bis an sein neues Heim bringen, doch der Hauptmann hatte es ihr ausgeredet, weil es sie nur noch trauriger machen würde. So mußte sie ihm denn in der Wohnung Lebewohl sagen. Sylvester hatte die ganzen Stunden vorher schon soviel Verhaltungsmaßregeln und Ratschläge wie Erfahrungen aus der Kadettenzeit des Vaters zu hören bekommen, daß er kaum wußte, wo ihm der Kopf stand. Gemerkt hatte er sich bei der erdrückenden Menge so gut wie gar nichts.

Onkel Gottfried erschien nachmittags blos auf fünf Minuten. Er war ein Feind von Abschiedsszenen und sagte deshalb nur mit einem herzhaften Kuß:

— Mein alter Junge! Glück auf den Weg!

Tante Gustel händigte Sylvester unter einer Thränenflut noch im letzten Augenblick eine wollene Leibbinde ein, die sie selbst gestrickt und die der neubackene Kadett unn gar nicht mehr unterzubringen wußte. Mariechen, Fanny und Ida umarmten den Bruder und küßten ihn so herzlich, daß er sich in der Weichheit der Abschiedsstimmung sagte, die sonst verachteten Mädchen seien doch eigentlich ganz gute Dinger.

Der Vater hielt noch eine längere Ansprache:

— Ich habe Dir nur eins zu sagen, mein lieber Sohn: denke daran, daß Du von jetzt ab den Rock des Königs tragen wirst. Darin liegt die Verpflichtung zu einer tadellosen Führung, denn wenn Du der Ehre teilhaftig wirst den Rock seiner Majestät zu tragen, so ist das etwas, was Dich schon vor anderen Deiner Altersgenossen auszeichnet. Und nun behüte Dich Gott auf der Bahn, die nun einmal sozusagen Tradition in unserer Familie geworden ist, und in der Du hoffentlich einmal bessere Erfolge aufweisen wirst, als Dein alter Vater...... komm, Sylvester, gieb mir einen Kuß. Und nun ab. Die Droschke wartet.

Sie umarmten sich und der Hauptmann küßte seinen Sohn mit Thränen in den Augen. Darauf schob er ihn der Mutter zu, die ihn in den Salon zog, wo Mutter und Sohn von einander allein Abschied nehmen konnten. Sie war keines Wortes mächtig, und Sylvester, der bis dahin männlich gegen die Weichheit angekämpft, weinte nun

auch. Ohne, daß sie hätte sprechen können, drückte sie ihm nun ein kleines Packet in die Hand mit der Aufschrift: „Für meinen lieben Sylvester. Unterwegs zu öffnen.“ Er küßte die Mutter dreimal auf den Mund, und sie fand noch die Kraft sich zu sammeln und ihm ins Ohr zu flüstern:

— Nicht wahr, Du vergißt nicht abends vorm Einschlafen Dein Gebet zu sagen, dann wird Gott bei Dir sein! Und vergiß mich nicht!

Dann drängte der Hauptmann:

— Es ist höchste Zeit!

In der Droschke, die auf dem Bock seinen Koffer trug, schüttelte Sylvester der alten Marie, der Köchin, wie der neuen Emma die Hand, dann schlug die Thür zu und der Wagen setzte sich in Bewegung. Am Fenster des Salons sah er noch Taschentücher winken und dann war das Vaterhaus seinen Blicken entschwunden.

Sylvester war sehr bewegt. Der Abschied hatte doch größeren Eindruck auf ihn gemacht, als er selbst vorher geahnt. Fortwährend kämpfte er mit den Thränen. Es würgte ihn im Halse, als müsse er eine klebrige, schwere, zähe Masse hinunterschlucken. Und in nervöser Stimmung begann er plötzlich zu pfeifen, um besser darüber hinwegzukommen. Da erinnerte er sich des kleinen Packetes, das ihm die Mutter mitgegeben hatte. Er riß es auf und entdeckte darin zwei einfach gerahmte Visitenkartenphotographien seiner Eltern und ein weiteres kleines Päckchen mit den Worten von der Mutter Hand: „Kleine Beihülfe für meinen Sylvester“. Darin fand er ein Zehn-Markstück, das sich die Mutter von ihrem Kleingelde abgespart hatte.

Er jauchzte in Freude laut auf und blieb heiter bis die Droschke in den Hof der Anstalt einbog und über das Pflaster rollte. Ein Aufwärter stand bereit, der seinen Koffer in Empfang nahm und ihn nach dem Namen fragte:

— Sylvester von Geyer! entgegnete der neue Kadett.

— Von Geyer? ... Erste Kompagnie, zehnte Korporalschaft. Das ist im ersten Stock! — lautete die Antwort des Aufwärters, der alle Namen auswendig zu wissen schien. Sie schritten nun durch einen endlosen Korridor, dann die Treppe hinauf und wieder über einen Gang im ersten Stock, in dem in langer Reihe Gasflammen brannten. Eine Thür wurde geöffnet, an der auf einem Blatt Papier stand:

I. Kompagnie.

10. Korporalschaft.

I. Div.	Kadett von Klippen.
I. Div.	Kadett von Röhrsdorff.
II. Div.	Kadett Berckmann II.
III. Div.	Kadett Goldammer.
IV. Div.	Kadett von Geyer.
V. Div.	Kadett Ulrich.

Sylvester blieb stehen und las die Namen derer, mit denen er auf der Stube zusammen sein sollte. Als er sich schon verzeichnet fand, lief ihm ein Schauer der Befriedigung über den Leib.

Der Aufwärter war vorausgegangen und hatte drin im Zimmer den Koffer abgeladen. Es war ein zwei-

fenstriger, großer Raum mit weißen Kalkwänden, an denen kommodenartige Pulte standen und hohe, schmale Kleiderschränke. In der Mitte über einem mächtigen Arbeitstisch brannten zwei Gasflammen durch grüne Blechschirme abgeblendet. Niemand war anwesend.

— Sie müssen sich beim Offizier du jour melden. Herr Leutnant Hahn. Im Flügel drüben! — sagte der Aufwärter, mit der Hand den Korridor hinaufweisend. Als Sylvester der angedeuteten Richtung folgen wollte, näherten sich zwei Kadetten, ein großer, blonder, hübscher Mensch mit kleinem Schnurrbärtchen, der die Mütze keck auf einem Ohr trug, und ein bedeutend kleinerer, schmächtiger, mit bräunlichem Teint und schwarzen Haaren. Der Blonde schlug fröhlich dem Aufwärter auf die Schulter:

— Guten Abend, Schneider! Leben Sie auch noch?

— Guten Abend, meine Herren! — antwortete freundlich der Aufwärter und sagte zum Blonden in seinem starken sächsischen Dialekt:

— Mei Herr von Rehrsdorff, eenen Neien haben Sie uf de Stube bekommen!

Sylvester wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Zuerst wollte er sich vorüberdrücken, dann, als er den Namen Röhrsdorff gehört, der auf dem Zettel an der Thür stand, überlegte er sich, ob es nicht besser sei, den älteren Kameraden zu bitten, ihm den Weg zum Offizier du jour zu zeigen. Da sprach ihn Kadett von Röhrsdorff auch schon an:

— Es ist hier Sitte, sich vorzustellen. Der jüngere natürlich zuerst. . . von Röhrsdorff . . . bei mir ist das wurscht . . . .

Sylvester nannte seinen Namen etwas erstaunt, denn

er war das auf der Schule nicht gewöhnt gewesen. Der Braune sagte:

— Beckmann — mit kurzer Verbeugung und verschwand in der Stube. Kadett von Röhrsdorff aber nahm sofort sehr freundlich Sylvester beim Arm und zog ihn den Gang hinunter:

— Ist Ihre Frau Mutter nicht eine geborene von Schirrmacher?

Erstaunt bejahte Sylvester, und der große Blonde fuhr fort:

— Dann sind wir entfernt verwandt. Meine Großmutter war auch eine Schirrmacher. Mein Vater hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Sie jetzt einträten. Das trifft sich ja sehr gut. Ich kann Ihnen schnell noch ein paar Sachen sagen, damit Sie sich Unannehmlichkeiten als Neuer ersparen. Sie müssen unseren Stubenältesten nie einfach bei Namen anreden. Sagen Sie immer... Kadett von Klippen. Übrigens heißt für Sie jeder Kadett einer höheren Division .. vor allem der ersten .. Kadett. Also Kadett Müller .... Kadett so und so .... Ich lege keinen Wert ....

Weiter kam er nicht, denn in diesem Augenblick zog lärmend eine Schar älterer Kadetten vorüber, die Röhrsdorff in ihre Mitte nahm. Sylvester folgte. Eine Glasthür schloß am Ende des Ganges die Offizierswohnung ab. Mehrere Kadetten warteten dort schon. Wer von der ersten Division war, drängte sich vor, und kam vor den übrigen an die Reihe, zur Meldung in das Zimmer des Leutnants zu treten.

Endlich konnte sich auch Sylvester melden. Er wußte zwar nicht, wie das zu geschehen hatte, aber ein paar

andere, die sich im Gespräch als demnächstige Klassenkameraden entpuppten und sehr liebenswürdig waren, hatten ihm gesagt, er als Neuer brauche nur Division und Namen zu nennen. Deshalb sagte Sylvester gleich beim Eintreten, indem er versuchte, möglichst stramm zu stehen, wie es ihm der Hauptmann ein wenig beigebracht hatte:

— Vierte Division: von Geyer!

Der Offizier, Leutnant Hahn, saß bei der Lampe am Tisch und blickte Sylvester an. Er nickte, machte mit dem Bleistift auf dem Papier vor sich einen Strich und sagte:

— Danke!

Als Sylvester nicht gleich verstand, was er sollte, rief Leutnant Hahn laut:

— 's ist gut! Der nächste soll kommen!

Sylvester machte eine Verbeugung, wobei der Offizier zu lächeln schien, und ging. Mit Mühe fand er, die Thürschilder studierend, die zehnte Korporalschaft wieder. Im Zimmer war niemand. Sylvester wußte nicht recht, was er beginnen sollte. Er blieb stehen und ihm schossen tausend Gedanken durch den Kopf. Es war alles so neu und ungewohnt. Er fühlte etwas wie Verzweifelung und Furcht. Niemals, glaubte er, würde er sich hier einleben können, nie, meinte er, würde er das alles lernen, was es hier neu für ihn zu lernen gab.

Da ging die Thür auf und ein winziger Kadett, ohne Degen, nur mit Mütze und Handschuhen, trat ein. Er hatte eine Fünf und eine Krone darüber auf den Achselklappen. Also fünfte Division, und, da er kein Neuer war, offenbar sitzen geblieben. Er achtete nicht auf Sylvester, sondern lief zu einem der Schränke, den er öffnete.

Dann knöpfte er den Waffenrock auf und im selben Augenblick fiel ein wahrer Regen von Äpfeln, Birnen und Nüssen in den Schrank. Dann knöpfte er wieder zu, trat eilig an Sylvester heran, sagte vorstellend:

— Ulrich! — und war zur Thür wieder hinaus.

— So ein Bengel! — rief eine Stimme, und Röhrsdorff erschien mit den Worten:

— Unser Stubenältester liegt schon in der Falle ... Ach so, das verstehen Sie nicht ... also im Bett ... Ich würde Ihnen raten, sich bei ihm zu melden ....

— Was muß ich da sagen? — fragte schüchtern Sylvester. Kadett von Röhrsdorff antwortete:

— Ich melde mich zur Stelle! oder Kadett von Geyer meldet sich auf die zehnte Korporalschaft gelegt .... oder irgend so'n Unsinn..... Da .. daneben ist der Schlafsaal ... gehen Sie nur rein....

Er öffnete die Thür und geleitete Sylvester hinein. Der Raum war matt erleuchtet. In Abständen standen sechs Betten und sechs Waschtische an der Wand. Am ersten Bett angekommen, gab Röhrsdorff Sylvester ein Zeichen, und der neue Kadett, der in den Tüchern nur einen dunklen Kopf unterscheiden konnte, sagte stotternd:

— Ich, Kadett von Geyer .....

— 's gut! Gehen Sie in die Falle. Aber Trab. Wir wollen schlafen ... — knarrte eine Stimme, und in den anderen Betten bewegte es sich gleichfalls. Sylvester öffnete seinen Koffer, wo glücklicherweise, wie er wußte, das Nachtzeug obenauf lag. Damit schlich er sich in den Schlafsaal zurück. Ulrich, der wiedergekommen war, nahm noch schnell einen seiner Äpfel mit und folgte ihm. Er zeigte ihm flüsternd ein Bett am Fenster:

— Da ist Ihrs. Aber leise machen.

Dann entkleidete er sich und stopfte sich seine Bettdecken an den Seiten und am Fußende ein. In einer Minute war auch Sylvester fertig. Er mußte nur noch das Hemd wechseln, aber trotz der halben Dunkelheit im Raum schämte er sich, weil er sich noch nie vor Fremden ausgezogen hatte, bis auf das Baden in der Elbe. Dort war es natürlich, hier dünkte es ihm peinlich. Ein barscher Zuruf des Stubenältesten trieb ihn zur Eile an und er fuhr in der Angst, sein Taghemd anbehaltend, in die Decken, die sich kalt anfühlten, als ob sie naß gewesen wären.

Sylvester war wie erstarrt. Er klapperte vor Kälte. Die Bettdecke war nicht eingestopft. Sein gesteiftes Vorhemd störte ihn, doch er wagte nicht das Nachthemd anzuziehen, so grob hatte die Stimme geklungen. Dazu war seine Matratze unerträglich hart, eingelegen, sodaß sich förmlich eine Rinne in der Mitte befand, in die er versank. Sein weiches Kopfkissen fehlte ihm, hier lag er auf Seegras, das ihm wie ein Stück Holz vorkam. Er hatte das Taschentuch nötig, aber es steckte im Rock und er wagte es nicht sich zu bewegen. Endlich verrutschte die Decke, sodaß seine Füße bloß wurden.

Da fühlte sich Sylvester unglücklich, zu Tode unglücklich. Er zitterte und bebte. Er dachte an zu Haus, an sein Zimmer, in dem er allein lag in dem schönen, warmen, weichen Bett. Und mit Grauen überlegte er, daß er nur in die vierte Division gekommen war, also noch ganze vier Jahre aushalten mußte, daß es nun, wo er einmal eingetreten, keine Möglichkeit für ihn gab wieder zu entfliehen. Da fühlte er sich wie ein Gefangener und verfluchte in seinem Inneren die Stunde, wo der Plan

gefaßt worden, daß er Kadett werden sollte. Und jetzt erschien ihm das Gymnasium so freundlich, so friedlich und glücklich, daß er die brennende Sehnsucht empfand, wieder dorthin zurückzukehren. Wenn das geschehen könnte schwor er sich so fleißig zu sein, daß er der Erste in seiner Klasse würde.

Er hatte sich im Gedanken daran bewegt und den Versuch gemacht, die verrutschte Bettdecke wieder in die Höhe zu ziehen. Da brummte halb im Schlaf der Stubenälteste:

— Verfluchter Neuer ... Schlafen lassen ... Hmmmm ..

Sylvester erschrak. Wie er gerade sich befand blieb er liegen. Die Aufregung hatte ihn so müde gemacht, daß er mit einem Male eingeschlummert war.

26.

Sylvester schlief wie ein Toter, bis ihn am anderen Morgen sein Gegenüber, der kleine Ulrich, weckte. Er fuhr in die Höhe und noch halb schlaftrunken hörte er draußen auf dem Korridor ein Trompetensignal. Die anderen Kadetten saßen aufrecht in ihren Betten, reckten und dehnten sich, nur Röhrsdorff war lang ausgestreckt liegen geblieben. Der Stubenälteste, der eben seine Strümpfe anzog, herrschte Sylvester an:

— Aufstehen, der Neue da!

Sylvester beeilte sich so sehr als möglich, während die anderen schon an den Waschtischen standen und bei heruntergelassenem Hemd den entblößten Oberkörper wuschen.

Und nun gewahrte er auch Goldammer, den Kadett der dritten Division, den er am Abend gar nicht bemerkt. Er war weißblond, mittelgroß und hatte in seinen Bewegungen etwas ungeheuer Sicheres und Ruhiges. Wie ihm gelehrt worden, stellte sich Sylvester vor.

— Ulrich, Sie sind des Neuen Spezieller, — knurrte der Stubenälteste in seinen Waschschwamm hinein. Ulrich erklärte sofort, was das bedeutete:

— Ich zeige Ihnen alles, weil sie Neuer sind.

Darauf machte er Sylvester mit der Einrichtung des Waschtisches bekannt, wo jedes Stück seinen besonderen Platz hatte. Kadett von Klippen ging schon in das anstoßende Wohnzimmer. Wie Sylvester nun sah, hatte er ein bleiches Gesicht mit kleinen Augen und fehlenden Brauen, einen Wollkopf winziger, schwarzer Löckchen, wie ein Neger, und wulstige, rote Lippen. Röhrsdorff blieb noch immer im Bett liegen. Sylvester wollte seine Waschsachen aus dem Koffer holen um sie einzuräumen, aber Ulrich bedeutete ihm, es sei nicht die mindeste Zeit zu versäumen, und schon blies draußen wiederum der Hornist:

— Das ist das Signal Vorwärts. Sie müssen mitkommen zum Frühstück in den Eßsaal! — erklärte der kleine, schwarze Ulrich. Und sie schritten nun, einem Strom von Kadetten folgend, durch die Korridore über die Treppen, dann den Glasgang hin zu einem großen Nebengebäude, in dem der Eßsaal lag. Alles trug blaue Jacken ohne Schöße mit silbernen Knöpfen und den Divisionsnummern auf den Achseln. Es war ein Gewirr und ein Geschiebe, ein Erzählen, Lachen und Lärmen, daß Sylvester sich ganz erstaunt umsah. Er bemerkte eine Reihe von Schicksals-

genossen, wie er noch in Civil, fast erdrückt unter dem Schwarm von Uniformen, und er erkannte unter ihnen einzelne bekannte Gesichter vom Examen her. Er empfand das Bedürfnis, sich ihnen zu nähern, weil er sich unwillkürlich ihnen zugehörig fühlte, doch Goldammer, der an seiner Seite geblieben war, schob ihn immer weiter.

Plötzlich ertönte lautes Lachen hinter ihnen und eine Schar großer Kadetten von der ersten Division machte sich, alles bei Seite drängend, rücksichtslos Platz. Sylvester bekam einen tüchtigen Stoß ab und wollte ihn zurückgeben, wie er es auf der Schule gewöhnt gewesen, als ihn sein Begleiter warnte:

— Um Gottes Willen nicht! Was denken Sie! Da könnten Sie eklig hineinschmieren! Das ist ja erste Division und noch dazu der zweite Dienst darunter.

Da er sah, daß Sylvester nicht verstand, erklärte er, daß zwei Kadetten der ersten Division täglich den Dienst hätten, um in der Beaufsichtigung den Offizier du jour zu unterstützen. Sie seien dadurch kenntlich, daß sie Mützen trügen, im Gegensatz zu den andern, die immer barhaupt gingen.

Inzwischen hatten sie den Speisesaal erreicht, in dem die Kompagnien getrennt waren. In der linken Hälfte standen die Tische für die ersten. An jedem Tisch war für etwa zwei Korperalschaften Platz, die Stubenältesten in der Mitte. Die Jüngsten, die fünfte Division, quer vor. Ulrich hatte Sylvester beim Arme gepackt und schob ihn auf seinen Platz neben sich, wo er die Kaffeetasse fand mit einem Brot, zwei Stückchen Zucker und einem zinnernen Kännchen, das Kaffee und Milch schon gemischt

enthielt. Doch ehe sie sich setzten ertönte aus der Mitte des Saales das scharfe Kommando:

— Still gestanden!

Erstaunt sah sich Sylvester um. Im selben Augenblick erhielt er von hinten einen Puff und der Stubenälteste zischte:

— Ruhig stehn!

Nun gewahrte er Leutnant Hahn in der Mitte, von dem das Kommando ausgegangen war und am Tische neben ihnen ertönte ein kurzes Gebet. Der Kadett vom Dienst las vor, der vorhin unter denen gewesen, die Sylvester gestoßen hatten. Der Saal hallte vom Stühlerücken wieder und alles nahm Platz. Man hörte nur das Klappern der Löffel und Tassen und das gleichmäßige Aufstoßen der Säbelschleppe, wenn Leutnant Hahn im Längsgange zwischen den Tischen auf und niederschritt. Fast kein Wort wurde gesprochen. Es war keine Zeit, manche hatten auch wohl noch Heimweh, Kater oder waren noch verschlafen. Röhrsdorff, der zuletzt erschienen, ganz kurz noch vor dem Kommando, konnte, wie es schien, vor Müdigkeit kaum aus den Augen sehen.

Die neuen Eindrücke wirkten so stark auf Sylvester, daß er fast das Essen vergaß und in Gedanken verloren sich umsah. Er war noch nicht fertig mit seinem Frühstück, als auch schon das Kommando des Leutnants klang:

— Aufstehen! — Schnell stopfte ihm noch der kleine, schwarze Ulrich die übrig gebliebene Semmel in die Tasche, dann tönte das zweite Kommando:

— Wegtreten!

Die Kadetten machten Kehrt und Sylvester drehte sich unwillkürlich ein Stück mit, ohne recht zu wissen

warum. Dann ging es denselben Weg wieder zurück, durch den Glasgang über die Treppe, den Korridor nach der Stube, und kaum waren sie im Zimmer angekommen, als auch schon wiederum draußen ein Signal erklang.

— Setzen! — rief der Stubenälteste. Jeder hatte ein paar Hefte und Bücher von seinem Pulte geholt und nahm nun in der Mitte an dem großen Tische Platz: obenan Kadett von Klippen. Gegenüber blieb ein Platz frei für Röhrsdorff, der noch nicht eingetroffen war. Sylvester kam unten an, neben dem blonden Goldammer auf derselben Seite wie der Stubenälteste. Alle saßen, nur der kleine Schwarze noch nicht, der in der ganzen Stube herumfuhr, um etwas Ordnung zu schaffen. Er klappte die Koffer zu, schloß offen stehen gebliebene Schränke und suchte so gut es ging, die Papiere zur Seite zu räumen, wobei es ihm einen besonderen Spaß zu machen schien, sich scheinbar übergroße Mühe zu geben, indem er fast außer Atem kam, ohne indessen recht etwas vor sich zu bringen.

— Wer hat Stubendienst? — fragte der Stubenälteste. Ulrich fuhr zusammen, daß seine Nähte krachten und rief mit ernstem Gesicht, als sei er voll vom Werte seines Vorgesetzten überzeugt:

— Ich! Kadett von Klippen!

Ganz traute der Stubenälteste dem Schwarzen nicht und sagte daher:

— Machen Sie nur nicht solchen Skandal mit ihrem Biereifer!

— Zu Befehl! — rief Ulrich. Dann trat er heran und sagte:

— Ich melde die Stube in Ordnung!

Er machte darauf eine Kehrtwendung, daß die Dielen der Stube erbebten und setzte sich an seinen Platz.

Da das Schuljahr eben erst begonnen, so hatte noch keiner etwas zu arbeiten und sie kramten daher alle in ihren Sachen herum, wodurch einige Unruhe entstand, sodaß der Stubenälteste sich mehrfach mißtrauisch umsah und öfters brummte:

— Ich bitte mir Ruhe aus!

Plötzlich öffnete sich die Thür, der Kadett vom ersten Dienst steckte den Kopf herein und rief:

— Die Arbeitsstunde fällt aus, statt dessen sollen die Koffer ausgepackt werden.

Er schlug die Thür wieder zu und alle erhoben sich. Die Bücher wurden weggepackt. Die Kadetten gingen daran, ihre Pulte und Schränke in Ordnung zu bringen. Ulrich half Sylvester. Er lehrte ihm, daß jeder Gegenstand seinen genau vorgeschriebenen Platz hatte, in welcher Reihenfolge im Schrank die Kleider hängen sollten, daß unten in das eine Fach die schmutzige Wäsche kam, in das andere die Stiefel und oben über die Kleiderhalter die Kopfbedeckungen. Dann im Pult, wie oben darauf die Bücher stehen müßten, in die unteren großen Fächer oben die Wäsche käme, der Reihe nach gelegt, sodaß Nummer eins begann, unten die übrigen Gegenstände.

Bei manchen Sachen, die Sylvester vorsorglicherweise von der Mutter eingepackt erhalten, lachte Ulrich und behauptete, die müßten wieder zurückgeschickt werden. Als die Leibbinde Tante Gustels zum Vorschein kam, erhob sich ein allgemeines Gelächter und der Stubenälteste sagte verächtlich zu Berckmann I, dem von der zweiten Di-

vision, dem er als älteren zuweilen ein paar gnädige Worte gönnte:

— Der Neue scheint ein riesiges Muttersöhnchen zu sein!

Dann gingen sie in das Schlafzimmer, um Bürsten und Kämme, Seife und Schwamm an Ort und Stelle zu legen. Röhrsdorff fanden sie dort, der sich erst jetzt wusch, weil er in der Eile vorhin beim Aufstehen keine Zeit mehr dazu gehabt. Ulrich hatte eben gezeigt, wie die Fächer des Waschtisches mit weißem Papier ausgelegt werden mußten, als wieder ein Signal erklang.

— Schluß der Arbeitsstunde! — erklärte lachend der blonde Röhrdorff, der immer noch gegen Sylvester sehr zuvorkommend war.

— Antreten! — befahl Kadett von Klippen. Am Fenster stellten sich, in ihren blauen Köperwesten, die Kadetten in einem Gliede dem Alter nach auf, unter dem linken Arm, in die Hüfte gestemmt, die Stundenmappe eine Art Büchertasche aus Pappe und Leder. Röhrsdorff hatte den rechten Flügel. Der Reihe nach folgten Beckmann I, Goldammer, Geyer und Ulrich. So gut er es vermochte, suchte Sylvester stramm zu stehen. Es freute ihn doch, daß er nicht der Letzte war und noch einen hinter sich hatte. Nun schritt der Stubenälteste die Front ab, um den Anzug zu prüfen. Röhrsdorff hatte Staub auf dem linken Ärmel. Als Divisionskameraden wagte ihm Kadett von Klippen nichts zu sagen und befahl deshalb:

— Stubendienst, bürsten Sie Kadett von Röhrsdorffs Ärmel ab!

Sofort sprang Ulrich, mit einer Bürste bewaffnet, diensteifrig herzu, während der Stubenälteste weiterging. An Beckmann I war nichts auszusetzen, Goldammer tadel=

los. Nun stellte sich Kadett von Klippen vor Sylvester. Er musterte ihn einen Augenblick, dann rief er:

— Sie sind total dreckig! Sie Neuer! Sie scheinen mir ein faules Früchtchen zu sein!

Dabei wies er auf eine kleine staubige Stelle an der linken Hüfte, die auf Sylvesters dunkelblauem Civilanzug die Stundenmappe hervorgebracht hatte. Er hatte kaum Zeit, mit dem rechten Ärmel darüber hinzufahren, als das Signal „vorwärts" klang. Ulrich meldete wiederum, daß die Stube in Ordnung sei, dann kommandierte der Stubenälteste rechtsum und sie marschierten auf den Korridor hinaus, in dem vor und hinter ihnen schon mehrere andere Korporalschaften einher stampften. Der kleine, schwarze Ulrich, der dicht hinter Sylvester ging, rief ihm fortwährend zu:

— Rechts, links, rechts, links!

Vor der Treppe erweiterte sich der Korridor zu einem Platze und dort stellten sich alle zwölf Korporalschaften der Kompagnie auf. Nochmals wurde der Anzug durchgesehen, und Sylvester hörte, wie Röhrsdorff zu einem anderen Stubenältesten sagte:

— Klippen ist riesig geschwollen, daß er Stubenältester ist und ich nicht! So ein Kamel!

Da rief Kadett von Klippen plötzlich, für alle kommandierend:

— Stillgestanden!

Leutnant Hahn war aus seiner Wohnung am Ende des Ganges getreten. Er ließ den Säbel schleppen und zog sich die Handschuhe an. Als er ganz nahe herangekommen war, begannen sämtliche Stubenältesten der Reihe nach zu melden. Schnell sah der Offizier die Kadetten durch.

Es war so viel Neues, daß es Sylvester fast überwältigte, er zerstreut war, und das Herannahen des Leutnants nicht bemerkte. Die übrigen in der Korporalschaft hatten Stellung genommen, nur er ließ in Gedanken den linken Fuß abgespreizt stehen und drehte sogar ein klein wenig den Kopf nach links, weil ihm in dem Augenblick die Frage aufgestoßen war, ob auch hierbei die Kadetten vom Dienst ihre Mützen trügen.

— Passen Sie auf! Auch als Neuer könnten Sie schon gemerkt haben, daß Sie ruhig zu stehen haben, wenn ich durchsehe! Wie heißen Sie? — sagte Leutnant Hahn, und in tödlicher Angst, schon von Anfang an etwas versäumt zu haben, nannte Sylvester seinen Namen.

Beim Wegtreten rief ihn der Stubenälteste noch einmal zurück und bedeutete ihm, er möge sich ordentlich zusammennehmen, denn er habe nicht Lust, seinetwegen von den Vorgesetzten etwa „Nasen zu fassen". Damit war er entlassen und mußte nun sehen, wie er seine Division allein fand. Er folgte dem Strom der Kadetten und gelangte mit ihnen in das Untergeschoß, wo er das Glück hatte, sofort an einer Thür ein Schild zu entdecken mit der Aufschrift: IV. Division. Dort trat er zaghaft ein. Er sah ein geräumiges Schulzimmer vor sich, mit Katheder und Wandtafeln, wie im Gymnasium. Nur die Bänke fehlten. Statt dessen hatte jeder einzelne seinen Tisch für sich, vor dem ein Holzstuhl stand. Alles war hier geordnet, denn sofort trat ein Kadett auf ihn zu, den er schon beim Frühstück am selben Tisch bemerkt, und sagte:

— Sie sind doch der Neue? Von Geyer? Gut. Hier ist Ihr Platz.

Dann gebot er Ruhe, und einen Augenblick später trat der Lehrer ein, der Deutsch zu geben hatte. Bei seinem Eintritt war das allgemeine Gespräch, die Begrüßungen nach dem Urlaub, das Erzählen der Erlebnisse, verstummt, die Kadetten hatten sich erhoben und setzten sich wieder an ihre Tische, nachdem ihnen der Lehrer, Professor Doktor Naum, ein hoher Fünfziger mit graugesprenkeltem Haar und langem Schnurrbart, eine sehr artige Verbeugung gemacht hatte.

Das war so anders, als im Gymnasium, daß Sylvester fast sich zu setzen vergaß vor Staunen. Sein Platz befand sich unten an, doch ein gutes Stück vom Katheder entfernt. Er folgte mit gespannter Aufmerksamkeit. Als die Glocke zum Schluß erklang, war ihm die Zeit wie nichts verflogen.

Die Mathematik, die dann kam, gab ein Offizier, ein Artillerist: Leutnant Raff. Und schon aus militärischem Gefühl, wie er sich einbildete, hörte Sylvester zu. Premierleutnant Raff war sehr liebenswürdig, die Art und Weise, wie er den Unterricht handhabte, hatte etwas ungemein Gewinnendes. Als einer einmal den Versuch machte, vorzusagen, hielt der Offizier inne und sprach:

— Meine jungen Herren! Ich möchte, daß wir uns von Anfang an einigten über unser Verhältnis zu einander. Mich brauchen Sie nicht durch Vorsagen hinters Licht zu führen, denn, erstens höre ich's doch — ich habe nämlich sehr gute Ohren — und zweitens — will ich nur, daß Sie was lernen sollen. Wir arbeiten nicht gegen einander, sondern mit einander. Endlich sind wir Militärs und Sie keine Schuljungen, keine Pennäler mehr. Also hand-

haben wir den Unterricht auch militärisch, und beim Militär giebt's kein Vorsagen.

Diese Rede machte Sylvester ungeheuern Eindruck. Er fühlte sich stolz darauf, nicht mehr Gymnasiast zu sein, und gab sich das Versprechen, ein anderer Mensch zu werden.

Zwischen der zweiten und dritten Stunde fand eine längere Pause statt, in der alles auf den Hof hinaus mußte. An der Thür standen die uniformierten Aufwärter mit Körben, die das Frühstück enthielten: gestrichene Dreierbrötchen mit Wurst, Schinken oder Käse belegt. Sylvester war der einzige Neue in der vierten Division der ersten Kompagnie, und die Kameraden nahmen sich seiner sehr freundlich an. In den Pausen fragten sie ihn, wo er auf der Schule gewesen, wer sein Vater sei, und erzählten ihm allerlei über das Korps, über die Offiziere, die Lehrer, die sie nicht mehr Spieße, sondern Pauker nannten. Vor allem liebenswürdig war gegen ihn Kadett von Hoyer, der Divisionsälteste. Er erklärte ihm alles, was Sylvester unbekannt und neu war:

— Sie haben übrigens Pech, auf der zehnten Stube zu liegen! — sagte er. Sylvester fragte warum und bekam die Antwort:

— Ihr Stubenältester Klippen ist ein riesiges Rauhbein. Den kleinen, schwarzen Ulrich, der ja auch auf Ihrer Stube liegt, den hat er voriges Jahr, wo er schon Stubenältester war, weil es in der ersten Division nur zehn Katheten gab, ganz gemein geschunden.

— Katheten? — fragte Sylvester.

— Ja, wir nennen uns immer Katheten!

Das, was er von Hoyer gehört, ging ihm doch sehr

im Kopfe herum. Warum mußte er nun gerade das Pech haben, zu einem unangenehmen Stubenältesten zu kommen! Er fühlte sich wohl hier in der Division unter lauter Kameraden, die zuvorkommend gegen ihn waren, und er begann sich schon vor dem Augenblick zu fürchten, wo er wieder hinauf auf die Korporalschaft mußte, um von Kadett von Klippen angefahren zu werden, für Dinge, die er als Neuer unmöglich bereits wissen konnte. Als nach der vierten Stunde die Glocke zum letzten Male erschallt war, wurde es ihm förmlich bange ums Herz, und mit Zagen packte er seine Bücher in die Stundenmappe. Mit Hoyer ging er die Treppe hinauf seinem Schicksal entgegen. Kaum hatte er die Thür geöffnet, als ihn auch schon der Stubenälteste anrief:

— Vorwärts. Sie sollen Sachen fassen. Die anderen sind längst dort. Natürlich schon wieder Sie der Letzte. Sie scheinen mir ein rechtes Früchtchen zu sein.

Schnell legte Sylvester die Stundenmappe fort und eilte hinaus. Röhrsdorff ging ihm nach. Er ließ die Thür offen und sagte wie absichtlich, um Klippen zu ärgern:

— Geyer, wissen Sie denn, was Sachen fassen heißt? Also das heißt: der Feldwebelleutnant giebt Ihnen die Uniformen und den ganzen Schwindel, den Sie brauchen. Übrigens ists eben erst durch den Dienst angesagt worden. Sie brauchen sich weiter gar nicht abzuhetzen. Dort ists, auf dem Platz, wo wir heute früh zum Stundenappell standen.

Sylvester dankte und lief was er konnte, den Gang zum Platze hinunter, wo er schon eine Menge Neuer fand. Feldwebelleutnant Heinrich, ein gedienter Unteroffizier, mit langem, grauem Vollbart und einem mächtigen Siegelring

auf dem Zeigefinger der rechten Hand, trat unter sie. Er wollte ihnen gleich bei der ersten Begegnung Eindruck machen und herrschte sie deshalb an, ohne daß irgend einer von den ziemlich zaghaften Neuen Lärm gemacht hätte:

— Ruhe! Ruhe! Ruhe!

Sylvester erschrak zuerst, doch merkte er schnell, daß es gar nicht so ernst gemeint sei. Sie gingen nun an die gegenüberliegende Kammer und der Feldwebelleutnant begann aus den dort aufgestapelten Vorräten an Anzügen und Ausrüstungsgegenständen jedem, die Größe nach Augenmaß berechnend, ein paar Tuch-, ein paar Drell-Hosen, eine blaue Köperweste sowie einen Waffenrock zuzuteilen.

Als Sylvester die Uniformstücke in der Hand hielt die er von nun ab tragen sollte, überlief ihn ein wonniges Gefühl der Erregung. Den Weg bis zum Schlafsaal legte er im Laufen zurück, weil er es nicht mehr erwarten konnte sich endlich in Uniform zu sehen. Er fand die Stube leer: die übrigen hatten auf dem Stellplatze auf der anderen Seite einen Appell. Hastig fuhr er in die Kleidungsstücke. Die Beinkleider waren ihm ein wenig zu lang, aber der Waffenrock paßte wie angegossen. Das ungewöhnte Zuknöpfen machte ihm zuerst Mühe, sodaß es lange dauerte, und als endlich auch die Heftel am Kragen geschlossen waren, eilte er vor den Spiegel im Schlafsaal um sich zu betrachten. Er mußte laut auflachen als er sich sah. Die enganliegende Taille, der hohe Kragen störten ihn zuerst, doch nachdem er ein paar Mal im Zimmer auf und abgelaufen war, schien es ihm, als säße es schon bequemer.

Er schämte sich fast, die Stube zu verlassen und

lief so schnell als möglich auf den Stellplatz, wo schon ein paar andere Neue standen, die sich in der ungewohnten Uniform ebenso komisch vorkamen wie er selbst. Sie betrachteten sich gegenseitig.

— Ruhe! — schallte die Stimme des Feldwebelleutnants. Er begann sie durchzusehen, doch kaum hatte er angefangen, so kommandierte er:

— Stillgestanden. Richt euch.

Der Kompagniechef Hauptmann Schröder erschien, ein kleiner Mann mit blondem Vollbart, den er am Kinn ausrasiert trug. Nachdem ihm der Feldwebelleutnant gemeldet, zog er sich seitwärts an ein Fenster zurück und rief den rechten Flügelmann heran, um eingehend mit ihm zu sprechen, jedoch so leise, daß die übrigen nichts von der geführten Unterhaltung verstehen konnten. Darauf folgte der Zweite. Sylvester stand als Vierter, da er für sein Alter hochaufgeschossen war. Als er an die Reihe kam, stellte er sich dem Hauptmann in möglichst militärischer Haltung gegenüber. Dieser fragte:

— Wie heißen Sie?

— Von Geyer.

— Kadett von Geyer! — verbesserte der Hauptmann, dabei nahm er sein Notizbuch vor und las einen Augenblick:

— Sie sind auf der zehnten Korporalschaft. Da haben Sie in Ihrem Stubenältesten einen sehr scharfen Vorgesetzten bekommen. Nehmen Sie sich also recht zusammen. Sie werden, wenn Sie bei uns Ihre Pflicht thun, finden, daß das Leben im Korps ganz schön ist. Zwar ist es eine ernste Schule schon bei jungen Jahren, aber für unseren Beruf als Soldaten thut das

Not. Noch eines: ich bin Ihr Kompagniechef, ich habe für Sie zu sorgen. Es steht Ihnen frei sich jederzeit an mich zu wenden, sobald Sie glauben irgend wie Rat zu brauchen. Vergessen Sie das nicht. Wollen Sie?

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — antwortete Sylvester ganz militärisch, wie er es von den anderen alten Kadetten gehört hatte. Und die Antwort machte auf den Kompagniechef einen günstigen Eindruck, denn er nickte ihm freundlich zu und sagte:

— Sie sind ja übrigens aus einer Soldatenfamilie, das sieht man Ihnen gleich an.

Sylvester war etwas beschämt, denn er verstand nicht recht, wie er das verdient haben sollte, was doch sicherlich ein Lob bedeutete. Darüber begann er rot zu werden, und als der Hauptmann ihm die Hand reichte mit den Worten:

— Ich heiße Sie also willkommen in meiner Kompagnie! — schritt er auf seinen Platz zurück mit einem Kopf wie ein Truthahn.

Während die Neuen noch anprobierten, tönte wieder das Signal „vorwärts", und der Feldwebelleutnant entließ sie auf die Stuben. Die Korporalschaft war schon angetreten, um zum Stellplatz abzumarschieren. Sylvester trat sofort ein. Da ihm seine Sachen gepaßt hatten, durfte er sie anbehalten. Er wollte einfach im Glied stehen bleiben, doch Ulrich gab ihm einen Stoß, indem er ihm ins Ohr zischte, daß er sich zu melden habe. Aber sofort fuhr ihn Kadett von Klippen auch schon an:

— Der Neue kann sich wohl nicht zur Stelle melden!

Und Sylvester polterte heraus mit seinem:

— Ich melde mich zur Stelle! — wie es ihm Röhrsdorff ganz gemütlich laut vorgesagt hatte.

Auf dem Stellplatze sammelten sich wieder alle zwölf Korporalschaften. Ein Jägeroffizier, Leutnant von Sargofski, hatte du jour und sah die Kadetten durch. Ulrich schickte er auf die Stube zurück, weil er seine Knöpfe nicht geputzt hätte, wofür der kleine Schwarze vom Stubenältesten einen wütenden Blick bekam.

Während der Leutnant noch die Korporalschaften abschritt, erschienen der Hauptmann und Feldwebelleutnant Heinrich.

Leutnant von Sargofski meldete und der Kompagniechef rief den Kadetten zu:

— Guten Morgen!

Sofort klang als Antwort, alles im Chore:

— Guten Morgen Herr Hauptmann!

Das erschien Sylvester so seltsam, weil es so maschinenmäßig klang und das Echo weckte, daß er an sich halten mußte, um nicht zu lachen. Nun schritt der Hauptmann noch einmal die Fronten ab und der Feldwebelleutnant verlas den Befehl, der die Angabe des Tagesdienstes für den nächsten Tag enthielt, ein paar Befehle über Abgabe der Urlaubsgarnituren und Bestimmungen über die Neuen. Sylvester hörte aufmerksam zu und schielte dabei immerfort an seiner Brust herunter auf die Reihe silberner Knöpfe, die ihn blendete und störte im Gefühl des Ungewohnten. Im Gedanken daran verpaßte er das Kommando:

— Weggetreten! — des Offiziers du jour, und war ganz erschrocken, als mit Getöse die ganze Kompagnie herumfuhr.

Im selben Augenblick stürmte schon alles die Treppe hinunter zum Eßsaal, wo beim Mittagsessen wie beim Frühstück am Morgen ein Gebet durch den Kadetten vom Dienst verlesen wurde. Der Feldwebelleutnant aß mit. Er saß Kadett von Klippen gegenüber neben Röhrsdorff. Die Suppe wurde vom Stubenältesten ausgeteilt und Ulrich flüsterte Sylvester verschmitzt lächelnd zu:

— Geyer, sehen Sie mal den Klipperich an, wie viel Suppe er sich genommen hat.

Es wurde von Zinntellern gegessen und man trank Wasser. Nach der Suppe gab es Rindfleisch mit Nudeln und Kartoffelstücken, aber, obgleich das Essen gut zubereitet war, widerstand es Sylvester, weil ihm Röhrsdorff ernstester Miene mitgeteilt, die Nudeln seien gekochte Bandwürmer. Nun weideten sich alle an des Neuen Ekel.

Sylvester stand hungrig auf. Er dachte an das Essen zu Haus, wo ihm die Mutter so oft seine Lieblingsgerichte hatte zubereiten lassen. Als sie durch den Glasgang nach der Stube zurückschritten, war ihm weh ums Herz. Es schnürte ihm die Kehle zu und er war so weich gestimmt, daß er fast geweint hätte, als ihn mehrfach ältere Kadetten fragten, wie er hieße, und dann unbändig lachten, als er gesagt:

— Kadett von Geyer!

Nun gingen die alten Kadetten in den Park bis drei Uhr, bis zur Nachmittagsarbeitsstunde. Die Neuen, so war befohlen worden, sollten oben bleiben, um noch Sachen zu fassen, oder ihre Schränke in Ordnung zu bringen.

Sylvester war jetzt endlich allein auf der Stube. Das dünkte ihm wie eine Erlösung. Er, der zu Huas

allein in seinem Zimmer gewohnt, geschlafen, gearbeitet, kam sich wie benommen vor, vor den anderen, die fortwährend um ihn herum waren, ihn nie zu sich selbst kommen ließen, ihn unausgesetzt mit Fragen, Befehlen, Antworten bedrohend. Er atmete nun auf, als ob er befreit sei von einer unerträglichen Last, und weil er fürchtete, in das Wohnzimmer möchte jemand kommen und ihn stören, ging er in den Schlafsaal hinüber.

Es war ihm sehr elend zu Mut, sehr weh und bitter. So hatte er sich das Kadettenkorps doch nicht gedacht. Zwar hatte man ihm nichts zuleide gethan, im Gegenteil, verschiedene waren freundlich gegen ihn gewesen: Röhrsdorff, Ulrich, der Divisionsälteste und der Hauptmann, aber es bedrückte ihn doch. Alles quälte ihn: diese maschinenmäßige Ordnung und Pünktlichkeit, dieses Lärmen, Kommandieren, Aufeinanderfolgen ohne Unterbrechung, sodaß jede Minute ausgenutzt wurde, und man keine Zeit für sich besaß, um sich zu sammeln.

Da ward ihm unsäglich schwer ums Herz. Er dachte an sein Zuhaus zurück, wo er freilich hie und da wohl mit dem Vater seine Kämpfe zu bestehen gehabt, aber wie anders doch! Wo er immer satt zu essen gehabt, wo er außer der Schule hatte allein sein können, wann er gewollt.

Das Bild der Mutter trat vor seine Seele.

Seine Mutter! Seine liebe, gute Mutter! Und plötzlich erinnerte er sich der kleinen Photographien, die sie ihm noch als letztes Andenken mitgegeben. Er lief hinüber an sein Pult und suchte nach den Bildern. Den Rahmen mit dem der Mutter fand er sofort und nahm

ihn in den Schlafsaal mit hinüber. Dort setzte er sich auf sein armes, hartes, schmales Bett, in dem er die Nacht so gefroren und blickte lange die Photographie an, die seiner lieben Mutter Züge wiedergab, mit all ihrer Güte in den Augen und um den Mund.

Wie er so das Bild betrachtete, wurde er ganz weich, und obwohl er sich schämte, weil er schon fünfzehn Jahre alt war, und jetzt Uniform trug, konnte er sich doch nicht mehr bezwingen und ließ seinen Thränen freien Lauf.

— Wollen Sie sich gleich herunterscheren! — rief da hinter ihm durch die geöffnete Thür in den Schlafsaal hinein der Kadett vom Dienst, der die Stuben abzusuchen hatte, damit niemand ohne Erlaubnis während der Freistunde oben blieb. Sylvester fuhr erschrocken zusammen und suchte möglichst schnell das Bild der Mutter zu verbergen. Der Kadett vom Dienst, groß und blond wie Röhrsdorff, kam näher heran. Als er Sylvester ins Gesicht sah, rief er:

— Ach so, Sie sind ja Neuer. Ich wußte nicht, weil Sie schon Uniform anhaben.

Dabei blickte er ihn genauer an:

— Donnerwetter, Sie heulen ja? Wa..wa..was ist denn? Heimweh? Wie?

— Nein! — stammelte Sylvester, möglichst seinen Schmerz bekämpfend. Doch der Kadett vom Dienst lächelte freundlich und legte ihm die Hand auf die Schulter:

— Na... na... na... das wird alles wieder. Sie brauchen sich nicht zu schämen, daß Sie weinen. Warum denn? Weinen Sie sich nur ordentlich aus. Das ist keine Schande. Sie dachten doch an zu Haus?

Sylvester hatte Vertrauen zu ihm und entgegnete leise:

— Ja, daran dachte ich.

— Also hatten Sie doch ein bißchen Heimweh?

— Ein Bißchen vielleicht.

Da schlug ihm der große Kadett kräftig auf die Schulter und sagte:

— Das haben wir alle mal gehabt! Wers leugnet, ist entweder ein Klotz oder er sohlt. Aber das geht alles vorbei.

Und dann sah er ihn noch einmal freundlich an und lachte:

— Nur schlau sein! Man brauchts ja nicht allen zu zeigen. Rohe Patrone giebts überall. Ich habe doch geheult wie'n Schloßhund. Aber das geht alles vorüber. Wie heißen Sie?

— Kadett von Geyer! — antwortete Sylvester mechanisch, und der Kadett vom Dienst sagte, während er der Thüre zuschritt:

— Packen Sie mal Ihren Koffer aus und räumen Sie die Sachen ein, das hilft gleich auf andere Gedanken. Morjen ....

Dabei pfiff er ein Lied und warf die Thür zu.

Die Begegnung kam Sylvester wie ein Trost vor. Er weinte nicht mehr, sondern ging in das Wohnzimmer zurück, aber der Gedanke verließ ihn nicht, warum es der Zufall gerade so gewollt, daß er auf die zehnte Korporalschaft gekommen. Wenn er auf der Stube des großen, blonden Kadetten vom Dienst hätte sein können! Er bewunderte ihn, er meinte, er müßte ihn lieben, wenn er auch nicht einmal wußte, wer es war.

27.

An den nächsten Tagen mußten die Neuen jeden Nachmittag von drei bis fünf Uhr, statt etwaigen Unterrichtes oder statt der Arbeitsstunden, exerzieren. Sie wurden von einem Sergeanten regelrecht ausgebildet. Das Wetter war kühl, regnerisch und unfreundlich, trotzdem gingen die Übungen weiter. Sylvester fror oft, ärgerte sich über Wind und Regen und fand es rücksichtslos, so den Unbilden der Witterung ausgesetzt zu werden. Aber als die Sonne wieder schien, freute er sich, auf diese Art und Weise, auf ein paar Wochen wenigstens, die Nachmittage nicht auf der Korporalschaft bleiben zu müssen.

Den Stubenältesten haßte er. Seinen Spitznamen, den Ulrich erfunden, den aber Röhrsdorff sogar lachend wiederholt hatte: Klipperich, fand er vorzüglich und sagte ihn gern mit verächtlichem Ausdruck ein dutzendmal hinter einander vor sich hin. Dienstlich gab Sylvester Kadett von Klippen keinen Anlaß, etwas auszustellen, denn er lernte schnell, seine Kleidung sauber halten, die Knöpfe gut putzen und sein Fach im Waschtisch, den Schrank und das Pult in Ordnung haben.

Doch die Art und Weise, wie der Stubenälteste mit mit ihnen verkehrte, empörte ihn täglich von neuem. Der Stubendienst mußte alles für ihn machen: ihm die Kleider abbürsten, ausklopfen, mit Fleckwasser reinigen, die Knöpfe putzen, lockere und abgesprungene annähen, seinen Degen putzen und die Lederscheide lackieren, dann seine Bücher — wie es für alle vorgeschrieben war — in blaues Papier einschlagen und sie mit kleinen Namenszetteln bekleben.

Nur die Betten machte Schneider, der Aufwärter, und ebenso wichste er die Stiefel.

Sylvester, als Neuer, wurde am meisten vom Stubenältesten mißbraucht. Während er in der Arbeitsstunde mitten in einer mathematischen Aufgabe war, rief ihm dann Kadett von Klippen zu:

— Geyer, holen Sie mir meinen Federkasten!

Dann mußte Sylvester seine mühsame Arbeit im Stiche lassen, um sie zum zweitenmale zu beginnen. Das brachte ihn zur Wut, denn in Mathematik war er schwach, und eine solche Unterbrechung kostete ihm oft die ganze Arbeitsstunde.

Zwischen Röhrsdorff und dem Stubenältesten herrschte ein sehr gespanntes Verhältnis, doch wagte Kadett von Klippen seinem Divisionskameraden nichts zu sagen, wenn er auch früh über das Signal hinaus im Bett liegen blieb, zur Durchsicht vor den Appells nicht mit antrat, zum Beginn der Arbeitsstunde nicht eintraf, und in jeder Weise zeigte, wie gleichgültig ihm der Stubenälteste war. Berckmann I, den Kadett der zweiten Division, behandelte der Stubenälteste auch schlecht, wenn er ihm auch nicht viel sagen konnte, da er bestimmungsgemäß keinen Stubendienst mehr that. Dem blonden Goldammer mit seiner unglaublichen Ruhe, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit gab es nie etwas vorzuwerfen und Ulrich war so gerissen, daß man ihm schwer beikommen konnte.

Deshalb wurde Sylvester allmählich der Sündenbock und bekam Strafpredigten und Grobheiten fast die ganze Zeit zu hören, während er sich auf der Stube befand.

Die Neuen durften von dem Stubenältesten noch nicht bestraft werden, wie der Hauptmann bestimmt hatte,

doch Sylvester wußte genau, was ihm bevorstand, falls erst einmal ihre Besichtigung vor dem Kommandeur vorbei sein würde. In der Mittagsfreistunde mußten sie im Park der Anstalt oben auf dem Plateau bleiben wie man es nannte, das heißt, sie durften nicht wie die übrigen Kadetten in das bewaldete Thal der Priesnitz hinab. Dann wurden sie gewöhnlich von den Kadetten der ersten Division zusammengetrieben und mußten auf deren Befehl ein Wettrennen über Hindernisse machen, die, durch Gartenbänke und Stangen gebildet worden waren.

Dagegen bäumte sich Sylvesters Stolz auf. Er wollte nicht etwas auf Befehl der anderen Kadetten thun, die ihm eigentlich gar nichts zu befehlen hatten. Er wollte nicht zur Unterhaltung dienen, es wurmte, kränkte, ärgerte, empörte ihn. Und darum hielt er sich möglichst abseits. Kadett von Klippen ertappte ihn dabei. Er schrie ihn wütend an:

— Sie wollen sich wohl drücken! Sie Neuer! Thun Sie mal nicht so. Sofort antreten hier!

Der Trotz erwachte in Sylvester und er rührte sich nicht vom Fleck.

— Kommen Sie mal sofort hierher zu mir! Aber Trab! — brüllte der Stubenälteste.

Da Sylvester wußte, daß er gehorchen mußte, ging er hin und nahm Stellung, wie er es beim Exerzieren gelernt hatte.

— Warum gehorchen Sie nicht?

— Ich bin nicht verpflichtet hier mit zu laufen! — sagte Sylvester bestimmt, während ihm das Blut dunkelrot in die Wangen stieg. Der Stubenälteste war sprachlos.

— Wollen Sie gleich gehorchen?

Einen Augenblick schossen Sylvester allerlei Befürchtungen durch den Kopf. Er sah sich schon wegen Ungehorsam bestraft. Da enthob ihn das Signal der Antwort. Sie mußten im Hause antreten, um zum Exerzieren zu gehen. Kadett von Klippen rief ihm drohend nach:

— Wir werden uns heute abend auf der Stube noch sprechen.

Während der Arbeitsstunde von sechs bis acht Uhr redete der Stubenälteste kein Wort mit Sylvester, der vor Aufregung und Erwartung kaum zu arbeiten vermochte. Dann ging es zum Abendessen hinunter und auch dabei that Kadett von Klippen nicht, als ob irgend etwas Besonderes vorgefallen sei. Von ein halb neun bis neun Uhr war auf den Stuben Freistunde, die zum Putzen und in Ordnung bringen der Pulte und Schränke benutzt werden sollte. Dabei würde die Auseinandersetzung erfolgen, das war ganz sicher.

Als er die Treppe hinaufging mit den anderen, die sangen, pfiffen, schwatzten und lärmten vom Speisesaal auf das Revier der ersten Kompagnie, sah er Röhrsdorff gerade vor sich mit jenem großen, blonden Kadett vom Dienst, der ihn getröstet hatte, als er damals auf dem Bett sitzend geweint. Und sofort kam ihm der Gedanke die beiden zu fragen, wie er sich benehmen sollte. Mit dem Divisionsältesten der vierten Division, Kadett von Hoyer hatte er schon gesprochen. Der hatte ihm geantwortet:

— Klipperich? Ich glaube, da kriegen Sie heute Abend Dresche!

Der kleine Ulrich aber hatte nur gesagt:

— Das ist riesig schneidig! Kolossal schneidig von Ihnen!

Sylvester faßte einen Entschluß und erzählte Röhrsdorff sein Leid, während Kadett Steiger, der andere blonde Große, ruhig zuhörte. Röhrsdorff nahm die ganze Geschichte überhaupt nicht allzu ernst, wollte jedoch lieber mit der Sache nichts zu thun haben, denn Kadett von Klippen sei nun doch einmal sein Divisionskamerad. So überließ er dem blonden Steiger die Antwort. Dieser aber dachte einen Augenblick nach und meinte:

— Gehorchen müssen Sie nun mal dem Älteren, und erst recht ihrem Stubenältesten. Ich bin auch kein Freund der Neuenschindereien, aber am Ende kostet es Ihnen nicht das Genick, wenn Sie einmal über ein paar Gartenbänke huppen. Das ist doch schließlich ein sehr unschuldiger Scherz. Ich würde an Ihrer Stelle zu Ihrem Stubenältesten gehen und ihn um Entschuldigung bitten.

Da bäumte sich Sylvesters ganzer Trotz auf:

— Das kann ich nicht!

— Können Sie nicht?

— Nein.

Plötzlich wurde der scheinbar so ruhige, große, blonde Kadett wütend und rief:

— Dann soll Sie der Deubel holen!

Doch er faßte sich gleich wieder:

— Jetzt ärgerte ich mich selbst. Also hören Sie, ich muß Ihnen doch eine Moralpauke halten. Glauben Sie denn, daß Sie es entwürdigt, um Entschuldigung zu bitten? Das ist überhaupt ein sehr kindlicher Stand-

punkt: ich habe das mal gethan, also bleibts dabei. So was verstehe ich nicht. Haben Sie solche unreife Ansichten, dann kann ich Ihnen auch nicht weiter raten.

Dabei wandte sich Kadett Steiger zum Gehen. Doch die ruhige, bestimmte Haltung dieses Menschen, der das Bild der Klarheit und Gefestigtheit in seinem Wesen bot, machte auf Sylvester Eindruck. Er fühlte etwas wie ungeheure Bewunderung vor dem, der vor ihm stand. Der Wunsch schoß ihm durch den Kopf, auch so zu werden, und er sagte, sich von der Regung des Augenblickes leiten lassend:

— Ich werde sofort um Entschuldigung bitten.

— Brav so! — antwortete Kadett Steiger und folgte Sylvester, der fortstürmte nach der zehnten Korporalschaft.

Der Augenblick war sehr günstig: der Stubenälteste befand sich allein im Zimmer, und Sylvester ging, nachdem er sich beim Eintritt vorschriftsmäßig zur Stelle gemeldet hatte, gerade auf ihn los und sagte:

— Ich wollte nm Entschuldigung bitten, wegen meines Benehmens heute im Park.

Kadett von Klippen zögerte einen Augenblick, bekam einen roten Kopf und that schon den Mund auf, um eine heftige Antwort zu geben, als Kadett Steiger eintrat. Da schluckte er die Entgegnung hinunter aus Verlegenheit vor seinem Kameraden, der in seiner Division ein großes Ansehen genoß und rief nur kurz:

— Sie werden sich zur Strafe drei Mal früh melden.

Dann schnitt Steiger das Weitere ab, indem er mit Klippen zu sprechen begann.

Sylvester machte sich an seinem Schrank zu schaffen

und dachte in Dankbarkeit seines Retters. Es wurmte ihn wohl, daß er nun dreimal früher aufstehen mußte als die anderen und sich in vollständigem Anzug mit umgehangenem Degen beim Stubenältesten zur Durchsicht melden sollte, aber er hatte doch Angst gehabt, die ganze Angelegenheit möchte ein schlimmes Ende nehmen.

Nun war er glückselig, so davongekommen zu sein.

Er hatte noch immer nicht nach Haus berichtet. Nicht eine Zeile, während er von der Mutter schon drei Briefe erhalten, in denen sie ängstlich um Nachricht gebeten. Aber während der Arbeitsstunden durfte er nicht schreiben und in den Lehrstunden wollte er es nicht. Einmal war er zu sehr beobachtet auf seinem Platze ganz vorn an und andererseits hatte er sich fest vorgenommen, hier im Kadettenkorps ein neues Leben zu beginnen und fleißig zu sein. In den Tagesfreistunden endlich mußten alle Kadetten in den Hof oder in den Park hinunter. So blieb nur die Abendfreistunde von acht bis neun Uhr übrig, und Sylvester entschloß sich endlich, den Eltern zu schreiben.

Er nahm Briefpapier vor und legte es auf den Arbeitstisch, während die beiden Kadetten der ersten Division am Fenster sprachen, Berckmann I arbeitete, Goldammer in seinem Pult räumte und Ulrich so that, als ob er des Stubenältesten Degen putzte, während er in Wirklichkeit halb im Einschlafen leise darauf mit dem Lederlappen hin und her fuhr. Röhrsdorff befand sich niemals auf der Stube, sondern war immer dort, wo gesungen oder irgend welcher Scherz getrieben wurde.

Eben wollte Sylvester sich setzen und den Brief an die Eltern beginnen, als ihm Kadett von Klippen seine Köperweste zuwarf mit den Worten:

— Knöppe putzen! Aber blank!

Eine entsetzliche Bitterkeit bemächtigte sich Sylvesters dabei, noch gesteigert durch einen Augenblick körperlichen Schmerzes, als ihn ein Metallknopf des geworfenen Kleidungsstückes empfindlich an den Fingerknöcheln traf.

Seinem Retter und Vorbild, dem großen, blonden Steiger sah er halb schwärmerisch, halb wehmütig nach, als dieser ging. Er wußte es ja, daß er nicht gern hier war und nur seinetwegen gekommen. Auf der zehnten Korporalschaft war es immer öde und traurig, denn die übrigen Kadetten vermieden es, die Stube aufzusuchen.

Sylvester legte in ohnmächtiger Wut sein Papier wieder fort und nahm die Köperweste des Stubenältesten wieder vor. Langsam holte er sein Putzzeug und zwängte die Knöpfe in die Knopfgabel, um sie, wie es ihm Ulrich beigebracht, mit Putzpomade zu beschmieren und sie dann mit dem Lederlappen blank zu reiben. Bei seiner Arbeit dachte er an die Eltern. Sie saßen wahrscheinlich gerade nach dem Abendessen im Salon. Onkel Gottfried vielleicht gerade bei ihnen, und die Schwestern auch mit ihren Stickereien. Die kamen ja eben nie von zu Haus fort, die wußten nicht, was es hieß, in der Fremde zu sein. Sie ahnten nicht, wie es ihm ging, daß er unglücklich war, sehr, sehr unglücklich.

Als er mit Knöpfeputzen fertig war, gab er dem Stubenältesten die Köperweste, der nur brummte, während er zur Thür hinausging:

— In den Schrank hängen!

Kaum hatte Kadett von Klippen den Rücken gewendet, so warf der schwarze Ulrich den Degen fort, und rief:

— Hurrah! Der Klipperich ist weg! Hurrah!

Und sofort begann zwischen den Kadetten eine lebhafte Unterhaltung. Nur Sylvester beteiligte sich nicht. Er hatte wiederum Heimweh. Und er dachte nicht daran, nun noch für die Mutter ein paar Worte auf das Papier zu werfen, sondern er fühlte sich nur unglücklich und gekränkt in tiefster Seele, daß er nicht einmal mehr seinen Eltern eine Zeile schreiben dürfe. Er wollte unglücklich sein, er wollte nicht mehr schreiben, da es nun doch zu spät wäre, wie er sich einredete.

Er trat an das Fenster und blickte hinaus. Der Mondschein lag auf dem Bilde. Unter ihm dehnten sich die breiten Rasenflächen mit den kiesbestreuten Wegen dazwischen, dann das Priesnitzthal mit seinen Windungen, überall baumbestanden. Und gegenüber über dem Park erschien das Arsenal, das am jenseitigen Ufer des Baches auf den Höhen lag, die weißen, langgestreckten Mauern mondbeschienen.

Ganz links war der Horizont heller gefärbt durch die Lichter von Dresden. Sylvester sah lange hinüber, dort drüben wohnten sie, dort war die Mutter, da war er glücklich gewesen und hier war er verlassen und tot-unglücklich. Seine Gedanken weilten drüben auf der Ammonstraße. Er blieb lange so stehen, die Stirn gegen die kühlen Scheiben gepreßt, von der schönen Fernsicht vor ihm nur die Stelle erblickend, wo wie er glaubte, sein Vaterhaus lag.

28.

Das Melden am anderen Morgen wurde Sylvester sehr sauer. Durch den Aufwärter hatte er sich eine halbe Stunde vor der Reveille wecken lassen, und mit den ersten Tönen des Signals trat er auch schon im Waffenrock mit Degen, Handschuhen und Mütze angethan an das Bett des Stubenältesten:

— Ich melde mich zur Durchsicht.

Kadett von Klippen besah ihn schlaftrunken flüchtig an und brummte:

— Gut.

Beim Waschen fing Röhrsdorff, der heute aufgestanden war, weil Leutnant von Sargofsky als Offizier du jour gewöhnlich früh die Schlafsäle revidierte, an zu schimpfen über das Melden:

— Nicht mal Schlafen kann man ruhig bis zur Reveille. Da muß immer so ein Unglückswurm schon zum Melden aufstehen, so daß man geweckt wird. Die Melderei sollte überhaupt verboten werden!

Der Stubenälteste schluckte stumm seinen Ärger hinunter. Als sich Sylvester am zweiten Tage wiederum meldete, wurde Röhrsdorff deutlicher:

— Auf keiner Stube ist diese Wirtschaft. Nicht mal ruhig ausschlafen kann man mehr.

Diesesmal entgegnete der Stubenälteste:

— Dann sollten Sie lieber aufstehen, wenn das Signal heraus ist.

Und Röhrsdorff antwortete grob, weil er wußte, daß der andere zurückzog, wenn man unangenehm wurde:

— Ich thue was ich will. Sie haben mir gar nichts

zu sagen. Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mich auch schinden können wie die ganze Stube.

Sylvester war bei dem Gespräch der beiden im Schlafsaal geblieben, während die anderen sich entfernt hatten, und schadenfroh durch die halboffene Thür den immer erregter werdenden Ton anhörten. Kadett von Klippen herrschte Sylvester an:

— Scheren Sie sich raus. Sie haben nicht zuzuhören, wenn ältere Kadetten sich unterhalten.

Sylvester ging davon. Nach dem Mittagsappell ließ ihn der Hauptmann zurückbleiben, bis die übrigen die Treppe zum Eßsaal hinabgegangen waren. Dann fragte er:

— Haben Sie schon nach Haus geschrieben, seitdem Sie im Korps sind?

Es fiel Sylvester wie eine Last auf die Seele, daß er es ja von Tag zu Tag verschoben:

— Nein, Herr Hauptmann!

— Warum nicht? Das können doch Ihre verehrten Eltern erwarten. Ich habe einen Brief von Ihrem Herrn Vater erhalten, mit der Anfrage, ob Sie etwa krank geworden wären, da Sie bis jetzt noch nichts von sich haben hören lassen! Sie haben Ihre Frau Mutter in die größte Besorgnis versetzt. Warum haben Sie denn nicht geschrieben?

Das stramme Stehen, Angst und Errregung hatten auf Sylvester so gewirkt, daß sich ihm alles zu drehen schien und er vor Schwindel fast fürchtete zu fallen. Er stotterte nur noch:

— Ich hatte keine Zeit, Herr Hauptmann! — und benutzte einen Moment, während Hauptmann Schröder auf den Hof sah, wo man Stimmen hörte, um sich zu bewegen

damit der Bann von ihm weichen sollte. Der Kompagniechef fragte erstaunt:

— Keine Zeit? Nun, und die Abendfreistunde? Was machen Sie denn da?

— Ich putze meine Sachen! — antwortete Sylvester, worauf ihm der Hauptmann antwortete, das könne unmöglich so lange Zeit dauern, und ihm empfahl, etwas fixer zu werden. Sylvester hätte sagen können, daß er die Sachen des Stubenältesten zu reinigen hätte, und deshalb keine Zeit gehabt, aber er wußte aus den Erzählungen der anderen, daß der Hauptmann unbarmherzig gegen jeden Übergriff älterer Kadetten vorging und hielt es unter seiner Würde, zu klatschen, wie sie das auf dem Gymnasium genannt hatten. Hauptmann Schröder schloß:

— Nach dem Essen werden sie oben auf der Stube bleiben, Kadett von Geyer, und nicht zur Freistunde hinunter gehen. Dem Kadett vom Dienst melden Sie, ich hätte es befohlen. Danke.

Sylvester war entlassen. Während die anderen sich im Priesnitzpark zerstreuten, setzte er sich an den Tisch, um seinen Brief zu beginnen. Er wußte selbst nicht recht, wie es gekommen, daß er nun so lange nicht einmal eine einzige Zeile der Mutter geschickt, die so sehnsüchtig darauf wartete. Es war der erste Brief, den er den Eltern schrieb, da er sich bis dahin noch niemals ganz von ihnen getrennt gehabt, und es kam ihm förmlich feierlich vor. Aber er vermochte nicht den Anfang zu finden, gerade, weil er es so lange verschoben hatte. Nach mehrmaligem Ansetzen, Innehalten, Aufhören und wieder Beginnen schrieb er endlich:

Dresden, Kadettenkorps.

Liebe Eltern!

Zuerst muß ich Euch um Verzeihung bitten, daß ich so lange nichts von mir hören ließ, aber ich hatte zuviel zu thun. Wir haben nämlich riesig viel zu thun, und es ist ganz anders hier wie auf dem Gymnasium. Man merkt gleich den Unterschied mit dem Militärischen. Hoffentlich seid Ihr nicht zu böse, daß ich Euch nicht geschrieben habe, aber ich hatte wirklich keine Zeit. Mir geht es sehr gut. Ich liege auf der zehnten Korporalschaft. Daß es erste Kompagnie ist, wißt Ihr ja schon. Auf meiner Stube ist es sehr streng, denn der Stubenälteste, Kadett von Klippen, ist kolossal gemein gegen uns, wir nennen ihn auch nur den Klipperich, aber natürlich darf er das nicht hören. Dann ist noch auf der Stube von Röhrsdorff, der riesig schneidig ist und mir sehr gefällt. Er ist auch entfernt mit uns verwandt, wie er mir gleich sagte, und ist gegen den Klipperich furchtbar unverschämt. Worüber wir uns alle freuen. Dann ist noch auf der Stube Berckmann I, der ist in der zweiten Division, und Goldammer, der ist in der dritten Division. Mit den beiden spreche ich nicht sehr viel. Unter mir ist Ulrich, ein sehr netter Knopp, nur ein bißchen frech manchmal. Es wird Euch interessieren, zu hören, daß ich in der Division ganz gut bin, weil ich mir auch riesige Mühe gebe. In der ersten Stundenarbeit, im Lateinischen, (es heißt bei uns im Korps nicht mehr Extemporale, weil wir es deutsch nennen,

was ich sehr richtig finde) hatte ich eine fünf. Das ist nämlich nicht das Schlechteste, wie bei Reimann, sondern sehr gut, denn im Korps wird gerade andersherum gerechnet und die schlechteste Zensur ist die eins. Das Exerzieren strengt sehr an, bald wird die Besichtigung sein und dann gehen wir in Uniform aus. Meine Uniform paßt mir sehr gut. Ich finde, es ist doch was anderes wie Civil, man fühlt sich gleich ganz anders, und es sieht wirklich gut aus. Dafür sind wir nun einmal Katheten (so nennen wir uns nämlich selbst). Das Essen schmeckt mir ganz gut, aber zu Haus ist es doch besser. Die Mädchen wissen gar nicht, wie gut es ihnen geht. Das könnt Ihr ihnen sagen, mit einem Gruß für sie. Übrigens bin ich auch sehr zufrieden. Ich werde Euch noch mehr erzählen, sobald ich erst Sonntags nach Hause komme, wenn ich nämlich meine gute Uniform habe, die noch gemacht wird, und die Besichtigung gewesen ist, denn eher gehe ich nicht aus. Hier ist es Sitte, bei uns im Korps, Taschengeld zu bekommen, und man muß ganz genau darüber Buch führen. Der Hauptmann hat mir immer drei Mark ausgezahlt, damit ich alles bezahlen kann, an Putzzeug und so weiter. Man kann bis sechs Mark bekommen, und Du mußt mir schreiben, wieviel ich bekommen soll, aber so, daß ich die Stelle dem Hauptmann zeigen kann, denn das verlangt er. Auf der zehnten Korporalschaft haben alle sechs Mark. Nun lebt wohl. Ich küsse Euch vielmals und Tante Gustel auch. Wenn Ihr Gabler seht, so sagt ihm, bitte, ich hätte leider noch keine Zeit gehabt, ihm zu schreiben, denn wir haben im Korps viel zu thun. Ich lasse Onkel Gottfried küssen, und

ich grüße sehr die Marie und Emma und alle, die ich kenne.

Euer
gehorsamer Sohn
Sylvester von Geyer,
Königlich Sächsischer Kadett.


Meine Adresse ist:
Herrn Sylvester von Geyer,
K. S. Kadett.
oder
An den Königl. Sächs. Kadett
Sylvester von Geyer.

Bitte, laßt mir sofort Visitenkarten machen, denn die muß man hier haben. Sie dürfen aber nicht so groß sein, wie Vater seine, sondern ganz klein. Es muß darauf stehen:

Sylvester von Geyer,
Königlich Sächsischer Kadett.

Aber die Karten so klein als möglich und lithographiert, nicht gedruckt. Ihr müßt hundert Stück bestellen.

29.

Der Sonntag war endlich gekommen an dem Sylvester zum ersten Mal ausgehen durfte. Es wäre schon früher möglich gewesen, aber der Hauptmann wünschte, daß die Neuen sich schnell an die veränderte Lebensweise gewöhnen sollten, und zuerst im Korps selbst die neuen Eindrücke verarbeiten und überwinden.

Nun war die Besichtigung vor dem Kommandeur des Kadettenkorps Oberst Freiherr von Nyssen vorüber und

Sylvester hatte ganz gut abgeschnitten. Der Oberst, der aus des Vaters Regiment stammte, hatte Sylvester gefragt, wie es seinem alten Regimentskameraden erginge. Dann war die feierliche Aufnahme der Neuen im Exerzierhause erfolgt, in Anwesenheit sämtlicher Offiziere, wobei die alten Kadetten umgehangen mit Degen, Tschako und Gewehren ausgerückt waren. Die Fahne des Korps auf dem rechten Flügel. Und zum ersten Mal in seinem Leben hatte Sylvester in das militärische Hurrah auf den Landesherren einstimmen dürfen.

Vor dem Urlaubsappell am Morgen war noch im großen Saal des Korps eine Andacht gehalten worden. Nun standen die Korporalschaften auf dem Stellplatze in Reih und Glied. Die Kadetten, die ausgehen durften in Waffenrock, Tschako und Degen, die übrigen, die keine Einladung hatten in Köperweste und Drellhosen.

Hauptmann Schröder war selbst zugegen und hielt den Neuen eine Rede darüber, wie sie sich auf Urlaub zu benehmen hätten und daß sie ja abends zur vorgeschriebenen Stunde wieder zurück sein sollten. Dann wurde noch einmal der Anzug durchgesehen und die Urlaubspässe verteilt. Endlich waren sie entlassen und stürmten nun so schnell sie konnten die Treppe hinab.

Unten im Korridor rief der schwarze Ulrich Sylvester an:

— Geyer, ich darf heute nicht ausgehen. Nicht wahr, Sie bringen mir was mit!

Sylvester fühlte Mitleid und versprach es, obwohl es verboten war, Eßwaren ins Korps mitzubringen, und er am ersten Sonntag, den er ausging, nicht sofort einen Ungehorsam begehen wollte.

Am Thor traf er den dicken Gabler, dem er geschrieben hatte, wenn er ihn in Uniform sehen wolle, müsse er ihn diesen Sonntag vormittags etwa um elf Uhr erwarten. Zuerst erkannte ihn der Dicke nicht:

— Ihr seht Euch alle gleich! Eine Uniform wie die andere — meinte er, und Sylvester fühlte sich durch diese Bemerkung ein klein wenig unangenehm berührt. Sie gingen miteinander der Stadt zu, Gabler unausgesetzt, während sie sprachen, seinen Begleiter musternd, Sylvester sehr stolz und glücklich doch ein bißchen unsicher, weil er sich immerfort umsehen mußte, in der Befürchtung irgend einen Vorgesetzten nicht zu grüßen.

Er erzählte fortwährend mit großer Lebhaftigkeit und zwar nur Gutes. Daß er sich oft sehr unglücklich gefühlt, daß ihm manches nicht gefiel, sagte er nicht sondern that, als ob alles im Korps viel angenehmer wäre, als auf dem Reimannschen Gymnasium. Das, was ihn bedrückt und gequält, empfand er nicht mehr in der Aufregung und Freude des ersten Urlaubs.

Gabler ließ sich über alles aufklären, da er keinen Kadetten kannte, und über alles war er sehr erstaunt. Er befühlte die Silbertresse an Sylvesters Ärmelaufschlägen, sah sich genau den Tschako an, mit der Sonne um das Wappen vorn darauf und dem National, das oben steckte, bei den Kadetten Pompon geheißen. Über diesen Namen wollte er sich totlachen. Am meisten interessierte ihn der Degen:

— Ist er denn auch geschliffen? — fragte er ungläubig, und Sylvester sagte in der Aufregung:

— Natürlich, ganz scharf!

Er wußte, daß er eigentlich log, da nur die Spitze einigermaßen spitz war, aber er wollte nicht, daß Gabler ihn etwa als Soldaten nicht für voll ansehen sollte und ließ es daher dabei bewenden. Vom Gymnasium wurde mit keinem Worte gesprochen.

Am Gartenthor des Hauses in der Ammonstraße trennten sie sich, und der Dicke kehrte nach Haus zurück. Als er sich umwendete und Sylvester davon schreiten sah, bemerkte er plötzlich an ihm etwas, das er noch nie gesehen: der Dicke ging breitbeinig, weil er die mächtigen Oberschenkel nicht bequem einander nähern konnte. Sylvester hatte ein abstoßendes Gefühl. Diese Beobachtung war ihm unangenehm.

Er stürmte die Treppe hinauf und riß an der Klingel, erstaunt, daß er nicht schon erwartet wurde und eine offene Thür fände. Das Mädchen machte auf und fiel beinahe um vor Schreck indem sie schrie:

— Nee, nee aber och! Herr Sylvester ist's, un ich denke, es is ee ganz gemeener Suldate!

Da öffnete sich eine Thür, ein Jubelruf und Sylvester lag in den Armen der Mutter. Sie hielten sich lange Zeit umschlungen und ihr liefen die Thränen herab. Schnell zog sie ihn in den Salon um ihn genauer zu sehen, denn auf dem Flur war es dunkel. Nun kam auch der Hauptmann und gab Sylvester gerührt und herzhaft einen Kuß und darauf Tante Gustel, der gleich die Augen naß geworden waren, zum Schluß die Schwestern. Sie küßten sich mit dem Bruder, jetzt, wo er aus dem Hause war und sie sich so lange nicht gesehen hatten.

Dann wurde Sylvester von allen Seiten beguckt und



befühlt, ob er es denn auch wirklich wäre und wie er ausschaue.

— Du bist mager geworden, Junge! — meinte der Hauptmann, doch die Mutter, die von Anfang her noch immer seine Hand in der ihren hielt, wollte davon nichts wissen und wiederholte eifrig einmal über das andere:

— Nein, nein. Da seht ihn doch ordentlich an! Wohl und munter ist er, nicht wahr, mein Liebling?

Sylvester sagte glückstrahlend:

— Ich fühle mich sehr wohl, Mutter!

Dann wurden ihm Tschako, Degen, Koppel und Handschuhe abgenommen, und man setzte sich im Salon. Sylvester mußte erzählen. Der Vater und er führten allein das Wort, während die Damen zuhörten. Der Hauptmann fragte nach allen Einzelheiten des Lebens im Korps und bei jeder Antwort Sylvesters fügte er eine längere Erklärung hinzu, wie alles zu seiner Zeit gehandhabt worden, und daß die Einrichtungen seiner Kadettenjahre in jeder Beziehung besser gewesen seien. Die Mutter aber blieb neben ihrem Sylvester sitzen und betrachtete ihn unabläßig, indem sie sich von Zeit zu Zeit bemühte, auch eine Frage an ihn zu richten, oder ein Wort dazwischen zu werfen.

Um zwei Uhr wurde gegessen; dazu erschien Onkel Gottfried der Sylvester einen Kuß auf die Wangen gab und fröhlich sagte:

— Na, mein Junge, wie stehts denn, noch keinen Arrest gehabt?

— Nein! Ich bin ganz gut in der Division, Onkel!

Bei Tisch ging es lustig zu, und Sylvester empfand ein angenehmes Gefühl des Gehobenseins, weil er heute

die wichtigste Person in der Familie war, und sich alles nur mit ihm beschäftigte.

In diesem Sinne erschienen ihm auch die Schwestern anders als sonst: die kleinen Eifersüchteleien waren gewichen, die Reibungen durch das tägliche Sehen und Nebeneinanderwohnen aufgehoben. Sie sprachen gar nicht von ihren Angelegenheiten, sondern erkundigten sich nur nach des Bruders Schicksalen. Sogar Mariechen ließ sich genau die Einrichtung einer Korporalschaft erklären, sodaß Sylvester sich sagte, sie sei doch ein sehr nettes Mädchen.

Onkel Gottfried scherzte:

— Kennst Du den schönen Vers:

Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker,
Hosen ohne Unterfutter,
Roter Kragen —
Nichts im Magen!
Goldne Tressen —
Nichts zu fressen!

Sylvester, der das kleine Spottgedicht noch niemals gehört hatte, lachte aus vollem Halse und bat den Onkel, ihm das Verschen doch nach Tisch aufzuschreiben. Der Hauptmann dagegen legte die Stirn in Falten:

— Das paßt nicht, denn Sylvester sagt ja selbst, daß das Essen gut sei. Nichts im Magen ist auch Unsinn, und unsere Kadetten tragen silberne Tressen.

Die anderen hatten die Geschichte nicht so tragisch genommen wie der Vater, und Onkel Gottfried fing an, über Hosen ohne Unterfutter zu sprechen, weil er wußte, daß sein Bruder etwas prüde war, und schon an und für

sich das Wort Hosen, in Gegenwart seiner Töchter, für unschicklich hielt:

— Hosen ohne Unterfutter ist auch Unsinn, denn man füttert doch die Hosen nicht. Ich wenigstens trage Hosen ohne Futter, und Du wohl auch, Hanns?

Die Mädchen kicherten, Tante Gustel sah verschämt auf ihren Teller und der Hauptmann sagte ein wenig erregt:

— Ich denke, wir brechen das Gespräch ab, Gottfried. Du verstehst es niemals, Rücksichten zu nehmen.

Zur Feier des Tages, um die erste Anwesenheit seines Sohnes im Vaterhause zu feiern, ließ der Vater die letzte Flasche Champagner kommen, die von einem Diner übrig geblieben war, das die Eltern geglaubt hatten geben zu müssen, als Quittung für Balleinladungen der Töchter. Die Mutter fand das sehr unnütz, aber die Flasche war entkorkt, ehe sie etwas sagen konnte.

Nachmittags wollte Sylvester durchaus ausgehen, obwohl der Himmel Regen verhieß. Es gab darüber eine Auseinandersetzung mit dem Vater, der befürchtete, die neue Uniform möchte verdorben werden. Doch als die Wolken sich ein wenig verzogen, bekamen alle Lust zu einem Spaziergang, und bald setzte sich die ganze Familie über die Pragerstraße, Bürgerwiese nach dem Großen Garten in Bewegung.

Sylvester war sehr stolz. Obwohl es ihm Spaß machte, sich in der Uniform zu zeigen, hatte er dennoch ein Gefühl wie Verlegenheit, vor allem, weil der Vater, mit dem er gehen mußte, immer sehr laut sprach, und zwischendurch — womöglich mitten auf der Straße — stehen blieb, um irgend etwas mit lebhaft bewegten Händen

zu erklären. — Unterwegs grüßten sie eine Menge Menschen, die Sylvester nicht kannte. Er fragte jedesmal, wer das gewesen sei, und erhielt regelmäßig zur Antwort:

— Bekannte aus der Gesellschaft!

Einmal fuhr Ida herum, die vor Sylvester ging, und warnte ihn:

— Paß auf, Du mußt grüßen!

Doch es war kein Offizier, nur ein Steuerbeamter gewesen. Als er später aber wirklich eine Ehrenerweisung machen mußte, sah ihn die ganze Familie dabei an, sodaß er ganz rot wurde. Der Hauptmann tadelte die Haltung seiner rechten Hand beim Anlegen an die Kopfbedeckung und meinte, sie hätten als Kadetten viel strammer gegrüßt.

Als nach dem Abendessen, das früher gesetzt worden war, die Zeit kam, wo Sylvester wieder ins Korps zurückkehren mußte, rief ihn der Vater noch einmal allein zu sich in sein Zimmer an den Schreibtisch, und sprach:

— Wir haben noch etwas mit einander abzumachen, Sylvester. Es betrifft Dein Taschengeld. Du schreibst mir, daß es freisteht, wieviel Taschengeld ein Kadett erhalten soll, nur sei zwei Thaler die Grenze nach oben, und Du fügst hinzu, daß auf Deiner Stube alle Kadetten zwei Thaler Taschengeld bekämen. Ich halte das für reichlich viel und vollkommen unnütz. Zu meiner Zeit war ein Thaler zu viel, und zehn gute Groschen überreichlich, fünf gute Groschen dagegen sehr anständig. Deshalb meine ich, ist es ganz genug, wenn Du nach jetziger Rechnung . . . zwei Mark und fünfzig Pfennige erhälst. Ich habe mit anderen Vätern gesprochen, die Söhne im Korps haben. Die geben nicht zwei Thaler. Ich weiß nicht, ob auf Deiner Stube lauter Millionärssöhne liegen,

jedenfalls habe ich nicht genug Geld — leider — und vielleicht auch Gott sei Dank — das erkläre ich Dir mal, wenn Du Offizier wirst ..... um meinem Sohne zwei Thaler monatlich Taschengeld zu geben, der dafür nur Papier, Federn und Putzzeug halten soll. Wir sind nicht reich, daß mußt Du nie vergessen, aber deswegen kommen wir immer noch ganz anständig durch die Welt....

Sylvester war sehr niedergeschlagen, aber er bemühte sich es dem Vater zu verbergen. Doch in den paar Minuten, die noch bis zum Abschied waren, ging es ihm fortwährend im Kopf herum. Onkel Gottfried gab ihm das Geleite, nachdem Sylvester noch von allen einen Kuß bekommen und Vater wie Mutter ein paar Thränen vergossen.

Dem Kadetten war beim Verlassen des Hauses sehr trübselig zu Sinn: Der Tag war so schnell vergangen, und wenn Sylvester an die nüchternen, nackten Wände der zehnten Korporalschaft dachte und an die langen, öden Gänge des Korps, so überschlich ihn etwas wie Heimweh. Er erinnerte sich immer wieder der letzten Worte, die ihm die Mutter noch ins Ohr geflüstert:

— Nächsten Sonntag kommst Du ja wieder!

Aber bis dahin war noch eine ganze Woche! Wie schnell die Zeit auf Urlaub enteilte, wie langsam sie im Korps hinstrich!

Nicht weit von der Anstalt entfernt blieb Sylvester an einem Kolonialwarenladen stehen und sagte halb verlegen zum Onkel, weil er nicht wußte, wie jener es auffassen würde:

— Onkel, ich habe Ulrich versprochen, ihm was mitzubringen, denn er durfte nicht auf Urlaub gehen!

— Was soll es denn sein? — fragte Onkel Gott-

fried. Sylvester zuckte die Achseln, weil er sich seines geringen Taschengeldes erinnerte, von dem er nun auch noch für Fremde etwas kaufen sollte, denn die zehn Mark, die ihm die Mutter geschenkt beim Eintritt ins Korps, wollte er sich für Notfälle aufheben. Da lief der Onkel in den Laden und kehrte sofort mit zwei großen Würsten zurück, wovon er eine Sylvester in den linken Ärmel schob und die andere einsteckte:

— Da hast Du eine für Dich, eine für Deinen Kameraden. Es ist Leberwurst, die ißt Du ja gern!

Das Tragen ging sehr gut. Zwar hielt Sylvester den Arm etwas steif, doch war nichts zu bemerken. Kurz vor dem Korps nahm Onkel Gottfried Abschied. Schnell entschlossen knöpfte er seinem Neffen auf der Brust den Waffenrock auf und stopfte ihm die zweite Wurst dort hinein. Da sie ziemlich zeitig gekommen waren und die anderen Kadetten erst kurz vor Thorschluß einzutreffen flegten, sah es niemand. Unbemerkt gelangte Sylvester auf die Korporalschaft. Schnell warf er die Würste in den Schrank und ging zum Offizier du jour, um sich zu melden. Als er zurückkehrte war Ulrich auf der Stube und fragte sofort:

— Sie, Geyer, haben Sie mir was mitgebracht?

Sylvester hatte gerade noch Zeit ihm beide Würste zu geben mit der Bitte, eine aufzuheben, weil sie bei ihm sicherer läge, als der Stubenälteste eintrat, der von dem Recht der Kadetten der ersten Division keinen Gebrauch machte, eine Stunde später einzutreffen. Röhrsdorff behauptete, der Klipperich thäte das, um sich zu schustern, was im Kadettenkorps soviel wie einschmeicheln bedeutete.

Kadett von Klippen sprach nie mit Sylvester, heute abend schien er jedoch besonders gnädig zu sein, denn er redete ihn an, aber nur um ihm etwas Unangenehmes zu sagen. Er fragte:

— Wer war denn das dicke Rauhbein, das Sie heute früh am Korps abholte?

— Ein Freund von mir! — antwortete Sylvester, und der Stubenälteste fügte höhnisch hinzu:

— Sie scheinen ja nette Freunde zu haben!

30.

Die Bemerkung des Stubenältesten über Gabler hatte Sylvester sehr geärgert, aber er schrieb seinem alten Freunde nicht wieder, wann er Sonntags auf Urlaub ginge, weil er auch von den anderen Kadetten gefragt worden war, wer denn der Civilist gewesen, mit dem er vom Korps aus fortgegangen. Alle hatten dem Worte Civilist einen verächtlichen Ton gegeben, sodaß in Sylvesters Seele ein unangenehmes Gefühl zurückblieb, wenn er an den Dicken dachte. Allmählich vergaß er ihn ganz. Zwar schrieben sie sich noch ein paar Mal, aber dann war es aus. Sie gingen doch verschiedene Wege, und mit der Zeit befestigte sich in Sylvester die Meinung, daß der Dicke ein ganz klein wenig gewöhnlich sei und nicht mehr zu ihm passe.

Beim Baden, wozu das Kadettenkorps jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag geschlossen marschierte, entdeckte Sylvester einmal den ehemaligen Freund, der

auf dem Sprungbrett des benachbarten Bades von Gasse stand und in das Kadettenbad nebenan hinüber blickte. Doch er bangte vor einer Erkennungsszene, da der Dicke im Bade geradezu den Spott der anderen Kadetten herausgefordert haben würde.

Dann sah er Gabler nicht wieder und hörte nichts mehr von ihm bis zum großen Urlaub, der mit den großen Ferien des Gymnasiums so ziemlich zusammenfiel.

Zum ersten Male, seitdem er Kadett war, brachte Sylvester eine Zensur mit nach Hause. Sie war gut und enthielt die Bemerkung, daß er in seiner Division Sechster geworden sei unter dreizehn Kadetten.

— Das ist zwar nicht sehr großartig, aber Du bist doch wenigstens in der ersten Hälfte der Division! — meinte nicht unzufrieden der Hauptmann. Sehr erfreut war er aber über das Urteil des Kompagniechefs, das unter den Zensuren stand und lautete:

Kadett von Geyer ist ein wohlerzogener, junger Mann von guten Formen. Seine wissenschaftlichen Leistungen sind befriedigend, müßten jedoch seiner ausgezeichneten Veranlagung entsprechend noch bessere sein. Er hat im ganzen seine Pflicht gethan, nur wäre mehr Gleichmäßigkeit zu wünschen. Ich will diese Bemerkung weniger als Tadel aussprechen, wie als Sporn zu weiterer Pflichterfüllung und hoffe, daß Kadett von Geyer sich noch einen höheren Platz in seiner Division erringt, sobald er erst das Neue und Ungewohnte überwunden haben wird.

Schröder,
Hauptmann und Kompagniechef.

Während des großen Urlaubes sah Sylvester den Dicken nicht, weil Gablers sich im Seebade befanden, mit anderen Kadetten kam er jedoch kaum zusammen, denn seine Stubengenossen waren alle außerhalb Dresdens auf Urlaub. In seiner Division hatte er noch keinen eigentlichen Anschluß gefunden. Zwar waren sie alle liebenswürdig gegen ihn gewesen, doch in der Freistunde im Park fanden sich immer nur die zusammen, die das Korps schon von der fünften Division ab durchgemacht hatten und Sylvester blieb für sich.

Mit den Eltern und Schwestern machte er lange Spaziergänge, und mit Onkel Gottfried einmal eine dreitägige Partie in die sächsische Schweiz. Dann wurde sein altes Civil wieder instand gesetzt und der Vater schenkte ihm einen Spazierstock, da er bisher noch keinen besessen.

Das Freie und Ungebundene, das Neue bei der ganzen Unternehmung machte Sylvester Vergnügen. Er fühlte sich beseligt, nur in Begleitung des Onkels zu sein, der mehr wie ein älterer Freund sich gegen ihn stellte. Von der Schönheit der Natur hatte er keinen rechten Begriff. Der Blick von der Bastei herab gefiel ihm zwar sehr gut, aber das landschaftliche Bild machte auf ihn wenig Eindruck. Er war nur stolz, auch oben gewesen zu sein.

Als sie auf dem großen Winterberg standen, ließ er sich die Höhe in Fuß und in Metern ganz genau sagen. Eine eigentliche Freude über die freie, schöne, dunstlose Luft, den herrlichen Wald, die Aussicht, empfand er nicht, nur Genugthuung fühlte er er darüber, daß er nun auch einmal auf einem wirklichen Berge stand.

Die Ausdrücke Thal, Thalsohle, Abgrund, vor allem dann Gipfel, Wasserfall, Felswand, machten ihm Eindruck, wie sie ihm schon früher in der Geographiestunde als etwas Besonderes erschienen waren. Die Verbindung „ein grauenvoller Abgrund", klang ihm angenehm in den Ohren.

Während er neben dem Onkel herschritt, überlegte er sich, wie nun erst die Alpen wohl aussehen müßten und wie gar der Himalaya. Die Höhenzahlen hatte er im Kopf und berechnete sich daraus, um wieviel sie die sächsische Schweiz überragten.

— Ich möchte reisen. Muß das schön sein: große Reisen machen! — sagte er und Onkel Gottfried nahm es sofort eifrig auf:

— Ja, mein Junge, das mußt Du auch mal. Das erweitert den Gesichtskreis, daß man nicht engherzig wird!

— Onkel, Du bist wohl weit gereist?

— O ja! — antwortete Onkel Gottfried kurz, und ging auf ein anderes Gespräch über. Als später, am Abend der Rückreise nach Dresden, Sylvester bat:

— Onkel, erzähle mir doch mal, wo Du alles gewesen bist! — sagte jener:

— Später einmal sage ich Dir das ganz genau. Vielleicht lernst Du was daraus.

Die Antwort ging Sylvester noch lange im Kopf herum. Es schien ihm wie etwas Geheimnisvolles dabei verborgen zu sein und erneut kehrte der Wunsch in ihm wieder, schon mitten im Leben zu stehen, etwa dreißig Jahre alt zu sein, denn das war das Alter, das ihm den größten Eindruck machte.

Als er nach den großen Ferien in das Korps zurückkehren mußte, kam es ihn schon sauer an. Vor allem

wurde ihm der Abschied von der Mutter schwer, die ihn während der ganzen Zeit verzogen hatte, und ihm, als er mit seinem Koffer davon fuhr, wiederum ein erspartes Zehnmarkstück zusteckte. Heimweh hatte er nicht mehr, nur den ersten Abend, im Bett, ein ganz klein wenig. Aber das ging schnell vorüber.

Kadett von Klippen war bei der Versetzung Gefreiter geworden und behandelte Sylvester nun besser, da dieser auf Ulrichs Rat den Stubenältesten unausgesetzt Herr Gefreiter nannte. Nur über eines empörte sich Sylvester jeden Tag von neuem: über des Gefreiten Eßgier und Ungerechtigkeit. Wenn es Bierkaltschale gab, so nahm er sich selbst fast alle Rosinen und alles Brot, während die Übrigen nur das Flüssige bekamen. Auch Röhrsdorff wurde schlechter bedacht, bis er einmal sehr grob ward und den Gefreiten beim Abendessen anrief:

— Sie werden sich bald Magenerweiterung holen, mit Ihrer Fresserei!

Seitdem schämte sich der Gefreite doch vor den anderen und nahm sich in Acht.

Zweimal in der Woche hatten die Kadetten der ersten Division Reitstunde. Dann blieben sie mittags vom Essen weg, und einer der zweiten Division übernahm für ihre Abwesenheit den Dienst. Währenddessen verschob sich alles: die zweite Division fühlte sich als oberste und war gnädig mit der demnächstigen zweiten, wie es die erste mit ihnen war. Auch auf Sylvester fiel dann ein Sonnenblick von dem allgemeinen Avancement.

An einem solchen Tage, wo er sozusagen dritte Division spielte, kam es ihm immer vor, als ob er sicherer geworden sei, und er sehnte sich darnach, endlich wenigstens

eine Division höher zu sein. Seine Gedanken gingen dann weiter bis zur zweiten und schließlich bis zur ersten, die er erst — nach allem, was er im Korps gesehen — für ein menschenwürdiges Dasein zu halten begann. Die übrigen in seiner Division, mit denen er darüber sprach, hatten ähnliche Träume und es schmeichelte Sylvester, daß ihm der Divisionsälteste Kadett von Hoyer das Zeugnis gab:

— Sie, Geyer, werden noch mal ein riesig anständiger Stubenältester.

Er erzählte das Sonntags dem Vater, doch dieser meinte nur:

— Erstens einmal, sind bis dahin noch ein paar Jahre und zweitens habe ich in meiner Dienstzeit die Erfahrung gemacht, daß schwierige Untergebene — wie Du mir einer zu sein scheinst, nach allem, was ich so höre — auch später unangenehme Vorgesetzte werden, während umgekehrt, gute Untergebene, ihrerseits nachsichtige Vorgesetzte sind.

Seit diesem Gespräch betrachtete Sylvester den Stubenältesten nur noch von dem Gesichtspunkte aus, an ihm auf das aufmerksam zu werden, was er dereinst in der gleichen Lage vermeiden müsse. Und er schwor sich, niemals einen Kadetten seiner Stube mit melden zu bestrafen, nie sich vom Stubendienst, oder irgend einem Jüngeren bedienen zu lassen, nie auf seinen Teller mehr Rosinen zu thun, wie auf den der jüngeren Kameraden und nie grob zu werden. Seine ganze Stube aber sollte ihn bis zur fünften Division hinab einfach Geyer und nicht Kadett nennen. Gefreiter kam nicht in Frage, denn diesen Titel verachtete er so, daß er im stillen entschlossen

war, ihn nie anzunehmen, auch wenn er ihn bekommen hätte.

Eine Äußerung Röhrsdorffs machte ihm deshalb großen Eindruck:

— Gefreiter will ich gar nicht sein. Das klingt nach Kommiß. Und was koofe ich mir denn davor?

Diese Redensart gewöhnte sich Sylvester an und sagte sie, wo er konnte. Er fühlte sich sehr stolz, etwas verachten zu können. Und mit diesem Gefühl versuchte er sich über alles hinwegzubringen. War einmal eine Stundenarbeit schlecht ausgefallen, oder wurde er wegen einer Unordnung vom Appell fortgeschickt, hatte er sich zu einem Unterrichtsgegenstand nicht genügend vorbereitet, oder mußte ihm gar der Hauptmann wegen irgend einer Versäumnis eine Rüge erteilen: immer tröstete er sich nach einer Weile darüber mit dem Satze: „Ob oder ob nicht — was koofe ich mir davor!"

Sylvester schuf sich ein künstliches System der Gleichgiltigkeit, zu dem der Gedanke beitrug, den Röhrsdorff, der Letzte in der ersten Division, immerfort in einer Art Galgenhumor, auf der Stube verkündigte:

— Wie man das Examen besteht, ist ganz wurscht. Wenn man nur gerade durchkommt. Beim Regiment kräht kein Hahn danach, was die dummen Pauker hier gefunden haben!

Als Sylvester daher zu Weihnachten auf seinem Platze blieb, war er mit sich selbst ganz zufrieden, während der Vater erwartet hatte, er würde ein paar heraufkommen. Doch es gab zwischen Vater und Sohn keine Auseinandersetzung darüber, denn der Hauptmann hatte in den Weihnachtstagen viel zu thun. Es war der Entschluß gefaßt

worden, die drei Mädchen nun doch — gegen die ursprüngliche Absicht — an den Hof zu führen. Dazu mußten Besuche gemacht werden und allerlei Vorbereitungen waren zu treffen, da die Vorstellung am Neujahrstage stattfand.

Die Mutter hatte es nicht gewollt: es kostete neue Toiletten, neue Wagen, Lohndiener und Ausgaben. Doch der Hauptmann hatte erklärt, sie seien verpflitchet, alles zu thun, um ihren Töchtern die Möglichkeit zu bieten, sich zu verheiraten und dazu halte er gerade das Ausgehen an den Hof für unumgänglich. Er sagte zur Mutter, als Sylvester dabei saß:

— Die Gesellschaft, in der wir verkehren, ist die Hofgesellschaft. Alle gehen Sie an Hof, nur wir nicht. Da wäre es denn doch möglich, daß man was darin fände, oder etwa meinte, wir hätten einen Grund, uns gerade vom Hof fern zu halten. Und das könnte den Mädeln schaden. Wenn es auch jetzt mehr kostet: ich sage Dir, das Geld ist gut angewendet, es ist gewissermaßen Mitgift für unsere Töchter.

Sylvester dachte daran, daß Mariechen nun schon den dritten Winter ausging, ohne einen Mann zu finden, und fragte:

— Wie alt ist denn eigentlich Mariechen jetzt?

— Sie ist 1855 geboren. Nun kannst Du Dir's selbst ausrechnen, Sylvester, da Du ja ... hm ... hm in Mathematik besonders stark bist! — entgegnete der Hauptmann etwas scharf, da er jetzt schon für jede Anspielung auf Mariechens Alter empfindlich war, obwohl sie noch nicht einundzwanzig Jahre zählte.

Als dann am Neujahrstage 1876, nachdem Sylvesters

Geburtstag, wegen des Nähens und Vorbereitens der Toiletten, fast ohne Sang und Klang vorüber gegangen, die drei Mädchen mit dem Hauptmann in den Mietwagen stiegen, um ins Schloß zu fahren, blieb Sylvester mit der Mutter und Tante Gustel allein im Hause zurück.

— Weshalb gehst Du denn nicht mit, Mutter? — fragte der Kadett. Die Mutter sah ihre Schwester an und meinte:

— Das ist so ausgemacht. Siehst Du, Sylvester, Du weißt doch, daß wir uns mit den Ausgaben ein wenig in acht nehmen müssen. Wenn ich nun mitgehe, so brauche ich dafür den Winter doch mindestens ein Kleid mehr, das mich eine Menge Geld kostet, auch wenn wir es im Hause machen. Der Vater dagegen hat einfach seine Uniform, die er bei Hofe anzieht und die er sich doch halten muß. Da ist es billiger so!

Eine Weile überlegte Sylvester, dann fragte er:

— Ja, ist es denn nötig, an Hof zu gehen?

— Der Vater wünscht es! — antwortete zögernd die Mutter. Da kam dem Kadett plötzlich der Gedanke an seine zwei Mark fünfzig Taschengeld, die er bloß erhielt, und er fand wieder eine Ungerechtigkeit des Vaters darin, daß für die Schwestern so viel ausgegeben werden sollte:

— Ich möchte auch gern mehr Taschengeld haben! Da ... könnten die Schwestern doch ebensogut auch mal nicht alles kriegen!

Die Mutter machte ein böses Gesicht:

— Pfui, Sylvester, ich glaube gar, das ist Neid.

Er war rot geworden, und stammelte nur:

— Nein, nein, Mutter, sicher nicht!

Doch sie merkte seine Verlegenheit und ließ ihn nicht los:

— Sylvester, Du weichst mir nicht aus. Das war nicht hübsch, was Du da eben gesagt hast. Thue ich nicht alles für Dich, was ich kann. Komm mal her, mein Junge. Wir wollen mal recht zusammen reden. Ich habe Dich ja nicht oft so ganz allein wie heute ....

Dabei zog sie ihn an ihren Nähtisch, an dem sie seine Strümpfe stopfte, damit er sie alle in gutem Zustande wieder in das Kadettenkorps brächte. Tante Gustel hatte sich, bescheiden und zurückhaltend, wie sie immer war, aus dem Zimmer entfernt, indem sie etwas von „nach der Wäsche sehen" gemurmelt. Und die Mutter begann von neuem, ihrem Sohne zuzureden. Dabei kamen sie durch Frage und Gegenfrage, Rede und Antwort von einem zum anderen, vom hundertsten ins tausendste. Zum ersten Male schüttete Sylvester voll sein Herz aus über das Korps, wie er sich dort fühlte, wie es ihm erging. Er fragte nach dem Leben zu Haus und dabei fand es sich, daß ihm die Mutter genau und so ausführlich, wie Sylvester es noch nie gehört, von den pekuniären Verhältnissen sprach, die nach ihrer Überzeugung abwärts gingen von Jahr zu Jahr.

Sylvester erinnerte sich wiederum jener Äußerung, halb verstanden nur, ohne sich der Tragweite bewußt geworden zu sein, die er vor Jahren der Mutter nachgesprochen:

— Wir sind arm!

Und von neuem, wie es ihm schon früher ergangen bildete er sich ein, dieser Augenblick, dieses Gefühl, dieser Gedanke müsse schon einmal in seinem Leben dagewesen sein:

— Ich glaube, ich bin schon früher einmal auf der Erde gewesen, Mutter. Irgendwo anders. Vielleicht als Blume oder als Tier .... In der Division haben

wir das auch schon gehabt .... daß man das geglaubt hat ......

Die Mutter lachte ihn aus, und schließlich mußte er selbst mit lachen.

31.

Wie alle anderen Kadetten hatte sich Sylvester für die Zeit bis Ostern einen Kalender angelegt, der über alles mögliche Auskunft gab: über die Zahl der Wochen, die noch zu durchleben waren, die Anzahl der Tage und Stunden. Die Mathematik war darin mit grün unterstrichen, mit einem hellen Giftgrün, das er als Wiesengrün unter seinen Planzeichenstiften gefunden. Von diesem „Stundenfresser", wie die Tabelle im Korps hieß, strich Sylvester mit größter Sorgfalt das Abgelaufene fort. Je näher Ostern herankam, desto mehr Unterabteilungen über jegliche Art von Dienst und Unterricht erhielt der Stundenfresser, bis er schließlich zur Instandhaltung fast die ganze Arbeitsstunde in Anspruch nahm.

Früher hatte der Gefreite diese Spielerei verboten, jetzt aber dachte er nur noch an sein bevorstehendes Examen und kümmerte sich von Tag zu Tag weniger um die anderen auf der Stube.

Sylvester war das sehr angenehm und er begann sich viel sicherer und wohler im Korps zu fühlen. Aber dennoch sehnte er die Sonntage herbei, mit dem Ausgehen, weil es doch etwas anderes war, eine Unterbrechung in dem ewig gleichen Tageswege.

Schon der Sonnabend hatte etwas Besonderes, denn es gab abends ein Ragout, das die Kadetten Urach nannten. Darauf freute sich Sylvester die ganze Woche. Dann der Sonntagmorgen mit den Vorbereitungen zum Ausgehen. Das besaß etwas Anheimelndes. Während der Kirche im großen Saal wußte Sylvester es so einzurichten, daß er möglichst weit nach hinten zu sitzen kam, und dann träumte er während der Worte des Geistlichen und überließ sich, oft in halbem Schlaf, seinen Gedanken. Fast nie hörte er zu, aber er ging gern zur Kirche, wegen dieses Brütens, in sich selbst versunken. Dann überlegte er sich, was er wohl auf Urlaub den Tag machen würde, und freute sich schon im Voraus darauf, alle wiederzusehen zu Haus. Er dachte daran, was es wohl zu essen geben möchte, denn die Mutter machte ihm jeden Sonntag eines seiner Lieblingsgerichte. Und endlich sann er nach über ihre Armut. die Beschränkung der Lebensführung bei den Eltern, die Sorge der Mutter um jeden Pfennig, den sie ausgab, und am Schluß immer wieder über sein geringes Taschengeld, das ihm kaum gestattete, wie andere das thaten, Sonntags früh erlaubnisgemäß sich ein paar Stück Streusel- oder Pflaumen-Kuchen zu bestellen.

Aber er fühlte fast eine Befriedigung darin, daß er zur Entsagung gezwungen sei. Ihm that es wohl, sich arm zu fühlen. Er war stolz, etwas bekämpfen, etwas überwinden zu können, und jeden Sonntag Morgen, wenn ihn Ulrich fragte:

— Essen Sie denn keinen Kuchen? — erwiderte Sylvester scheinbar gleichgültig, um den wahren Grund nicht zu verraten:

— Ach, ich mache mir nichts daraus!

Als nun noch dazu gegen Ostern seine Knabenstimme anfing umzuschlagen bald in der Fistel, bald im Baß zu klingen, und Röhrsdorff sagte:

— Sie mutieren ja, Geyer! — da war Sylvester sehr erfreut darüber, weil es ihm etwas Männliches, etwas Erwachsenes gab. Auf Urlaub den Schwestern gegenüber suchte er etwas darin, so tief zu sprechen als möglich, und jedem, der darüber lachte, wie ihm der Ton versagte, antwortete er ernst:

— Ich kann nichts dafür, ich mutiere.

Mit dem Eintreten der Mannesistmme wurde er immer sicherer in seinem Auftreten und am Versetzungstage, der ihn als Sechsten in die dritte Divsiion brachte, nahm er vom Gefreiten und von Röhrsdorff Abschied so gleichgültig und bestimmt, als ob er mindestens in der zweiten Division gesessen hätte. Gefreiter von Klippen war wie umgewandelt. Nun, wo er Sylvester nichts mehr zu sagen hatte und sich in Examenaufregung befand streckte er die Hand entgegen und sprach so freundlich er es vermochte:

— Leben Sie wohl, lassen Sie sichs gut gehen!

Sylvester nahm allen Mut zur Antwort zusammen und erwiderte, als ob er nie hätte Kadett oder Gefreiter sagen müssen:

— Adieu, Klippen!

Ohne sich umzublicken, ging er davon, aber als sie das Korps verließen, fragte er den schwarzen Ulrich, der nun endlich als Kadett der vierten Diviosin den ersehnten Degen tragen durfte:

— Was hat er denn für ein Gesicht gemacht, als ich ihn ganz einfach Klippen nannte?

— Der Klipperich? Een kolossal dummes, wie immer. Das war riesig schneidig von Ihnen. Röhrsdorff hat's auch gesagt.

— So? Röhrsdorff hat's auch gesagt! — meinte Sylvester mit innerem Frohlocken, äußerlich gleichgültig, wie sein Muster Röhrsdorff es gethan hätte.

Als er längst zu Haus war und der Familie seine Erlebnisse erzählte, fiel ihm plötzlich ein, daß er dem großen, blonden Steiger, der ihn damals im Anfang getröstet, nicht Lebewohl gesagt und das that ihm leid, aber nur für einen Augenblick, dann gewann er seine Haltung beginnender Blasiertheitsheuchelei wieder. Während des Urlaubes merkte Onkel Gottfried etwas von dieser neuen Art und Weise und sagte zum Hauptmann:

— Sylvester hat, finde ich, jetzt so was flapsiges .... so. — So ne Wurschtigkeit, eine dumme .....

Doch der Vater meinte nur:

— Das ist Wachstum. Er ist noch nicht sechzehn Jahr und schon ein Meter neunundsechzig!

32.

Auf der zehnten Korporalschaft war Sylvester geblieben und Röhrsdorff war sein neuer Stubenältester. Dieser hatte die Prüfung nicht bestanden, ausnahmsweise durfte er die erste Division ein zweites Mal durchmachen, worum sein Vater gebeten, weil er befürchtete, auf einer Presse möchte der Sohn vollkommen verbummeln. Doch mit der Würde des Stubenältesten und damit verknüpfter

Verantwortlichkeit hatte sich Röhrsdorff verändert. Er war nun unzugänglicher, beim Appell konnte er sogar unangenehm werden und in der Arbeitsstunde hielt er genau so auf Ruhe, wie es der Gefreite im Jahr vorher gethan.

Sylvester hatte keinen Stubendienst mehr, weil außer Ulrich noch ein zweiter Kadett der vierten Division auf die Stube gekommen war und noch ein Neuer der fünften, von Lintt geheißen, ein winziges, zierliches Kerlchen, das sich als Generalssohn schnell und sicher in das militärische Leben fand. Berckmann I hatte nun selbst eine Korporalschaft bekommen, Goldammer war in die zweite Division aufgerückt und somit der Vertraute des neuen Stubenältesten.

Jetzt ärgerte sich Sylvester über Röhrsdorff, weil er sich nun auch sehr förmlich von den Jüngeren Kadett von Röhrsdorff anreden ließ, was er doch im vorigen Jahre noch lächerlich gefunden. Von der Verwandtschaft der Familien Schirrmacher und Röhrsdorff war nicht mehr die Rede, ja es schien sogar, als ob dem Stubenältesten die ehemalige Vertraulichkeit des jungen Verwandten nicht sonderlich angenehm sei.

Eine Anrede suchte Sylvester immer zu umgehen, weil er fürchtete, nun auch Kadett sagen zu müssen. Wenn er glaubte, Röhrsdorff sei möglichst gut gelaunt, am Sonntag Morgen vor dem Ausgehen oder wenn er ihm sein Reißzeug borgen konnte, wagte es Sylvester, so flüchtig als es ging, mit halbem Verschlucken der Silben zu sagen:

— ... Röhrsdorff ...... nicht wahr .....

Aber immer hatte er das Gefühl sich eine Vertraulichkeit zu gestatten, die der andere einmal würde zurückweisen können. Am unangenehmsten war es ihm, daß er

nicht wußte, ob er, wie es alle jüngeren Kadetten thaten, Röhrsdorff um die Erlaubnis fragen mußte, während der Arbeitsstunde aufstehen zu dürfen. Am Anfang der Abendarbeitsstunde packte er auf seinem Platz am Tisch alle Bücher zusammen, nur um nicht in Verlegenheit zu kommen, die zweifelhafte Frage entschieden zu sehen. Wenn er nun einmal zufällig nicht die Bücher auf dem Tisch hatte, die er brauchte, so mochte er nicht fragen: „Bitte aufstehen zu dürfen!“ und zog es vor, lieber die betreffende Arbeit ganz zu unterschlagen. Hauptmann Schröder kam öfters während der Arbeitsstunde, ließ sich das Aufgabebuch zeigen und an der Hand dessen die fertigen Arbeiten vorweisen. Einmal fragte er ihn:

— Warum haben Sie die französische Übersetzung nicht, Kadett von Geyer?

Und Sylvester entgegnete aufstehend, wobei ihn sein Vorgesetzter wieder auf den Stuhl niederdrückte:

— Ich bin noch nicht dazu gekommen, Herr Hauptmann.

— Haben Sie die Bücher hier?

— Nein, Herr Hauptmann.

— Holen Sie die Bücher!

Nun mußte Sylvester dennoch aufstehen, aber er hatte doch wenigstens den Stubenältesten nicht gefragt. Eine Weile wohnte noch der Hauptmann der beginnenden Übersetzung bei, bis er das Zimmer verließ.

— Richt Euch! — rief Röhrsdorff und sämtliche Kadetten sprangen auf. Der Kompagniechef winkte ab, ließ setzen und schärfte noch im Hinausgehen dem Stubenältesten ein:

— Achten Sie mir auf den Kadett von Geyer. Wenn

er bis zum Schluß der Arbeitsstunde mit seiner Arbeit nicht fertig sein sollte, so haften Sie mir dafür, daß er heute abend nach der Freistunde noch bis zehn Uhr aufbleibt. Auf Ihrer Stube ist doch immer was los! Also passen Sie auf.

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — sagte ernst und wichtig der heitere und leichtsinnige Röhrsdorff mit einem wenig liebenswürdigen Blick auf Sylvester. Damit war das Vorgesetztenverhältnis, das Sylvester immer möglichst nicht zu beachten oder zu verwischen suchte, hergestellt. Röhrsdorff sagte zwar nichts, aber als das Signal herauskam zum Schluß der Arbeitsstunde und die Kadetten in den Schlafsaal hinüber gingen, um sich befehlsgemäß vor dem Abendessen die Hände zu waschen, fragte der Stubenälteste:

— Sind Sie fertig, Geyer, oder soll ich Sie aufschreiben lassen zum Aufbleiben?

Sylvester antwortete, während er die Seife weglegte möglichst gleichgültig, fast ohne sich herumzudrehen:

— Danke sehr. Ich bleibe nicht auf.

Diese Art und Weise reizte den Stubenältesten, den es ärgerte, daß er vom Hauptmann wieder Tadel bekommen, und Röhrsdorff ereiferte sich plötzlich und schrie,

— Nehmen Sie überhaupt die Beine zusammen, wenn Sie mit mir reden!

Sylvester erschrak, aber gehorchte unwillkürlich, indem er einen Augenblick Stellung nahm. Röhrsdorff ging hinaus und schlug die Thür zu, daß ein Stück Kalk herunter fiel.

— Er ist nervös heute abend! — meinte Ulrich lachend, während draußen der Schritt des Stubenältesten

auf dem Korridor verklang. Sylvester war so wütend geworden, daß ihm die Thränen im Zorn in die Augen traten. Goldammer der einzige, der noch mit ihnen im Schlafsaal war, sagte in seiner ruhigen Weise:

— Geyer, wissen Sie, Röhrsdorff ist wirklich riesig anständig, aber mit Ihnen ist doch ewig irgend ein Tröbel . . . . . .

Sylvester wischte sich, als er allein war, mit dem Schwamm über die Augen. Er war noch so aufgeregt, daß sein Arm dabei zitterte und nur ein Gefühl beherrschte ihn vollkommen: er wollte sich rächen, auf irgend eine Art und Weise. Beim Essen sprach er kein Wort, bis er wieder zur Freistunde auf der Stube war. Und keinen Augenblick verließ ihn der Gedanke, wie er es wohl machen sollte, um zu vergelten.

Am andern Morgen dachte er ruhiger. Er beschloß nun bloß so zu thun, als ob Röhrsdorff gar nicht vorhanden sei und setzte das auch bis zum großen Urlaub durch.

Während des großen Urlaubes machte Sylvester oft mit den Schwestern längere Spaziergänge und entdeckte dabei zu seiner großen Verwunderung, daß er sich gerade mit Mariechen sehr gut unterhielt. Sie ließ sich von ihm alle Einzelheiten des Lebens im Korps erzählen und schien für alles Verständnis zu besitzen. Dabei betrachtete er sie genauer und fand sie plötzlich hübsch.

Onkel Gottfried sagte einmal:

— Mariechen hat ein entzückendes Profil!

Sylvester sah sich jetzt die Schwester an und als er ihre senkrechte Stirn, die gerade fein geschnittene Nase, die leicht geschwungenen Lippen entdeckte, mußte er dem

Onkel beistimmen. Nun sah er alle Menschen auf das Profil hin an, um sein Urteil zu fällen. Dabei fand er zwischen Mariechen und der Mutter eine große Ähnlichkeit, auf die er bisher noch nicht geachtet gehabt.

Als kurz darauf ein Besuch kam, dem er nicht ausweichen konnte, weil er in den Salon platzte, in dem dieser sich befand, kam das Gespräch auf Familienähnlichkeiten. Der Besuch, Generalin von Enckenberg, deren Tochter gleichen Alters mit Fanny war, fragte Sylvester ob er nicht fände, das sich Fanny und Mariechen sehr ähnlich sehen. Der Kadett wußte nicht, was er antworten sollte. Die fremde Dame störte ihn, das Anstarren der übrigen von allen Seiten, und im selben Augenblick fiel ihm mit Schrecken ein, daß er unter dem Kragen des Waffenrockes keine Halsbinde trug, weil er sie vorhin der Erleichterung halber abgebunden. Er war so verlegen, daß es ihm schien, als drehe sich alles um ihn im Kreise. Und in dieser Aufregung entsann er sich nur des einen Wortes von Onkel Gottfried und wiederholte mechanisch:

— Mariechen hat ein entzückendes Profil!

Frau von Enkenberg hüstelte geziert:

— Wie Sie das alles gleich bemerken! Sehr richtig. Das Profil hat wohl Fanny nicht ganz so, aber sie ist doch auch sehr hübsch.

Die Tochter der Generalin fiel zustimmend ein und man überbot sich an gegenseitigen Schmeicheleien. Nachdem der Besuch verschwunden war, sagte der Vater zu Sylvester:

— Junge, wo hast Du nur das her: entzückendes Profil! Das ist famos den Nagel auf den Kopf ge-

troffen. Du bist ja ein Teufelskerl. Du wirst noch einmal ein ganz guter Unterhalter.

Sylvester schwieg beschämt, ob des unverdienten Lobes. Nur später wagte er einmal über seine Verlegenheit zu sprechen:

— Es ist mir gräßlich, so mit fremden Leuten zusammen zu sein! — erklärte er in Gegenwart Onkel Gottfrieds und der Eltern. Davon wollte jedoch der Vater nichts hören:

— Du mußt das aber lernen. Was willst Du denn nur um Gottes Willen machen? Du wirst doch später als Offizier gerade in Gesellschaft gehen müssen!

— Ich gehe nicht! — antwortete Sylvester, und der Hauptmann schon erregt werdend, sprudelte hervor:

— Dein Kommandeur wird Dirs einfach befehlen!

— Vater, außer Dienst darf er mir gar nichts befehlen!

— Oho, und ob. Lieber Sohn, dann kennst Du eben die Sache noch nicht!

Aber Sylvester ergab sich noch keineswegs, sondern behauptete:

— Ich lasse mir nicht befehlen.

— Dann wirst Du eingesteckt, mein Junge, und wenn Du dann noch nicht zur Vernunft kämst, würdest Du einfach verabschiedet!

— Das wäre mir ganz wurscht! — meinte trotzig Sylvester. Der Hauptmann aber bekam einen seiner Zornesanfälle und rief in kurzen Absätzen, während er in der Stube auf und niederlief:

— Das sind ja sehr nette Ansichten für einen angehenden Offizier . . . . das . . . das ist ja einfach . . .

Gehorsamsverweigerung .... Damit wirst Du freilich nicht weit kommen ... und ich kann Dir nur das eine sagen, wenn ich so etwas vorher hätte ahnen können, dann hätte ich freilich dem nicht zugestimmt, daß Du Kadett würdest. Dann, dann hättest Du allerdings lieber auf irgend einem gottvergessenen Gut an der polnischen Grenze Mist klatschen können, oder mit solchen Ideen — Häringe verkoofen meinetwegen ....

Er schwieg eine Weile, während Sylvester mit einem Armesündergesicht dastand und die Mutter ängstlich Onkel Gottfried ansah. Keiner sprach ein Wort, weil sie wußten, daß sie nur neuen Zündstoff geben würden und es immer am besten war, den Hauptmann ruhig ausreden zu lassen. Er schloß auch sehr bald seine Rede:

— Es wird wohl das Beste sein, bei solchen Ansichten, wenn ich Dich sofort aus dem Korps herausnehme, Sylvester. Was? Antworte.

Der Trotz gab zuerst dem Kadetten ein, ja zu sagen, aber ein flehender Blick der Mutter, die zum Zeichen, den Finger auf den Mund legte, hieß ihn keine Antwort geben. Der Hauptmann verlangte auch keine, sondern entschied sofort:

— Ich werde Dir aber nicht den Gefallen thun, lieber Freund, sondern Du magst Dir erst mal die Hörner ablaufen!

Dann kamen, weil es Essenszeit war, die Schwestern mit Tante Gustel herein und das Gespräch nahm ein Ende. Der Vater war wieder gut gelaunt und alles schien vergessen. Nur nach Tisch brachte Onkel Gottfried noch einmal die Rede darauf. Er konnte es nicht unterlassen, seine Zufriedenheit mit Sylvester auszudrücken:

— Weißt Du, Hanns, eigentlich hat der Bengel gar nicht so unrecht. Wenn ich mir denke, ich sollte mich so von jedem Menschen kommandieren lassen . . . Und ich muß sagen, Eigenart hat auch was Gutes. Vor allem für einen angehenden, jungen Mann. Sylvester ist ein guter Junge . . . . . mir gefällt das . . . . . .

Der Hauptmann hörte ihn ganz ruhig an, bis er trocken sagte:

— Bist Du fertig, Gottfried?

— Freilich!

— Gut, dann Schluß der Debatte. Was kostet übrigens die Cigarre, die Du da rauchst?

33.

Es war Herbst geworden und die Kadetten mußten an regnerischen Tagen während der Nachmittagsfreistunde von fünf bis sechs Uhr ins Exerzierhaus gehen, statt wie sonst in den großen, schönen, freien Park mit seinen weiten, versteckten Spazierwegen bis in das Thal der Priesnitz hinunter.

Sylvester war das nicht unangenehm. Er hatte noch immer keinen näheren Anschluß in seiner Division gefunden. Waren die Kadetten im Park, so verteilten sie sich nach allen Seiten. Fast stets fanden sie sich zu zweien zusammen und schritten Arm in Arm daher. Dabei wußte Sylvester nie recht, mit wem er gehen sollte, weil die übrigen sich meist schon vorher verabredet hatten. Er schloß sich dann, wie es gerade kam, einmal diesem und

einmal jenem an, aber es war ihm stets ein peinliches Gefühl, mit zweien zu gehen, von denen er nicht genau wußte, ob sie nicht lieber für sich allein blieben.

In den Freistunden jedoch, die in der Exerzierhalle abgehalten wurden, blieb des beschränkten Raumes halber alles mehr oder weniger vereinigt. An den Turngeräten wurden dann Übungen vorgenommen, vor allem am Reck, und stets stand eine große Anzahl von Kadetten im Kreise rundum. Irgend einer machte eine Übung, eine Welle oder Kippe oder Stemme, ein Kunst- oder Kraftstück, während die übrigen die Leistung beurteilten, bis sie ein zweiter nachmachte oder durch eine andere überbot.

Sylvester war gewandt in körperlichen Übungen, trotz der langaufgeschossenen, schmalen Gestalt, und was er gut machte zeigte er von Zeit zu Zeit, wobei er geschickt den Augenblick zu wählen wußte, wenn eine möglichst große Anzahl von Zuschauern sich versammelt fand.

Aber meist wiederholte er dasselbe: den Knieabschwung vom Sitz auf der Stange aus, den die Kadetten Glockenabschwung nannten, und den Riesenschwung, ein Abschwingen vom Stütz aus nach hinten, um frei an den Händen um die Stange kreisend mit dem Leib oben wieder das Reck zu berühren. Das war der Anfang zur Riesenwelle.

Bei den Kadetten galt die Riesenwelle als das Schwerste, als die höchste, turnerische Leistung, die alle erstrebten und die wenigen, die sie zeigen konnten, wurden von allen angestaunt. Es war Sylvesters höchster Ehrgeiz, sie zu lernen, doch trotz aller Bemühungen kam er über den Riesenschwung nicht hinaus. Jede Freistunde ging er ans Reck mit dem festen Entschluß, nun endlich

die ersehnte Riesenwelle zu machen. Dann nahm er so starken Schwung wie nur möglich, holte weit aus, sauste herum mit der Überzeugung, daß es nun gehen müsse, aber jedesmal knickte er mit den Armen ein, wenn es gerade hieß sie steif zu machen, um die Höhe zu gewinnen.

Dann sagten ein paar von denen, die immer zusahen und ihr Urteil abgaben, ohne je auch nur einen Klimmzug selbst zu machen:

— Das nächste Mal kriegt es Geyer fertig. Er hat doch den schönsten Schwung. Es liegt blos am Entschluß im letzten Augenblick.

Und diese Worte, die er auffing, thaten ihm wohl. Doch sie halfen nicht. Da er wußte, daß Onkel Gottfried selbst einst ein guter Turner gewesen war, fragte er ihn beim Sonntagsurlaub, wie er es machen müsse, um endlich die Riesenwelle zu lernen.

— Da kommt es gar nicht drauf an, mein Junge! — antwortete jedoch der Onkel. Sylvester ereiferte sich:

— Warum? Wenn ich die Welle könnte, so würde ich sicher eine Auszeichnung erhalten, Onkel. Die Besten kriegen nämlich Turnauszeichnungen, das sind weiße Streifen auf den Ärmeln. Man kann bis zu drei kriegen.

Doch auf Onkel Gottfried machte das keinen Eindruck:

— Sylvesterchen, hör mal, das sind Dinge, die Du später vielleicht erst mal kapierst, daß es nämlich in der Welt gar nicht darauf ankommt was, sondern nur wie. Ich habe Turner gekannt, die die schwierigsten Wellen und Geschichten konnten, aber alles wie die Affen und andere, die die Riesenwelle nicht konnten, aber dafür alles

andere Turnen so leicht, so elegant, daß einem das Herz im Leibe lachte. Dem jüngeren Menschen machen immer die Kunststücke Eindruck, erst später kommt man hinter das andere .....

Sylvester ärgerte sich darüber, daß er unrecht haben sollte, und hatte einen Augenblick den Gedanken, Onkel Gottfried verstände wohl eigentlich doch nichts vom Turnen. Früher wäre man noch nicht so weit gewesen wie jetzt. Deshalb sagte er:

— Onkel, die Katheten turnen nämlich ganz gut. Sie verstehen was davon.

Onkel Gottfried hatte seinen Gedankengang erraten und erwiderte spöttisch:

— Wir verstanden's auch. Übrigens habe ich Deine geliebte Riesenwelle als Junge auch gemacht, sogar mit Abschwung. Etsch! Monsieur, was sagst De nu!

Dann schlug er seinem Neffen vor, sie wollten nachmittags einmal in den Garten eines Bekannten gehen, wo ein Reck stünde, um die Sache von Grund aus zu studieren. Doch als sie eben aufbrechen wollten, klagte Sylvester mit einem Mal über einen Schmerz im Unterleib, und zwar überfiel er ihn so stark, daß er, der es sonst in knabenhafter Eitelkeit für feige hielt, bei einer Empfindung zu zucken, das Bedürfnis empfand, ein wenig ruhig sitzen zu bleiben.

— Er hat wahrscheinlich zu viel gegessen! — meinte der Vater, und die Mutter verbesserte, etwas ängstlich geworden:

— Nein, zu viel nicht! Du hast Dir angewöhnt schnell zu essen, Sylvester, das ist gar nicht gut!

Sylvester achtete nicht viel auf das, was um ihn ge-

redet wurde, weil die Schmerzen, wenn sie auch zuerst eine Weile nachgelassen hatten, nun immer heftiger wurden. Er legte sich endlich auf das Sofa im Salon, nachdem er sich den Waffenrock aufgeknöpft und die Mutter ihm einen warmen Umschlag gemacht hatte. Als es nicht besser wurde, verhandelten die Eltern miteinander, ob ein Arzt geholt werden solle, aber des Hauptmanns Ansicht, daß es nichts weiter sei und das Geld für den Doktor nur zum Fenster hinausgeworfen würde, blieb die entscheidende. Die Mutter in ihrer Besorgnis war für den Arzt gewesen, doch auch Onkel Gottfried beruhigte sie:

— Kadetten essen immer zu viel! — meinte er lachend. Und nach einiger Zeit schienen denn auch die Schmerzen nachzulassen, aber Sylvester fühlte sich doch ein wenig matt und angegriffen. Um acht Uhr mußte er schon wieder ins Korps hinaus, weil er etwa dreiviertel Stunde Zeit brauchte und die Kadetten um neun Uhr eingetroffen sein mußten. So erhielt er Sonntags stets schon um siebeneinviertel Uhr seinen kalten Aufschnitt und sein Bier. Heute bekam er Griesbrei und rohen Schinken, dazu diesmal Thee:

— Es ist besser, mein Liebling. Man kanns nie wissen und zu große Vorsicht schadet nichts! — sagte die Mutter, die ihren Sohn am liebsten ganz dabehalten hätte, um ihn zu Haus zu pflegen. Doch der Vater wollte das keinesfalls gut heißen:

— Wenn er krank ist, gehört er ins Lazarett, Liesbeth. Auf Urlaub krank werden ist immer eine faule Sache. Als ich noch meine Kompagnie hatte, war ich immer gegen die Kerls eingenommen, die auf Urlaub krank wurden und etwa nicht wieder kamen, weil sie sich über-

fressen oder besoffen hatten, oder weil der Schatz sie nicht fortlassen wollte, denn das sind die Gründe im militärischen Leben. Sylvester soll kein unsicherer Kantonist werden.

Auch der Kranke selbst sträubte sich gegen den Gedanken, etwa bei Muttern zu bleiben. Es wurde eine Droschke geholt und er fuhr ins Korps zurück, nachdem die Mutter ein paar Thränen vergossen. Unterwegs bekam Sylvester plötzlich einen derartigen Schmerzensanfall, daß er für den Augenblick wie sinnlos war und nicht wußte, was er beginnen sollte. Kalter Schweiß trat ihm auf die Haut. Erst nach einigen Minuten fing es an, ihm etwas besser zu gehen. Als er sich beim Offizier du jour, Leutnant Hahn, vom Urlaub zurückmeldete, fragte ihn dieser:

— Fehlt Ihnen was?

Sylvester konnte nur mit äußerster Anstrengung gerade noch antworten, daß er Schmerzen habe, als er einen solchen Anfall bekam, daß er sich setzen mußte. Leutnant Hahn bemühte sich um ihn, rief einen Gefreiten der ersten Division herein und ließ Sylvester ins Lazarett führen, das in dem obersten Stockwerke lag.

Der Arzt war nicht da, nur der Lazarettgehülfe vom Dienst, ein kleiner, freundlicher Mensch mit rötlichen Haaren und sommerfleckigem Gesicht, der ihn sofort zu Bett brachte, ihn mit dem Fieberthermometer maß und ermutigend sagte:

— Sie haben ein bissel Fieber, Herr Kadett. Aber wenig. 38,8 Grad. 's wird schon vorbeigehen.

Sylvester lächelte ein wenig müde und blieb ruhig liegen. Die Bewegungslosigkeit that ihm wohl und schaffte ihm eine kleine Erleichterung. So wartete er die Ankunft des Arztes ab, nach dem geschickt worden war. Endlich

gegen elf Uhr erschien Stabsarzt Doktor Bremer. Er war sehr sicher und ruhig. Sein fast bartloses Gesicht, in dem ein paar klare, blaue Augen leuchteten, flößte dem Kranken sofort Vertrauen ein. Zuerst hatte er mit dem Lazarettgehülfen gesprochen, nun wandte er sich an Sylvester:

— Auf welcher Seite haben Sie Schmerzen?

— Rechts, Herr Stabsarzt.

— Aha! Ausgesprochen rechts, nur rechts? Sie wissen es bestimmt?

— Jawohl, nur rechts!

Das schien den Arzt zu befriedigen. Er schritt nun zur Untersuchung. Als er die Gegend rechts berührte, zuckte Sylvester zusammen und stöhnte laut.

— Es wird vorbei gehen. Ängstigen Sie sich nur nicht! — sagte der Stabsarzt freundlich zum Kranken, der sehr entschieden antwortete:

— Ich habe keine Angst, Herr Stabsarzt.

Was es sei, erfuhr Sylvester nicht. Er erhielt auf die empfindliche Stelle eine Eisblase, die ihm wohlthat und bekam den strengsten Befehl, sich nicht zu rühren. Dann wurde ihm Ricinusöl eingegeben und im Laufe der Nacht ein zweites Mal. Die Schmerzen hielten noch an. Zu Zeiten wurden sie immer unerträglicher. Im Nebenzimmer lag der Lazarettgehilfe auf einem Bett angezogen und schlief. Er hatte Sylvester eingeschärft, ihn ja zu rufen, sobald er seiner bedürfe. Doch der Kranke überwand sich, so sehr er konnte, und kämpfte den Schmerz in sich hinein. Nur, wenn es zu arg wurde, glaubte er manchmal, es nicht mehr aushalten zu können und rufen zu müssen. Aber er überlegte sich noch, daß ihm der Wärter doch nicht würde zu helfen vermögen.

Und da kam ihm der Gedanke an die Mutter: die würde bestimmt jetzt an seinem Bett sitzen und seine Hand in der ihren halten, ihm Mut einzureden und ihn zu beruhigen. Schon ihre Gegenwart allein hätte ihm geholfen.

Er blickte sich in Not und Schmerzen in dem kahlen Lazarettzimmer um, durch die halb eingedrehte Gasflamme erhellt, vor die der Lazarettgehilfe einen halben Bogen Löschpapier gehangen, um die Blendung zu mildern. Sylvester dachte an seine kleine Stube zu Haus mit den alten, lieben Möbeln, die er von Jugend auf kannte, die ihm so vertraut und behaglich waren. Er dachte an sein Bett daheim, in dem er sich so wohl befand, weil er gleich hinein versank, so wie es ihm bequem war, und da überkam ihn eine große Weichheit und Ergriffenheit. In seinen Schmerzen fühlte er sich totunglücklich.

Wie seine Phantasie in Qual und Stille der Nacht wuchs, war es ihm mit einem Male, als müsse er sterben, und einen Augenblick wurde er schwach. Ganz langsam traten ihm die Thränen in die Augen, daß es ihm an den Schläfen herunterlief und auf das Kopfkissen perlte. Wie dann ein besonders schlimmer Moment kam, erinnerte er sich der Bitte der Mutter, am Abend, ehe er ins Korps fuhr, vor nun bald zwei Jahren, er sollte das Beten nicht vergessen.

Er hatte nie wieder daran gedacht, und er glaubte, der liebe Gott würde ihm helfen in seiner Not, wenn er das Unrecht gegen die Mutter gut mache. Darum faltete er die Hände und versuchte zu beten. Nur Worte fand er nicht, bis er schließlich in seiner Herzensangst hervor stieß:

— Lieber Gott, hilf mir! hilf mir! bitte, hilf mir doch!

Weil seine Gedanken dadurch abgezogen wurden, und die feste Einbildung seine Nerven beruhigte, war es ihm, als ob wirklich der Schmerz nachzulassen begänne, und er schlummerte ein wenig ein.

Am anderen Morgen, vor dem allgemeinen Anbringen, wie militärisch das Melden der Kadetten zum Arzt genannt wurde, erschien Stabsarzt Doktor Bremer im Krankenzimmer. Der Lazarettgehilfe meldete ihm, daß die wiederholten Dosen Ricinusöl ihre Schuldigkeit gethan hatten.

— Nun ist ihnen wohl leichter? — fragte der Arzt und Sylvester bestätigte es. Es quälte ihn nur, zu erfahren, woran er eigentlich erkrankt sei, doch es wurde ihm nicht mitgeteilt:

— Später nenne ich Ihnen den Namen. Es ist auch noch nicht ganz ausgemacht. Jetzt vor allem müssen Sie sich schonen, das ist die Hauptsache. Nicht bewegen. Ganz ruhig bleiben.

Damit ging der Stabsarzt davon und Sylvester blieb allein im Zimmer liegen, in dem die Vorhänge zugezogen worden waren. Das Fieber sank immer mehr und nach einer Woche waren die Schmerzen vollkommen verschwunden. Aber noch immer war vollkommenste Ruhe befohlen, wenn der Kranke auch lesen durfte und sich mit dem Lazarettgehilfen unterhielt.

Nun erfuhr er auch, daß die Mutter am Montagmorgen selbst dagewesen war, um sich nach seinem Wohlergehen zu erkundigen, und endlich erklärte ihm der Stabsarzt, was ihm gefehlt:

— Sie haben eine Blinddarmentzündung gehabt. Sind Sie nun befriedigt?

Sylvester war ebenso klug wie vorher, und sah den freundlichen, kleinen Mann in die klaren, blauen Augen:

— Was ist das, Herr Stabsarzt?

Der Arzt lächelte, einen Augenblick schwankend, ob er sich damit begnügen solle, oder ob er dem Kadetten eine nähere Erklärung geben könnte. Doch er entschloß sich, die Wißbegierde zu befriedigen:

— Sie sind ganz tapfer gewesen, drum will ich Sie belohnen. Außerdem müssen Sie, um Wiederholungen der Geschichte zu vermeiden, fortan vorsichtig sein, und das wird Ihnen vielleicht leichter werden, wenn Sie den Grund einsehen. Im menschlichen Körper existiert ein Blinddarm genannter Darm mit dem sogenannten Wurmfortsatz. Das ist ein ganz schmales, enges Därmchen, wie ein Finger lang und am Ende verschlossen. Eine Sackgasse also. Setzt sich nun dort unglücklicherweise etwas hinein, was eigentlich seinen Weg weitergehen sollte, so .... na, das führt zu weit. Kurz und gut, unverdaut Liegengebliebenes kann dann Entzündungen veranlassen: Blinddarmentzündung. Typhlitis stercoralis — was Sie übrigens freilich in ihrem Caesar nicht finden werden. Ergreift diese Entzündung nun das umgebende Bindegewebe, so wird die Geschichte schlimm — das nennen wir dann Perityphlitis. — Übrigens auch im bellum gallicum nicht zu lernen.

Stabsarzt Doktor Bremer schwieg. Sylvester hatte aufmerksam zugehört, nun fragte er mit nachdenklich gerunzelter Stirne:

— Habe ich Typhlitis oder Perityphlitis?

Der Arzt freute sich, daß sich der Kadett die Namen richtig gemerkt:

— Die leichtere Form hatten Sie, aber ich möchte Ihnen raten, sie trotzdem so schwer aufzufassen, als nur möglich. Nämlich, sich immer noch zu schonen und ganz ruhig zu liegen, und zwar, bis ich Ihnen erlaube, sich zu bewegen. Mit der Diät haben Sie sich in Acht zu nehmen. Jeder Leichtsinn kann Ihnen teuer zu stehen kommen. Darüber später. Denken Sie immer daran, daß diese Erkrankung wiederkehren .... und .. mal Ernst machen kann ... also Vorsicht .....

Dann gab der Stabsarzt zum ersten Male in der Behandlung Sylvester freundlich die Hand, sah ihn wie beifällig an, nickte ihm zu und ging.

Der Kranke fühlte sich sonderbar bewegt. Der ernste, ruhige Mann mit dem offenen, sicheren Blick hatte es ihm angethan. Wie er an ihn dachte, kam ihm unwillkürlich der Gedanke: wenn das Dein Freund wäre! Er hatte unter den Kadetten nicht einen einzigen, dem er sich näher verwandt fühlte. Und dennoch empfand er ein brennendes Bedürfnis nach Freundschaft, nach einem Vertrauten, dem er sein Herz auszuschütten vermöchte, nach einer Seele, die ihn verstünde.

Zum Stabsarzt besaß er grenzenloses Zutrauen, aber das war ja Unsinn, der war ja vielleicht mindestens noch einmal so alt wie er, wenn nicht älter! Dazu war er Kadett, und der andere .... Sylvester überflog wieder brennende Sehnsucht, fort zu sein aus dem Korps, erwachsen zu sein, die Schuljahre hinter sich zu haben, im Leben zu stehen. Eine Äußerung Onkel Gottfrieds fiel ihm ein:

— Die Ärzte sind die Wohlthäter der Menschheit.

In den Worten schien Sylvester eine tiefe Wahrheit zu liegen. Er wiederholte sich den Satz mehrmals, während er daran dachte, ob er nicht vielleicht verloren gewesen, wenn nicht der Blick des Arztes seine Krankheit erkannt hätte. Vielleicht hatte der Tod ganz nahe an seinem Lager gestanden, bis ihn die klaren, blauen Augen des Arztes verscheucht. Er war vielleicht am Ende gewesen! Am Ende, wie das seltsam klang, und er fing doch eigentlich erst zu leben an. Wenn es nun schon zu Ende gewesen? Dann hätte er ja nichts vom Dasein gehabt, und wäre vorher gegangen. Und er erwartete noch soviel vom Leben.

Bleiern überfiel es ihn da: hatte er wirklich viel vom Leben zu erwarten? Fehlten ihm nicht die Quellen zum Lebensgenuß? Würde das Dasein ihm etwas bieten? Waren sie nicht . . . arm?

Sylvester meinte die Bedeutung des Wortes erst jetzt recht zu verstehen, und er hatte das Gefühl, in seiner Krankheit gereift zu sein.

34.

Nach der Entlassung aus dem Lazarett mußte sich Sylvester noch immer schonen und wurde, da Weihnachten so wie so vor der Thür stand, sofort nach Haus beurlaubt. Die Mutter preßte ihn ans Herz und dem Vater wurde es vor Rührung schwer, ein paar Worte der Begrüßung herauszubringen. Der Kranke ward empfangen und gefeiert wie ein vom Tode erstandener.

— Weißt Du denn auch, daß Du sehr krank gewesen bist? — fragte ihn die Mutter einmal über das andere, ihn küssend und liebkosend. Und Tante Gustel meinte:

— Er sieht ein bißchen spitz aus!

Worauf der Hauptmann achselzuckend erwiderte:

— Naja, Naja! Ihr Frauenzimmer, was ihr immer alles findet. Wenn man krank gewesen ist pflegt man nicht ein Gesicht zu kriegen wie ein Posaunenengel.

Sylvester konnte jetzt über drei Wochen im väterlichen Hause bleiben, nur kam jeden Tag ein Lehrer von der Annenrealschule, der nach einem von Hauptmann Schröder gesandten Plan ein paar Nachhülfestunden zu geben hatte.

Als der Kadett erfuhr, daß jede Stunde vier Mark kostete, war er sehr erschrocken über die Ausgaben, die er von neuem verursachte und bat den Vater, ihm doch dieses Jahr nichts zu Weihnachten zu schenken. Der Hauptmann tröstete ihn:

— Du kriegst diesmal leider so wenig, daß es sich gar nicht lohnt, da noch Abzüge zu machen, mein armer Junge.

Seitdem sann Sylvester auf irgend ein Mittel, Geld zu erwerben. Er dachte daran, kleine Arbeiten anzufertigen, Laubsägereien oder dergleichen, die dann verkauft werden könnten. Onkel Gottfried belehrte ihn jedoch darüber, daß dabei kaum ein nennenswerter Verdienst herauskomme, und schloß:

— Aber mit Deinem Vater will ich mal über was anderes reden, was sich hören läßt! Mir ist zufällig etwas bekannt geworden, wodurch euch geholfen werden könnte! Es ist nur noch nicht ganz reif mit dem Plan!

Ein paar Wochen darauf, als Sylvester Sonntags auf Urlaub war, brachte es endlich der Onkel vor. Tante Gustel war mit den Schwestern einer Einladung zum Kaffee bei der Generalin von Enckenberg gefolgt, die Eltern waren mit Sylvester allein, der im Salon in einer Ecke saß und die Dresdener Nachrichten studierte. Der Vater hielt das Blatt, weil es unter „Lokales und Sächsisches" alles zu berühren pflegte, was in Dresden und Sachsen geschah. Das las Sylvester begierig, während ihm der politische Teil und das Feuilleton gleichgültig waren.

Onkel Gottfried begann:

— Hanns, durch einen Zufall habe ich einen Weg entdeckt, wie euch allen geholfen werden könnte. Wenn Du Dich melden willst, steht Dir der Posten offen. Sehr hübsch bezahlt.

Der Hauptmann begann aufzumerken und fragte:

— 'was für eine Art soll es denn sein?

— Nun, etwas ganz Lukratives.

— Ja, aber was denn?

— Was ganz Anständiges.

— Ich muß doch wissen, ob ich es kann und ob es für mich paßt, Gottfried!

— Es ist bei einer hiesigen Gesellschaft.

Zögernd fragte nun der Hauptmann:

— Gesellschaft? Was für eine Gesellschaft?

— Nun, eine Lebensversicherungsgesellschaft!

Weil der Hauptmann ein mißmutiges Gesicht machte und den Kopf schüttelte, setzte Onkel Gottfried beschwichtigend hinzu, indem er die Worte so schnell als möglich folgen ließ, damit der Bruder nichts dazwischen werfen könnte:

— Es ist ein durchaus anständiger Posten. Der Direktor der Gesellschaft ist auch Offizier außer Dienst. Für den Anfang würdest Du 2400 Mark bekommen, und noch dazu einen gewissen Prozentsatz vom Gewinn. Da dächte ich, müßte man mit beiden Händen zugreifen. Das ist doch eine ganz höllische Mehreinnahme für Dich, die sich mitnehmen läßt. Denke Dir mal an. Ganz abgesehen davon, daß die Einnahmen sich noch verbessern würden und zwar ganz wesentlich mit den Jahren. Also was sagst Du?

Der Vater, der schon eine Weile zu sprechen versucht platzte los, nachdem er Sylvester, dem die Mutter einen Wink gegeben hatte zu verschwinden, bedeutete sitzen zu bleiben:

— Sylvester, Du kannst das ruhig mit anhören. Du kennst meine Ansichten darüber. Du bist nun groß genug, um in solche Sachen in Deinem väterlichen Hause Einblick zu haben. Und es kann Dir nichts schaden, immer darüber unterrichtet zu sein, wie Dein Vater denkt. Ich brauche mir die Geschichte gar nicht erst lange zu überlegen. Ich weiß schon jetzt ganz genau, was ich zu antworten habe. Meine Antwort lautet: Nein.

— Das dachte ich mir! — sagte Onkel Gottfried laut auflachend. Der Hauptmann fuhr eifrig fort:

— Allerdings nein und zwar aus verschiedenen Gründen nein, von denen jeder für sich stichhaltig genug ist. Ich mag nicht um äußerer Vorteile willen von den Grundsätzen abweichen, die ich nun einmal mein ganzes Leben hindurch befolgt habe. Und ich mag nicht von Haus zu Haus laufen und den Leuten meine Versicherung aufschwatzen, um von jedem Schneider und Handschuh-

macher herausgeschmissen zu werden. Darauf läuft es doch am Ende hinaus. Und dann könnte diese meine Stellung geradezu den Mädels schaden, denn wenn ich an Hof gehen will, so kann ich nicht nebenbei als Agent herumlaufen. Soll ich etwa mir Visitenkarten machen lassen: Kgl. Sächs. Hauptmann a. D. und Versicherungsagent? Aber endlich noch das letzte: ich bin zu alt. Ich werde bald fünfundfünfzig Jahre und meine Altersgenossen sind jetzt Generäle. Da soll ich mein Leben beschließen mit einer Agentenstelle? Das mögen ganz ehrenwerte Leute sein, aber .... aber .... kurzum, wir sind zwar nicht reich, aber das Messer sitzt uns nicht an der Kehle. Übrigens, Gottfried, warum nimmst Du nicht die Stelle an?

— Sehr einfach, weil sie mir gar nicht angeboten worden ist. Ich bin in Betreff Rang und Würden gänzlich unbescholten. Sie wollen aber einen ehemaligen Offizier gern haben. Hauptmann klingt besser.

Da schlug der Vater auf den Tisch:

— Schockschwerebrett noch mal, siehst Du, und meinst Du, ich würde mit meinem ehrlich verdienten Offizierstitel Handel treiben? Den bezahlen Sie doch dann nur?

Onkel Gottfried wollte einlenken, aber der Bruder ließ sich nun nicht wieder beruhigen, und beim weiteren Gespräch kam es heraus, daß auch Onkel Gottfried keine derartige Stelle annehmen zu wollen erklärte. Doch nur, weil er sich seine Freiheit wahren wollte, die ihm das liebste auf der Erde sei.

Die Mutter war zuerst bei dem Vorschlag sehr glücklich gewesen, weil sie hoffte, daß auf diese Art die Finanzen

verbessert würden. Nun ärgerte sie sich über die schroffe Ablehnung ihres Mannes, und sagte zu Sylvester, ehe er ins Korps zurückkehrte:

— Mein Liebling, Dein Vater hat eben so seine Ansichten, aber Du kannst auch einmal hören, was Deine Mutter denkt. Ich möchte, daß Du nie den alten Satz vergäßest: Arbeit schändet nicht. Nicht wahr, Sylvester, Du wirst Deine alte Mutter nicht deswegen auslachen? Aber ich denke auch mein Teil, wenn ich auch nicht mitrede, wenn Vater und Onkel sprechen.

Sylvester nahm die beiden Hände der Mutter, die ein wenig rauh und schlecht gehalten waren, weil sie im Hause viel mit zugriff, anderen in ihrer Herzensgüte die Arbeit abnehmend, und führte sie an die Lippen, indem er ihr ins Ohr flüsterte:

— Mutterchen, Du hast recht, ich glaube Dir ganz allein.

Das Mutterwort vergaß er nicht, er dachte noch manchmal im Korps daran, und wie er zu Ostern als Kadett der zweiten Division nach Haus kam, mit einer guten Versetzungsnummer, über die allgemeine Freude herrschte, da nahm er die Mutter bei Seite, und sprach zu ihr:

— Mutter, ich will Dir einmal eine große Rede halten: weißt Du denn auch, was mir oft geholfen hat? Das war, was Du mir mal sagtest: Arbeit schändet nicht. Ich glaube, daran habe ich gedacht, wenn ich so recht faul sein wollte, weil welche in der Division sagten, arbeiten thäten nur die Rauhbeine.

Sylvester war überzeugt, daß wirklich das Wort der Mutter ihm geholfen, während thatsächlich die Nach-

hilfestunden, die vorzüglich gewesen waren, ihn vorwärts gebracht hatten.

Aber die Mutter war glücklich darüber, daß sie ihrem Lieblinge den Weg gewiesen.

35.

Nun, in der zweiten Division, fühlte sich Sylvester sehr sicher. Sein Stubenältester, Kadett Rose, war ein ruhiger, passiver Mensch, der mit allen auf der Stube in gutem Einvernehmen stand, und Sylvester schalten und walten ließ, wie er wollte, ganz abgesehen davon, daß die zweite Division immer als halb gleichberechtigt behandelt wurde.

Sylvester war stellvertretender Stubenältester. Er blieb früh nach dem Signal Reveille immer noch ein paar Augenblicke im Bett liegen, während die übrigen sofort aufstehen mußten und ihn der immer noch winzige, schwarze Ulrich, der mit ihm auf die zweite Korporalschaft gekommen war, neidisch betrachtete. Beim Antreten zur Durchsicht stand er nicht ganz still, wie die anderen, sondern erlaubte sich ein leises Vorsetzen des linken Fußes, und in der Arbeitsstunde erhob er sich, ohne zu fragen. Er meldete sich nicht mehr zur Stelle und sagte ohne Bedenken zu dem Stubenältesten: Rose.

Seines Vorsatzes blieb er jedoch eingedenk, selbst möglichst anständig gegen die Jüngeren zu sein. Er ließ sich auch von der dritten Division absichtlich und ausdrücklich Geyer nennen und niemals befahl er einem

jüngeren Kadetten eine Dienstleistung an. Es schmeichelte ihm, als infolgedessen Ulrich eines Tages behauptete:

— Sie sind unsinnig beliebt bei den Katheten!

Da er in die erste Exerzierklasse gekommen war, die mit Gewehr exerzierte, genau so wie die Infanterie, so machte er am 23. April 1877, zum Geburtstag des Königs, die Parade auf dem Alaunplatz mit. Dazu war die ganze Familie zum Zusehen gekommen, bis auf Onkel Gottfried, den militärische Schauspiele nicht interessierten, wie er behauptete. Einen Wagen hatten die Eltern ersparnishalber nicht genommen, weil die Mutter dagegen gewesen. Nun drängten sie sich hinter der Absperrungslinie in der Volksmenge, und sahen so gut wie nichts, nur die Helmspitzen der Fußtruppen und etwas mehr von den berittenen Truppen. Trotzdem behauptete der Hauptmann, der Vorbeimarsch der Infanterie sei nicht besonders gut gewesen, was er im übrigen sehr erklärlich fand, weil in neuerer Zeit nicht mehr so viel Wert auf das Drillen zur Parade gelegt werde, wie damals, als er seine Kompagnie noch geführt.

Sylvester war sehr stolz, zum ersten Mal in der Parade zu stehen. Er war so hoch aufgeschossen, daß er ins erste Glied gekommen, als dritter vom rechten Flügel.

Der kommandierende Offizier hatte beim Stellen auf dem Hofe des Kadettenkorps gerufen:

— Der Dritte da, nehmen Sie doch Ihre Nase zurück! — und das hatte Sylvester gewurmt und gekränkt, bis zum Einmarsch auf den Paradeplatz. Aber dort war alles vergessen.

Als beim Nahen des Königs die sämtlichen Regimentskapellen mit dem „den König segne Gott“ einfielen, lief dem Kadetten ein Schauer über den Rücken, und als die

Suite vorüberzog, bildete er sich ein, Majestät habe ihn ganz besonders gemustert, und die Freude war daran schuld, daß er fast das Kommando zum Einschwenken überhört hätte.

Der Vorbeimarsch war gut. Sylvester hatte sich angestrengt so viel als möglich, und die Knie durchgedrückt, bis sie ihn schmerzten. Wie es nun hieß, man hätte gefunden, daß die Kadetten fast am besten von allen Truppen am Musterherrn vorüber gekommen wären, da erzählte er es freudestrahlend auf Urlaub zu Haus.

— Ihr braucht Euch nicht besonders viel einzubilden, denn ich kann Dir sagen, wenn meine Kompagnie so vorbeigekommen wäre, so hätte ich sie acht Tage lang jeden Abend zwei Stunden nachexerzieren lassen! — antwortete der Vater.

In der kommenden Zeit ließ sich Sylvester sehr gehen. Nun, wo der äußere Druck auf der Stube von ihm gewichen war und er sich von Tag zu Tag ungenierter fühlte, begann er in allem sicherer und überlegener zu sein. Während des Unterrichtes störte er zuweilen, ließ, um Lärm zu verursachen, Bücher und Federkasten, scheinbar aus Versehen, herunterfallen, und machte dann ein sehr natürlich ausschauendes, erschrockenes Gesicht, wenn bei dem unerwarteten Lärm alles zusammenfuhr. Er wagte das nur bei den Civillehrern, während er bei den Offizieren, die Unterricht erteilten, sich ruhig verhielt.

— Zwischen den Paukern und den Offizieren ist doch ein Unterschied! — meinte er zu den Divisionskameraden, die sich über seine Scherze und Störungen freuten und ihn noch zu weiteren Thaten anspornten, um einen Ulk zu erleben, bei dem sie ohne persönliche Gefahr die Freude

des Zusehens haben könnten. Wenn Sylvester irgend einen Unsinn machte, wodurch er die Heiterkeit der übrigen erregte, so freute ihn das Kichern und Lachen, und er bildete sich ein, etwas ganz Besonderes zu thun. Er gab gereizte oder fast unverschämte Antworten, wenn er gefragt wurde, und nahm die Ermahnungen der Lehrer gleichgültig auf. Wenn sie aber drohten, ihn dem Kompagniechef zu melden, so konnte er ein so geringschätziges, verächtliches Gesicht als Antwort ziehen, daß die übrigen Kadetten dann mit einer gewissen Bewunderung von ihm sagten:

— Geyer ist kolossal frech. Er ist doch eigentlich riesig schneidig!

Sylvester liebte es, das zu hören. Nur übertrieb er mit der Zeit derartig, daß ihn endlich der Geographielehrer dennoch wegen ruhestörenden Lärmes meldete. Hauptmann Schröder behielt nach dem Mittagsappell Sylvester zurück:

— Herr Professor Dörmann hat sich über Sie beschwert, Sie hätten in der Geographiestunde Lärm gemacht. Das sei nicht das erste Mal und er habe Sie nur bisher nicht gemeldet, weil er mit Ihren Leistungen nicht unzufrieden wäre. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Ihnen bei der nächsten Klage keinen Sonntagsurlaub erteilen werde. Ich habe Umfrage bei den anderen Lehrern gehalten und ähnlich Ungünstiges gehört. Für dies Mal sollen Sie noch mit einer Verwarnung davon kommen.

Die Ermahnung des Kompagniechefs wirkte auf Sylvester nur insofern, als er wütend über den Geographielehrer war, und beschloß, sich zu rächen. In seinen

Vergeltungsgedanken wurde er noch bestärkt, dadurch, daß die Kameraden, die von Professor Dörmanns Meldung wußten, neugierig zu sein schienen, was Sylvester nun wohl thun würde. Sie stachelten ihn an, dem Lehrer eins auszuwischen, und der Kadett, der fürchtete, für feige gehalten zu werden, wenn er nichts thäte, nahm sich vor, in der folgenden Geographiestunde sein Mütchen zu kühlen.

Als ihn Professor Dörmann aufrief und Sylvester die Augen der ganzen Division auf sich gerichtet sah, prickelte es ihn, so zu thun, als ob er nicht gehört hätte.

— Kadett von Geyer! — rief der kleine, vertrocknete Mann, der trotz ergrauten Haares eigentlich mit seiner blühenden Farbe des bartlosen Gesichtes wie ein Junge ausschaute. Sylvester that wiederum, als habe er nichts bemerkt.

— Kadett von Geyer! — klang es nochmals, und immer noch war es, als ob der Gerufene in seine Karte versenkt sei, bis er auf einen erneuten Anruf empor fuhr, und als ob er ganz geistesabwesend sei und gar nicht wisse, wo er sich befände, rief:

— Nanu, was ist denn los?

Schallendes Gelächter der Kadetten antwortete und Sylvester stimmte am lautesten mit ein, weil ihm plötzlich die ganze Komödie unglaublich komisch vorkam. Nun konnte er sich gar nicht wieder beruhigen, er unterhielt sich über die grenzenlose Verlegenheit des Lehrers, dem so etwas noch nicht vorgekommen war und über die Gesichter der Kameraden, die ihn zum erneuten Lachen reizten. Durch sein Gelächter aber bekamen sie neuen Stoff und je stärker der Lärm wurde, desto unbändiger

mußte wieder Sylvester lachen. Es schüttelte ihn förmlich es würgte ihn ab, er wurde dunkelrot und die Division heulte fast vor Vergnügen, während Professor Dörmann käsebleich nach der Thür lief und das Zimmer verließ.

Nun ward der Skandal noch größer:

— Bravo, Geyer! Großartig, Geyer! Famos! — riefen die Stimmen der Kadetten durcheinander und Sylvester kam sich wie ein Sieger vor unter dem Toben, Klatschen, Lachen und Schreien. Aber nur einen Augenblick, dann kehrte ihm die Besinnung zurück und tötliche Angst überfiel ihn. Was hatte er gethan? Wie war er eigentlich dazu gekommen? Er verstand sich selber nicht. Das hatte er nicht gewollt. Die Thür sprang auf und ein Kadett der ersten Division erschien:

— Hauptmann Weise läßt um etwas Ruhe bitten!

Sofort wurde es still und einen Augenblick später trat mit dem Offizier du jour, Professor Dörmann wieder ein: Leutnant von Sargofski, der es war, blieb seitwärts stehen, während der Lehrer auf das Katheder trat und erklärte, daß er den Kadett von Geyer dem Herrn Hauptmann zur Meldung bringen werde, und nun von der Division vollkommene Ruhe erwarte. Der Unterricht ging ungestört fort und nach einer Weile verabschiedete sich der zu Hülfe gerufene Offizier mit einer Verbeugung gegen Professor Dörmann.

Sylvester konnte es kaum erwarten, bis die Stunde zu Ende ging. In der nächsten Zwischenpause war er doch etwas kleinlaut geworden, wenn er sich auch der anderen wegen Mühe gab, möglichst gleichgültig zu scheinen, und als ihn nach dem Mittagsappell der Hauptmann wiederum zurückbehielt schlug ihm das Herz, während er

wartete, bis er an die Reihe kam. Der Kompagniechef sprach nur ein paar Worte mit ihm. Er war sehr aufgebracht und fragte ihn kurzer Hand:

— Sind Sie denn nur eigentlich verrückt geworden?

Ein paarmal ging er dabei auf und ab. Während Sylvester so dastand, schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, er möchte etwa aus dem Korps entlassen werden, und die Eltern fielen ihm ein. Da blieb der Kompagniechef halten und sagte:

— Ich habe es Ihnen angedroht. Jetzt wird's Ernst. Sie bleiben nächsten Sonntag hier und werden an der Strafarbeitsstunde teilnehmen.

Als er in den Speisesaal kam, wo das Korps schon saß, empfingen ihn neugierige Gesichter. Der Stubenälteste, Kadett Rose, zu dem schon das Gerücht von Sylvesters Thaten gedrungen war, rief ihm entgegen:

— Nun, was hats denn gegeben?

Sylvester antwortete mit einer gleichgültigen, halb wegwerfenden Gebärde, während ihm jedoch in Wirklichkeit fast die Thränen nahe waren:

— Pah! Nächsten Sonntag nicht ausgehen.

Das Schlimmste war ihm der Brief nach Haus, der anzeigen sollte, daß er zum ersten Mal seit seinem Aufenthalt im Korps keinen Sonntagsurlaub erhalten würde. Da er fast niemals außer zu besonderen Gelegenheiten nach Haus schrieb, so wußte er, daß der Vater sofort vermuten werde, es sei etwas Außergewöhnliches vorgefallen. Deshalb verschob er den Brief bis Sonnabend abend und wartete auch dann noch bis fast gegen Schluß der Arbeitsstunde. Dann warf er so eilig als möglich auf das Papier:

Korps, 8. Juli 1877, abend.

Liebe Eltern!

Leider kann ich morgen nicht kommen. Ich bin nämlich bestraft. Vater muß aber nicht böse sein deshalb. Es ist nicht so sehr schlimm und ich kann gar nichts dafür. Nämlich der Geographielehrer, bei dem ich nicht gut stehe, hat mich hereinfliegen lassen, weil ich nicht gleich gehört habe, wie er mich gerufen hat, und dann, weil ich gelacht habe. Die ganze Division lachte auch. Vater braucht nicht weiter böse zu sein, denn es ist nun doch nicht mehr zu ändern und ich bin bestraft genug dadurch, daß ich im langweiligen Korps sein muß und nicht zu Euch kommen kann.

Viele Grüße an alle. Es küßt Euch mit der Bitte um Verzeihung

Euer

gehorsamer Sohn

Sylvester.

Für den Sonntagmorgen bestellte sich Sylvester ausnahmsweise Streusel-Kuchen und zwar soviel als möglich, davon aß er dann zum Frühstück blos einen Teil, während er sich den Rest für den Nachmittag aufhob. Zum ersten Male mußte er, nachdem Feldwebelleutnant Heinrich, an dem Sylvester der Siegelring auf dem Zeigefinger immer so unwiderstehlich unangenehm war, den Befehl verlesen hatte, wegtreten und in Drellhosen und Köperweste mit seinen Büchern zur Strafarbeitsstunde wandern, während er die übrigen neidischen Auges in Waffenrock den Degen umgehangen auf Urlaub gehen sah.

Nach der Arbeitsstunde wurde gegessen und dann mußte Sylvester von neuem in die Arbeitsstunde gehen, an der nur die Bestraften teilzunehmen hatten, während die anderen, die im Korps geblieben waren, weil sie keine Einladung bekommen, unter Führung des Offiziers du jour einen Spaziergang in die Dresdener Haide unternahmen.

Der Tag verstrich unsäglich langsam. Sylvester arbeitete nicht, sondern las aus Trotz die ganze Zeit in einem Geschichtswerke, das er sich für den Sonntag geborgt, und in dem ein Buchzeichen lag, dort wo sie gerade im Unterricht standen, sodaß beim etwaigen Eintritt eines Offiziers es den Anschein haben könnte, als hätte er sich mit Geschichte beschäftigt.

Draußen war es sehr heiß, die Sonne brannte vom Himmel nieder und auch in dem Hörsaal, in dem sie saßen, herrschte unerträgliche Glut, weil den ganzen Morgen über die Fenster offen geblieben waren. Da dachte Sylvester wehmütig an die kühlen Räume bei den Eltern daheim, wo nur die Nachttemperatur Einlaß fand, denn die Mutter pflegte dafür zu sorgen, daß schon früh um fünf Uhr im Sommer die Fenster geschlossen wurden. Der Kadett nahm sein Taschentuch, ballte es zusammen und legte es auf die Tischplatte, sich darauf stützend. Er wollte sich nur ein wenig ausruhen, wie er sich einredete, in Wirklichkeit jedoch war er nach einer halben Minute eingeschlafen.

Und er träumte. Er träumte, er habe sein Fähnrichs-Examen gemacht und sei im Begriff, sich ein Regiment zum Eintritt zu suchen. Der Vater sagte zu ihm, er könne gehen wohin er wolle, denn sie hätten jetzt Geld und da wählte Sylvester Ulanen. Er sah sich reiten vor

sich reiten vor allen den Pferden, vor allen den wehenden flatternden Lanzenfähnchen. Und Onkel Gottfried war plötzlich auch mit bei dem Regimente neben ihm und sagte:

— Sylvester, nicht wahr, Reiteroffizier ist doch das schönste, was es giebt!

Darüber freute er sich und fand es ganz natürlich, daß der Vater auch dabei war und ihm von weitem freundlich zunickte. Auch die Mutter erschien. Sie trug Uniform wie alle anderen und meinte zu ihrem Sohne freundlich lachend:

— Siehst Du, mein Liebling, ich bin auch wieder eingetreten!

Nur wußte Sylvester nicht recht, wie es eigentlich möglich war, daß die Mutter Uniform trug. Er hatte das dumpfe Bewußtsein, daß er nur träume, er glaubte zu spüren, daß es nicht wahr sein konnte das alles, aber es gelang ihm nicht, sich aus dem Traum loszuringen. Wie ihn das Phantasiegebilde wieder mehr und mehr umstrickte schwand ihm das Bewußtsein halben Wachens und alles erschien ihm als Wirklichkeit. Er war Kavallerieoffizier, Ulan, er hatte Geld, er war dem Korps endlich entwachsen, ein Mann.

Da rüttelte ihn jemand:

— Geyer, es ist ein Brief für Sie da!

— Was? Ja, ich ..... wie?

Sylvester fuhr auf. Es dauerte einen Augenblick bis er erfaßt hatte, wo er war. Ein Brief lag vor ihm mit der Handschrift des Vaters. Sylvester las:

Lieber Sohn!

Wir machen einen Spaziergang und ich werde diese Zeilen selbst bei dieser Gelegenheit im Korps abgeben.

Ich bin unzufrieden mit Dir. Du bist nicht nur bestraft, wie Du mir schreibst, sondern wir mit, die wir uns auf einen Sonntag mit Dir zusammen gefreut hatten. Und ich finde, daß die Sache um so schlimmer ist, weil sie mir einen üblen Beweis Deines Fleißes bringt. Du hast alle Ursache zu arbeiten, denn Du weißt, daß es Deinen Eltern sehr viel daran liegen muß, Dich bald versorgt im Regiment untergebracht zu sehen, damit sie wenigstens Deine Zukunft sichergestellt wissen, da sie leider nicht in der Lage sind, ein etwaiges teueres Pressenleben zu bezahlen, falls Du sitzen bleiben solltest und etwa das Korps verlassen müßtest. Ich kann Dir nur immer wiederholen, daß, je eher Du Offizier bist, Du desto eher uns eine schwere Sorge abnimmst. Wenn Du Dich aber gehen lässest und auf ähnliche Abwege gerätst wie auf dem Gymnasium, so bereitest Du dadurch Deiner Mutter einen großen Kummer und veranlassest mich, Mittel und Wege zu ergreifen, um dem vorzubeugen. Und das einzige Mittel, was ich in der Hand habe, scheint mir zu sein, daß ich Dir einfach, solange nicht Dein Kompagniechef Dir ein gutes Zeugnis ausstellen kann, keine Einladung zum Sonntag zu uns schicke ....

Sylvester las den Brief nicht weiter, er zerknitterte ihn und steckte ihn in die Tasche mit der Absicht, die er in der ersten Aufwallung gefaßt, bis zum großen Urlaub überhaupt nicht mehr auf Urlaub zu gehen. Und zwar freiwillig. Wenn der Vater ihm auch eine Einladung schickte, er würde sie dem Kompagniechef nicht einreichen. Dann wollte er doch einmal sehen, wer mehr bestraft wäre, der Vater oder er.

Von des Vaters Gnade wollte er nicht leben. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt und die Arbeitsstunde zu Ende war, ging er auf die Korporalschaft und setzte sich dort ans Fenster, um in den Park hinauszustarren und in bitterer Stimmung seinen Gedanken nachzuhängen.

36.

Sylvester blieb standhaft bei seinem Entschluß, nicht auf Urlaub zu gehen. Es mußten immer für jeden Ausgang eigens geschriebene Einladungen vorgewiesen werden, die dem Urlaubsgesuch beizuliegen hatten. Als nun die Einladung des Vaters kam, zerriß sie Sylvester und schrieb nach Haus, er wolle lieber den Sonntag im Korps bleiben, um zu arbeiten. Die Eltern waren damit einverstanden, weil sie es für Fleiß hielten, aber als sich dasselbe den Sonntag darauf wiederholte, schrieb der Vater, sie hätten ihn nun schon über drei Wochen nicht gesehen und er möchte sich doch mit seinen Arbeiten so einrichten, daß er Sonntags frei wäre.

Sylvester hielt aber seinen Trotz aufrecht und am vierten Sonntag endlich ließ der Hauptmann Schröder ihn vor dem Urlaubsappell zu sich ins Dienstzimmer kommen:

— Kadett von Geyer, Ihre Frau Mutter ist bei mir gewesen!

Sylvester war erstaunt. Er hatte einen Brief des Vaters an den Kompagniechef erwartet, aber nicht einen Besuch der Mutter. Hauptmann Schröder fuhr fort:

— Was haben Sie denn nur eigentlich? Wie kommen Sie denn nur dazu, freiwillig nicht auf Urlaub gehen zu wollen? Ich verstehe das nicht recht. Wen wollen Sie eigentlich damit strafen? Sich selbst oder Ihre verehrten Eltern? Ihre Frau Mutter? Wenn Sie das etwa wollen, so kann ich Ihnen nur sagen, schämen Sie sich, denn eine so vortreffliche, gute Mutter .... nun, Sie können Gott danken, daß Sie eine solche Mutter haben. Und ich erwarte von Ihnen, daß Sie diesen thörichten Trotz und Eigensinn aufgeben. Wie alt sind Sie denn?

— Sechzehn und ein halbes Jahr! — antwortete Sylvester etwas beschämt. Der Kompagniechef sah ihn fast geringschätzig an:

— Und in dem Alter machen Sie solche kindische Sachen. Da muckschen und tückschen Sie wie ein ..... ich kann's nicht anders nennen .. dummer Junge? Und in anderthalb Jahren wollen Sie in die Armee treten? Bei solchem Benehmen scheinen Sie mir eigentlich noch gar nicht reif dazu zu sein.

Sylvester stieg das Blut zu Kopf, daß er kaum mehr gerade aussehen und still stehen konnte. Der Zweifel an seiner Reife verletzte seine Eitelkeit. Der Hauptmann sah ihn also nicht für voll an, hielt ihn für kindisch. Schon das Wort kindisch empörte ihn. Und im ersten Groll darüber durchzuckte es ihn, auf des Vorgesetzten Frage, ob er, zum Zeichen, daß er vernünftig geworden, sofort auf Urlaub gehen wolle, schroff mit einem: „Nein, Herr Hauptmann“ zu antworten. Doch, im brennenden Wunsch, möglichst erwachsen beurteilt zu werden, entfuhr ihm, der plötzlichen Eingebung des Augenblicks folgend, doch:

— Zu Befehl, Herr Hauptmann!

— Das habe ich nicht anders erwartet. Ziehen Sie sofort Urlaubssachen an! — antwortete der Kompagniechef, und er war entlassen.

Eigentlich fühlte sich Sylvester mit dieser Lösung ganz einverstanden, und konnte nun, da er einmal auf Urlaub gehen sollte, den Augenblick nicht erwarten, bis die Szene mit dem Vater vorüber sein würde. Vor dem Empfang fürchtete er sich doch ein wenig. Doch er ward nur von beiden Eltern stürmisch in die Arme geschlossen, und die Mutter sagte mit leisem Ton des Vorwurfs:

— Sylvester, hast Du uns denn gar nicht mehr lieb?

— Doch, doch, Mutter! Liebe Mutter! — antwortete der Kadett.

Von der ganzen Angelegenheit wurde nun mit keinem Worte mehr gesprochen. Die Mutter hatte den Vater darum gebeten, damit ihres Sylvesters Herz sich nicht wieder verhärten sollte. Nur beim Fortgehen abends, ins Korps zurück, konnte sich der Hauptmann nicht enthalten, etwas zu sagen, weil ihn der Sohn um Geld gebeten hatte:

— Geld? Wozu? Wie kommst Du darauf? Wieviel?

— Ich habe nämlich die Sonntage im Korps mehr gebraucht, und habe mir etwas borgen müssen von einem Kameraden.

— Wozu borgen?

Sylvester zögerte mit der Antwort, bis es herauskam:

— Ich wollte doch etwas haben Sonntags, da habe ich mir, was wir dürfen, zum Frühstück Kuchen bestellt. Weil ich nämlich Hunger hatte.

— Dazu hast Du aber Dein Taschengeld!

— Ich muß mir Federn und Bleistifte kaufen, Hefte, Papier, Federkasten, Federmesser, Radiergummi, Nadeln, Zwirn, Knöpfe, Putzkalk, Putzpomade, Lederlappen, Lederlack, Knopfholz und .. und .. und noch eine Menge ...

Er hielt inne, weil er nichts mehr wußte, und setzte dann traurig hinzu:

— Bei zwei Mark fünfzig monatlich bleibt da nicht viel.

— Ja, ich kann Dir nicht mehr geben. Beim besten Willen kann ichs nicht. Es ist mir einfach unmöglich! — versicherte, ärgerlich auf und abschreitend, der Hauptmann. Vor dem Sohne blieb er stehen:

— Wieviel hast Du denn Schulden gemacht? Denn so muß man's eben nennen. Leisetreterei nützt da nichts. Das kommt von diesem dummen Eigensinn. Wir haben Dich nicht Sonntags, bloß aus alberner Tückscherei von Dir, und währenddessen läufst Du hin und pumpst. Du fängst frühzeitig an, das muß man Dir lassen! Denn die Höhe der Summe ist ganz gleich. Du hast eben Schulden gemacht! Und Du weißt, daß wir nichts übrig haben. Wieviel ist es denn? Ich will sehen, ob ichs bezahlen kann!

— Sechzig Pfennig! — sagte Sylvester kleinlaut, und der Vater, der, wenn er sich hineinredete, alles in seiner Phantasie vergrößerte, und schon auf einige zwanzig Mark gefaßt war, erstaunte dermaßen, daß er zu lachen begann, dem Sohne die Wange freundlich schlug und brummte:

— Dummer Junge!

37.

Nach dem großen Urlaub ging es besser mit Sylvester. Er hatte seine Periode des Trotzes überwunden, und verstand jetzt kaum mehr, wie er eigentlich auf den Gedanken gekommen war, freiwillig nicht auf Urlaub zu gehen, und, sich selbst zur Strafe, im öden Korps zu bleiben. Nun zog ihn etwas Neues auf Urlaub: eine Freundin der kleinen Ida, wie noch immer zu Haus die nun zu einem großen, schlanken, neunzehnjährigen Mädchen herangewachsene Schwester genannt wurde.

Sylvester hatte bis dahin mit größter Verachtung von Mädchen gesprochen, und sich um etwaige Freundinnen und Bekanntschaften seiner Schwestern niemals irgendwie gekümmert. Während des Urlaubs ging er an den Tagen fort, wo Freundinnen zum Kaffee kamen, oder am Sonnabend, an dem sich eine Anzahl junger Damen zusammen fand, um für arme Kinder Wäsche zu nähen, die der Armenverein lieferte. Er besuchte dann Onkel Gottfried, oder er lief mit dem Vater in die Dresdener Haide, was er eigentlich nicht sehr liebte, weil der Hauptmann dann gewöhnlich halbe Tage unterwegs zu sein pflegte.

Am Totensonntag blieb Sylvester zu Haus:

— Da besucht man sich nicht! — hatte die Mutter gemeint, und da sie obendrein nachmittags einen Kranz auf die Gräber der Großtante Clementine und des Majors legen wollten, so hatte Sylvester nicht fortgehen können. Er saß mit den Dresdener Nachrichten auf dem Sofa im Salon, in die genaue Schilderung eines Doppelmordes

vertieft, der ihn ungeheuer interessierte. Der Bequemlichkeit halber und zur Schonung hatte er seinen Waffenrock ausgezogen und trug eine Civiljacke. Die Schwestern arbeiteten und lasen. Da meldete das Mädchen:

— Fräulein von Schnitzer!

Sylvester sprang sofort auf, um zu flüchten, fand jedoch die Thür zum Arbeitszimmer des Vaters verschlossen, weil dieser sich eingeriegelt hatte, um an der Regimentsgeschichte zu arbeiten. Sie war noch immer in ihren Anfängen, da der Hauptmann sich fast nur mit Lesen alter Chroniken befaßte, die mit seinem Thema in irgend einem entfernten Zusammenhang standen. Ehe Sylvester sich nun durch das Schlafzimmer der Eltern retten konnte, trat Fräulein von Schnitzer auch schon ein und der Kadett machte ihr eine verlegene, linkische Verbeugung.

— Lassen Sie sich nicht stören, ich bitte! — sagte sie etwas laut sprechend in norddeutschem Accent. Sie that gar nicht dergleichen, als ob sie den Bruder ihrer Freundinnen nicht kennte. Doch er meinte die Form wahren zu müssen und sagte zu Ida:

— Bitte, Ida, stelle mich doch vor.

Diese hörte es nicht in der ersten Freude des Empfanges, und während die Schwestern die Neuangekommene umdrängten, blieb der Kadett abseits stehen. Er betrachtete die Fremde und fand sie wunderhübsch. Sie hatte schönes, starkes, schwarzes Haar und große, nußbraune Augen, die Sylvester anstarrten, während das Mädchen mit den Schwestern sprach.

Es war ihm mit einem Male, als ob er sich zu ihr besonders hingezogen fühlte und es schmeichelte ihm, daß

sie ihn so lange angesehen. Darum empfand er das Bedürfnis, sich wegen seines Anzuges zu entschuldigen. Und während er an seiner Jacke zurecht rückte und sich die Halsbinde herunterzog, sagte er energischer und lauter als vorher zu Ida:

— Willst Du mich nicht vorstellen?

Mariechen that es, denn Ida versicherte eben mit zwei Küssen rechts und links auf die Wange der Freundin, sie habe beim letzten Café bei der Generalin so reizend ausgeschaut wie noch nie. Als Mariechen nun mit einer Handbewegung sagte:

— Mein Bruder, liebe Lilly, den Du wohl noch nicht kennst! — machte Sylvester, bis an die Haarwurzeln errötend, eine tiefe, förmliche Verbeugung. Da er gegen das Licht stand, so war seine Verlegenheit nicht zu bemerken. Nur durch die Worte verriet er sich, denn es kam hastig und polternd heraus:

— Meine Uniform ...... ich habe keine an ...
... das heißt, ich bitte um Entschuldigung wegen des Jaquets.

Fräulein von Schnitzer antwortete mit unnötigem Gelächter und lauter Stimme:

— Ach, Herr von Geyer, das stört mich nicht, das bin ich von meinen Brüdern her gewöhnt. Einer steht nämlich bei den Franzern und der andere beim vierten Garderegiment.

Das „Herr von Geyer“ berührte Sylvester sehr angenehm. Er fand das junge Mädchen reizend. Doch das Gespräch war zu Ende, sie hatte sich den anderen Mädchen wieder zugewendet. Wobei sie freilich von Zeit zu Zeit Sylvester einen Blick zuwarf.

Er blieb noch ein paar Augenblicke stehen, dann raffte er sich auf, erschrak über sich selbst, und lief hinaus. Nun war es ihm, wie er auf seinem Zimmer saß, als gewahrte er unausgesetzt seine Nase, die ihm wie ein Schatten erschien, er mochte blicken, wohin er wollte. Er wußte, daß seine Nase groß war, und meinte, das junge Mädchen habe ihn deshalb so sehr angeblickt.

Sylvester fand sich häßlich. Er trat an den kleinen Spiegel, über seinem Waschtisch, und schaute hinein. Die Nase erschien ihm mächtig. Im Gedanken daran, daß er vor Fräulein von Schnitzer sich so ungünstig gezeigt, mit der verschobenen Halsbinde und dem Civilrock, stieg ihm allmählich die Röte wieder ins Gesicht. Diese unselige Eigenschaft des Errötens bei jeder Gelegenheit machte ihn unglücklich. Ob das junge Mädchen über ihn gelacht hatte? Ob sie ihn angesehen aus Interesse oder um sich über ihn lustig zu machen? Nur eines wußte er, daß sie ihm gefiel. Unausgesetzt dachte er an sie. Als sie längst fortgegangen war, trat ihm immer wieder ihr Bild vor die Seele. Es begleitete ihn auf dem Wege abends ins Korps zurück, es schwebte ihm vor, während der ganzen Woche, ununterbrochen.

Jeden Abend, ehe er einschlief, vergegenwärtigte er sich wieder Lillys Bild, das ihn anblickte, mit den großen, nußbraunen Augen. Aber er traf sie nicht, bis zum Weihnachtsurlaub, und er wagte es auch nicht, mit irgend einem Wort zu fragen, oder auch nur die Rede auf sie zu bringen. Bloß, wenn zufällig von ihr gesprochen wurde, horchte er begierig auf.

Endlich sah er sie wieder, an seinem Geburtstage. Sie war gekommen, um den Schwestern die wichtige

Nachricht zu überbringen, wer am morgigen Neujahrstage von jungen Mädchen nun mit aller Bestimmtheit bei Hofe vorgestellt werden würde.

Sofort streckte sie Sylvester die Hand entgegen, die er, wiederum errötend, nahm, und da sie einen Tisch in der Ecke des Salons stehen sah, auf dem, neben einigen Kleinigkeiten, ein Paar Militärhandschuhe vor einer Geburtstagstorte lagen, trat sie sofort auf den Kadett zu:

— Ich gratuliere, Herr von Geyer.

Nochmals gaben sie sich die Hand. Es durchzuckte Sylvester dabei, sie an die Lippen zu ziehen. Aber es war ihm gelehrt worden, sie nur Verheirateten zu küssen. Dann sah ihn Fräulein von Schnitzer wieder so groß an, daß er die Augen niederschlug. Sie fragte:

— Wie alt werden Sie denn heute?

Er antwortete, während ihm die Pulse schlugen, und es ihm war, als ob alle lächelten:

— Ich bin heute siebzehn geworden!

— Schon siebzehn! — meinte Lilly und fügte nach einem Augenblick hinzu, indem sie that, als berechne sie ihr Alter:

— Da bin ich ja älter als Sie!

Sylvester wußte nichts darauf zu erwidern, doch er fühlte eine Art von Überlegenheit aus ihren Worten, und er suchte möglichst schnell aus dem Zimmer zu kommen.

Aber immer wieder träumte er von ihr, und es begann, wenn er im Korps vor seinem Pult stand, sein Wunsch zu werden, in das kleine mittelste Nippesfach, das die Kadetten hatten, ihr Bild stellen zu können. Nur

wußte er nicht, woher er es bekommen sollte, denn den Schwestern wagte er sich nicht anzuvertrauen.

Bei anderen Kadetten hatte er so oft in diesem kleinen Raum, der ihr ganzes Besitztum an nicht dienstlichen Gegenständen aufnehmen mußte, Bilder von jungen Mädchen gesehen, und einzelne hatten ihm, wenn er in der Freistunde gekommen, um das Fach zu betrachten, auf seine Frage geantwortet:

— Das? Das ist meine Flamme. Aber Sie brauchen es nicht weiter zu sagen!

Der Ausdruck Flamme klang ihm in den Ohren. Er war glücklich, im Geheimen auch eine Flamme zu besitzen, wenn er auch niemand wußte, dem er sein Glück hätte mitteilen mögen. Nun dachte er darüber nach, wie er es wohl erreichen könnte, für sein Fach, in dem nur die Photographien der Eltern standen, die Lillys zu erhalten. Einmal suchte er Ida ein kleines Bild Lillys abzubetteln, als diese zufällig in seiner Gegenwart ihr Album durchblätterte. Die Schwester war erstaunt:

— Was willst Du denn damit, Sylvester?

— In mein Fach in meinem Pult thun!

— Wozu denn?

— Nur so!

Ida lachte, drohte mit dem Finger und meinte:

— Du, Du hast Dich doch nicht etwa verschossen?

Sylvester war böse, aber das Bild bekam er nicht Als Ersatz ließ er sich die Photographie von Mariechen geben, weil diese die hübscheste der Schwestern war, und die stellte er in sein Fach zwischen die Eltern.

Nun wartete er ab, bis irgend einer der Kameraden käme, um sein Fach anzusehen. Absichtlich ließ er die

Pultklappe offen stehen, und es gelang ihm auch, daß Ulrich ihn etwas zögernd fragte:

— Wer ist denn das?

Sylvester schwieg.

— Donnerwetter, ist die hübsch! Wer ist sie denn? — meinte da der kleine Schwarze, ohne eine Antwort zu bekommen. Er griff nach der Photographie:

— Erlauben Sie?

Doch Sylvester lachte und schlug schnell die Klappe zu, so daß er fast die Finger seines Stubengenossen mit eingeklemmt hätte. Während er sorgsam sein Pult verschloß und geheimnisvoll dazu die Augenbrauen in die Höhe zog, als sollte es bedeuten „ja, wenn Du das wüßtest", zuckte ein Blitz des Verständnisses über Ulrichs Gesicht:

— Ach so! Das ist wohl Ihre Flamme?

Endlich war das gewünschte Wort da. Sylvester pfiff und ging davon.

38.

Die stille Neigung für Lilly hielt an, obgleich Sylvester seine Flamme nicht wieder sah, weil im Winter fast jeden Sonnabend irgend ein Ball war, von dem sie sich Sonntags erholte.

Er dachte immerfort noch an sie, doch seine Arbeiten litten nicht darunter, denn er fand in Lilly einen Sporn zur Thätigkeit. Er bildete sich ein, daß, je schneller er das Korps durchmache, er desto eher sie als Offizier wieder-

sehen könne. Und dann schwebte ihm im Stillen der Gedanke vor, sie zu heiraten. Damit hatte er sich schon ganz vertraut gemacht. Wie das möglich sein würde wußte er noch nicht, aber es war seine feste Absicht geworden.

Bei diesem Brüten und Träumen verschob sich vollkommen ihr Bild und wuchs aus zu einem Wesen, dem er alles Edle, Gute und Schöne andichtete. Obgleich er nichts oder so gut wie nichts von ihr wußte, und obgleich das Urteil der Schwestern über sie nicht immer günstig gewesen war, nahm sie in seiner Fantasie eine fast überirdische Gestalt an.

Sogar ihr Äußeres veränderte sich in seiner Erinnerung mehr und mehr, je näher Ostern rückte. Die zwei Mal, die er sie gesehen, hatten nicht genügt, ihm ein feststehendes Bild einzuprägen, und er gewann mit der Zeit auch einen übertriebenen Eindruck von ihrer Schönheit, von ihren großen, nußbraunen Augen, von ihrem blauschwarzen Haar. In seiner Einbildung ward sie weich und hingebend, während sie in Wirklichkeit eher etwas Lautes und Burschikoses besaß.

Da er ihr nicht schreiben konnte, schrieb er öfters an die Schwestern und fing an, in diesen Briefen scheinbar zufällig nach Lilly zu fragen. Dann gab es ihm eine besonders erregte Stimmung, wenn die Antwort einlief, und er suchte, ob von seiner Flamme nicht irgend etwas darin stünde.

Die Aufschrift seiner Briefe: An Fräulein ..... machte ihm besonderen Spaß. Er liebte es, die Adresse, nachdem er in der Arbeitsstunde den Brief geschrieben, so zu legen, daß der Name verdeckt war, dagegen das Fräu-

lein zu sehen blieb. Wenn dann Ulrich sich die Augen verdrehte, um herauszubekommen, wer dieses Fräulein war, so fühlte sich Sylvester voller Genugthuung. Jetzt begann er auch mehr auf sein Äußeres zu geben. Seine Uniform war immer in Ordnung gewesen, weil das im Korps nicht anders ging. Aber Sylvester hatte bisher sein Haar stets Sommer und Winter der Bequemlichkeit halber ganz kurz getragen, wie rasiert. Nun fand er, das sehe doch zu jungenhaft aus und wurde darin durch den Friseur bestärkt, der an dem Tag gerade Eile hatte, nach Haus zu kommen:

— Sie sollten sich mal die Haare länger stehen lassen, Herr Kadett! — meinte der Mann und fügte, als Sylvester unsicher warum? gefragt hatte, hinzu:

— Es wird Sie besser kleiden. Es macht älter!

Das wollte er ja und er ließ sofort das Haar wachsen. Als es aber am Hinterkopf lang geworden war, ließ er es sich nur im Nacken stutzen, damit der Hauptmann nicht etwa über die „Schauspielerfrisur“ schimpfen sollte, wie er das öfters that. Auf der Stirn machte er sich eine Welle, indem er das Haar nach rückwärts strich und es einen Holm bilden ließ, wie die Kadetten sagten.

Dann schnitt er sich sorgsam die Nägel mit kleiner Spitze vorn in der Mitte und drückte sich mit der Nagelbürste das Fleisch auf dem Nagel zurück, wie er es von einzelnen gesehen, damit die „Monde“ erscheinen sollten.

Nur der Schnurrbart wollte noch nicht wachsen. Eine schüchterne Andeutung war da, mehr nicht. Dennoch rasierte sich Sylvester jeden Sonntag mit dem Rasierzeug des Stubenältesten, der es ihm borgen mußte, weil der Vater ihm noch keins hatte anschaffen wollen.

Er war sich nicht bewußt, daß alles dies zu Ehren seiner Flamme geschah und bildete sich ein, er thäte es, um als Kadett der ersten Division, der er sehr bald werden sollte, einen leutnantähnlicheren Eindruck zu machen.

Bei der Osterversetzung wurde Sylvester Fünfter unter vierzehn und erhielt, was ihm das wichtigste dünkte, eine Korporalschaft. Als er nach Haus fuhr mit einen kleinen Koffer, der seine Urlaubssachen enthielt, auf dem Bock der Droschke, war er strahlend vor Wonne.

— Ich bin Stubenältester! — rief er den Eltern schon im Hausflur entgegen. Er wurde auch gar nicht ernüchtert, als der Vater antwortete:

— Das wäre auch noch besser, wenn Du es nicht geworden wärst!

Sylvesters Herz war voll Sonne. Endlich hieß er Kadett der ersten Division, endlich lag nur noch ein einziges Jahr seiner Schul- und Kadettenzeit vor ihm. Und nun, während dieser Urlaubstage, würde er Lilly wiedersehen. Er war so glückselig und fühlte sich so viel fertiger und männlicher, daß er bei Tisch, wozu Onkel Gottfried eingeladen worden war, mit seiner nun entwickelten Baritonstimme fröhlich, laut, ohne die geringste Verlegenheit fragte:

— Was macht Fräulein von Schnitzer?

— Nun, was soll sie denn besonderes machen? — meinte der Hauptmann und Mariechen meinte etwas spitz:

— Sie kokettiert wahrscheinlich immer noch!

Sylvester verstand nicht, was das bedeuten sollte. Die anderen schwiegen und das Gespräch drehte sich schnell um etwas anderes.

Nachmittags wollte Sylvester durchaus in die Stadt

gehen. Einmal freute er sich, als neugebackener Kadett der ersten Division sich zeigen zu können, und dann hatte er im stillen die Hoffnung, er könnte irgendwo seiner Flamme begegnen. Doch niemand wollte mit, nur Onkel Gottfried that ihm endlich den Gefallen. Als sie eine Weile durch die Pragerstraße, die Hauptstraße Dresdens, geschlendert waren, wohin Sylvester gedrängt, sagte der Onkel:

— Lieber Junge, wie kannst Du nur von der kleinen Schnitzer reden?

— Warum denn, Onkel?

— Haben sie's Dir denn nicht geschrieben? Hattest Du denn in der letzten Zeit gar nichts gemerkt?

— Nein ....

— Bist Du aber naiv! Also denke Dir: Ida hatte einen Kurmacher, Leutnant von Renggert, und man glaubte schon, die Sache würde sich arrangieren; Geld hatte er genug, da Ida ja nichts hat. Da plötzlich schnappt die kleine Schnitzer Deiner armen Schwester den Kerl weg! 's ist eben ein kokettes Biest! Diese Manier, alle Herren anzustieren. Und dabei war ihrs ganz wurscht, ob alt oder jung. Sie hat mit mir ebenso gut kokettiert wie mit Deinem Vater. Mit jedem!

Sylvester wurde ganz eigen zu Sinn und er sagte nur mechanisch:

— Verlobt .... so ... die ... ach ....

Dann ließ er Onkel Gottfried reden, der ihm auseinandersetzte, daß seiner Ansicht nach der Verlust für Ida gar nicht besonders groß sei, denn, wer so ein Frauenzimmer, wie Fräulein von Schnitzer, sich zur Frau nehme, der tauge selbst nicht viel. Während des Spaziergangs

zwang sich Sylvester nur ab und zu einmal zu einem Wort, um seinen Zustand dem Onkel nicht zu verraten. In seinem Herzen fühlte er sich wie vernichtet. Der Schlag war so unerwartet gekommen, daß er es nicht fassen konnte. Immer wieder schweiften seine Gedanken ab und kehrten zur ungetreuen Flamme zurück. Eine unsagbare Bitterkeit bemächtigte sich seiner, wie etwas Knäuel-artiges, kam es ihm in den Hals und er schwerte ihm das Schlucken. Es flimmerte ihm vor den Augen, ein Schleier schien sich auf das ganze Weltbild herabzusenken.

Als er nach Hause kam, war er ganz einsilbig geworden, und auf die Frage der Mutter meinte er:

— Ich bin nicht wohl, ich habe Kopfschmerzen! — worauf sich der Hauptmann, der eine Klage seitens eines der Familienmitglieder nicht leiden konnte, ereiferte:

— In Deinem Alter schon Kopfschmerzen? Wie soll denn das später werden!

Sylvester zog sich bald aus dem Salon zurück, in dem man abends arbeitend, lesend, schwatzend saß, und beim Gute-Nacht-sagen küßte ihn die Mutter besonders zärtlich, als ob sie feinfühlig geahnt hätte, was in ihres Sohnes Seele vor sich ging. Er schloß sich ein, und überlegte hin und her, was ihm geschehen. Wenn sie ihm verloren gegangen war, dann hatte es für ihn auch gar keinen Sinn und Zweck mehr, sich im Korps Mühe zu geben. Wie lange er darin noch blieb, war ja nun vollkommen gleichgültig. Es war ihm jetzt, wie er sich einbildete, überhaupt alles gleichgültig, gänzlich, gänzlich!

In seiner Verbitterung nahm er eine Briefadresse von Lillys Hand, die er bisher wie ein Heiligtum aufbewahrt, nachdem er sie Ida entführt, zerriß das

Papier in hundert kleine Fetzen und verbrannte es im Ofen.

Doch als er zu Bett lag, kam eine neue Stimmung über ihn, und er sann nach, wie er es wohl machen könnte, um vor den Augen der Ungetreuen sich zu zeigen. Er fühlte den Drang, irgend etwas Besonderes zu begehen, was ihn aus der Menge herausheben möchte, und aller Blicke auf ihn lenken. Er wollte sterben, sterben vor ihr, den Opfertod für sie erleiden, während er ihr das Leben rettete. Und die Zeile aus dem Handschuh, den er einmal auf dem Gymnasium in der Quarta hatte auswendig lernen und deklamieren müssen, schwebte ihm auf den Lippen:

— Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!

Das stärkte und erhob ihn wieder. Fortwährend wiederholte er das Wort. Und allmählich verwandelte sich die Stimmung des Edelmutes wieder in Bitterkeit und schließlich in Verbitterung, die am Ende sogar sich in Haß verkehrte. Denn nun meinte er die Ungetreue hassen zu müssen. Er hatte die erste große, schlimme Erfahrung seines Lebens gemacht. Er redete sich in Verachtung gegen das ganze Geschlecht hinein, indem er, verallgemeinernd, hohnvoll sich den Satz zurecht legte:

— Alle Weiber sind falsch, untreu, gemein, schlecht!

Am nächsten Morgen wachte er, weicher fühlend, auf, wenn er an das Erlebnis des vergangenen Tages dachte. Während des ganzen Urlaubes trug er sein Leid mit sich herum, das täglich mehr verblaßte, und längst nur noch in seiner Einbildung bestand. Nur vor einem bangte ihm: vor einer Begegnung mit Lilly. Doch das Mädchen kam nicht zu den Schwestern. Sie hatte Ida einen



etwas verlegenen Brief geschrieben, um ihr Glück anzuzeigen. Darin stellte sie ihr Kommen in nahe Aussicht, aber sie erschien nicht.

Kurz ehe der Urlaub Sylvesters zu Ende ging, sah er sie von weitem auf der Seestraße. Die Mutter machte ihn auf die am Arm ihres Verlobten neben ihrer Mutter Schreitende aufmerksam:

— Sylvester, siehst Du nicht? Da ist ja die Lilly Schnitzer!

Sylvester erkannte sie kaum wieder, so hatte sich in seiner Phantasie ihr Bild verändert. Das Brautpaar ging auf der anderen Seite der Straße, ohne Mutter und Sohn zu bemerken. Es blieb an einem Wäschеladen stehen und die zukünftige Schwiegermutter des Leutnants zeigte etwas in der Auslage. Wehmütig, mit leisem Zittern der lieben, weichen Stimme meinte da die Mutter:

— Siehst Du, die sprechen wahrscheinlich von der Ausstattung für die Braut!

Das schnitt Sylvester tief in die Seele. Er fühlte, daß sie damit eigentlich sagen wollte: „Die Ausstattung, die eigentlich unsere Ida haben sollte!“

Deshalb antwortete er ihr in hellem Zorn, mit einem seiner Kadettenkraftausdrücke, auf die drei drüben deutend:

— Elende Schweinebande!

— Sylvester, was sind das für Worte! — ermahnte die Mutter. Doch damit hatte sich Sylvester alles vom Herzen geredet, was seine ehemalige, ungetreue Flamme betraf.

39.

Als Kadett der ersten Division war Sylvester mit einem Male ganz anders geworden. Er war sich seiner Würde und seiner neuen Verantwortung als Stubenältester vollkommen bewußt. Durch einen Zufall hatte es sich gefügt, daß er die zehnte Korporalschaft bekommen, in die er damals vor drei Jahren eingetreten. Nun hatte er des Klipperich Pult und Schrank bezogen und nahm am Arbeitstisch seinen Platz quer vor ein.

Wie er das erste Mal abends die Bierkaltschale austeilte, dachte er der Vergangenheit, die nun schon so weit hinter ihm lag und des Weges, den er bis hierher im Leben zurückgelegt. Und er, der früher niemals hatte warten können, daß die Zeit verstrich, dem die Stunden und Tage träg dahingeschlichen, hatte das Gefühl, als seien die letzten Jahre wie im Flug enteilt, als wäre ein Wunder geschehen. Sylvester gedachte der Empörung, die er damals empfunden, als der Gefreite von Klippen alle Rosinen der Bierkaltschale für sich behalten und er erinnerte sich des Versprechens, das er sich als kleiner Kadett der vierten Division gegeben, einmal später als Stubenältester kolossal anständig zu sein.

Nun verteilte er das Essen ganz gleichmäßig und gerecht, daß der Knirps aus der fünften, der noch nicht einmal den Degen tragen durfte, genau so gutes und reichliches erhielt wie er selbst. Auf der Stube ließ er sich nicht bedienen, sondern hielt seine Kleidung selbst in Ordnung, getreu des Vorsatzes, den er einst gefaßt. Nur Kadett ließ er sich nennen. Bis auf den der zweiten

Division, der ihn dem Gebrauche gemäß Geyer anredete, sagten alle ganz von selbst:

— Kadett von Geyer!

Er ließ es sich gefallen. Er hatte sogar das Gefühl, daß er in den Verdacht eines sich populär Machenden geraten könne, wenn er den anderen großmütig Freiheiten gestattete. Und er empfand, daß sich in jeder neuen Lage und Stellung im Leben trotz aller freimütigen Anschauung das Urteil und die Ansichten verschoben. Über vieles war er hinausgekommen, was er früher für richtig, für erstrebenswert gehalten. Ehemals hatte er immer gegen den Kadett vom Dienst eine Art Oppositionslust empfunden. Es hatte ihn empört, sich von einem anderen Kadett, den er nicht als Vorgesetzten ansah, sondern als Seinesgleichen, etwas anbefehlen zu lassen. Nun, wo er selbst die Mütze trug als Abzeichen seines Amtes, hatte sich auch hierin sein Empfinden verändert. Er wurde nicht grob, sondern befahl ruhig, oder bat sogar, wenn auch in entschiedenem Tone, aber ein Zögern seitens eines anderen Kadetten empfand er als Kränkung seiner Würde und im Geheimen als Nichtachtung seiner Person.

Einmal sprach er mit Onkel Gottfried darüber:

— Onkel, mir ist es, als ob ich anders geworden sei, seitdem ich Stubenältester bin!

Der Onkel lächelte:

— Das wirst Du noch oft im Leben erfahren, Sylvester. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Sieh mal, mein Junge, mit dem Sozialismus gehts bei den meisten Menschen auch so. So lange sie unten sind wird gewühlt, und wenn sie hoch kommen, die Würde verteidigt.

— Ach, die Sozialisten! — erwiderte Sylvester wegwerfend. Er wußte nichts von sozialen Zuständen, von unteren und oberen Volksklassen, von Parteigetriebe und Politik, aber er hatte nur die dunkle Ahnung, die ihm durch aufgeschnappte Worte des Vaters gekommen war, daß der Sozialismus etwas Verwerfliches sei.

Auf Sylvesters Korporalschaft lagen noch fünf Kadetten wie früher, aber er hatte das Glück, keinen Neuen zu bekommen, der immer Mühe und Unannehmlichkeiten schuf, sondern lauter ordentliche Leute zu haben, sodaß es fast nie etwas zu tadeln gab. Hauptmann Schröder war mit der zehnten Korporalschaft zufrieden und Sylvester war stolz, als einmal bei einem Stiefelappell mittags, wo seine Stube die einzige war, bei der sich alles in Ordnung befand, der Kompagniechef vor der ganzen Kompagnie sagte:

— Die zehnte Korporalschaft ist vom Appell mit Waffenröcken und Köperwesten morgen dispensiert. Ich bin mit Ihrer Stube zufrieden, Kadett von Geyer!

Von nun an begann der Ehrgeiz allmählich Sylvester zu erfassen und er fing an, sich in den Stunden Mühe zu geben, um zum großen Urlaub womöglich eine Auszeichnung zu erhalten oder gar Gefreiter zu werden.

Die Kadetten der ersten Division hatten in jeder Woche zwei Mal Reitstunde in der nicht entfernt gelegenen Militär-Reit-Anstalt. Das war Sylvesters Glück und Freude. Er erinnerte sich der Erzählungen des Onkel-Majors aus der Kindheit, über Reiterstücke und Reiterkunst. Alles Neue erhaschte der Jüngling immer eifrig und beim Reiten schien ihm eine neue Welt aufzugehen. Das Pferd mit allem, was dazu gehörte, ward sein Lieblingsgespräch, und da er sich Mühe gab und sich trotz seiner ungünstigen,

dürren, langen Beine, geschickt zeigte, so gelang es ihm bald, bei den Kameraden in den Ruf eines guten Reiters zu kommen.

— Geyer reitet riesig forsch! — hieß es, und Sylvester freute sich im Grunde seines Herzens darüber, wenn er auch äußerlich gelernt hatte scheinbar böse zu thun und das Lob als unverdient abzuwehren.

Jedesmal, wenn sie zu zwei und zwei zur Reitschule hinüber marschierten, klopfte ihm höher das Herz in Aufregung und Erwartung, welches Pferd er wohl dieses Mal bekommen würde. Denn die einzelnen Tiere genossen bei den Kadetten eines besonderen Rufes, je nach ihren vermeintlich guten oder bösen Eigenschaften. Zwei Rappen waren besonders gefürchtet: der große Rappe, weil man beim Aufsitzen auf Decke wegen seiner Größe schwer hinaufkam und er einen harten Trab ging, der einen fußhoch in die Höhe warf, und die böse Schwarze, wie in der Überlieferung der Kadetten eine Stute hieß, weil sie scheute und oft ohne jede Veranlassung Seitensprünge machte, die den Sitz kosteten.

Bisher hatte Sylvester Glück gehabt und war mit seinen Pferden immer gut ausgekommen. Doch jedesmal bangte er vor einem Wechsel, der ihn auf eines der verrufenen Tiere brächte und ihm so seinen Ruf verlieren ließen. Doch immer kam er darum, auf die Probe gestellt zu werden.

Zu Haus erzählte er mit Vorliebe von seinen Reiterfolgen, denen die ganze Familie lauschte. Dann gab der Hauptmann, der nie ein großer Reiter gewesen, wohl irgend ein Erlebnis mit einem seiner Pferde zum besten, aus seiner Zeit als Bataillonsadjutant oder Kompagniechef:

— Ich habe immer Pech gehabt! — sagte er.

Sylvester fragte:

— Wieso, Vater?

— Mit Kauf und Verkauf, meine ich. Ich habe während meiner Dienstzeit immer an den Pferden verloren. Sie wurden lahm über Nacht, möchte ich sagen, nachdem ich sie eben erst teuer gekauft hatte. Es giebt eben Menschen, die anfangen können, was sie wollen — immer geht es schief. Das ist in unserer Familie stets und ewig so gewesen. Wir sind nun mal nicht geschaffen, um Geld zu machen. Übrigens soll ein Gentleman auch nichts profitieren wollen an den Gäulen, denn immerhin nähert er sich sonst bedenklich dem Pferdejokel, und von derlei Leuten wollen wir uns doch immer noch unterscheiden, hoffe ich.

Die Mutter machte dazu ein wehmütiges Gesicht, denn sie dachte an das viele, schöne Geld, das früher in des Hauptmanns Pferde gesteckt worden und fast regelmäßig, durch seine Gleichgültigkeit und seine Mißachtung des Gewinnes verloren gegangen war. Als Sylvester des Vaters Äußerung über seine Pferde Onkel Gottfried erzählte, lachte dieser laut auf:

— Siehst Du, Junge, das sieht Deinem Vater ähnlich. Ich glaube, wenn ihm jemand heute sagte, er könnte auf leichte Art, zum Beispiel, wenn er dreimal um die Kreuzkirche liefe, eine Million gewinnen, er würde das entrüstet ablehnen, weil die Geyers nun mal seit dem Jahre 490 vor Christi Geburt sich auf solche Sachen nicht geaicht gefühlt hätten. Nebenbei hat er sich seinerzeit nie um sein Pferd gekümmert und der Bursche auch nicht. Da ist es also kein Wunder ......

Lange dachte Sylvester über diese Antwort nach. Er wußte nicht recht, wem er recht geben sollte. Aber schließlich neigte er eher den Ansichten des Vaters zu, weil er, wenn er auch gern etwas mehr Taschengeld gehabt hätte, doch am Ende nichts entbehrte.

— Was würde ich machen, wenn ich heute eine Million besäße? — fragte er sich und fand in seiner Bedürfnislosigkeit und seiner Unkenntnis vom Wert des Geldes nur die Antwort:

— Ich würde mir Sonntag abends soviel Wurst und Chokolade als möglich kaufen und mit ins Korps schleppen!

Dazu bedurfte es aber, wie er einsah, keiner Million. Doch er schwieg von da ab von seinen Reiterlebnissen, bis ihn der Reitlehrer, Premierleutnant von Dreiwerden von den vierundzwanzigsten Husaren, auf den großen Rappen setzte mit den Worten:

— Kadett von Geyer, Sie können mal den Schinder da reiten, Ihr Kamerad Schlitting ist zu klein dafür!

Ein beklommenes Gefühl überkam doch Sylvester, als er mit einem:

— Zu Befehl, Herr Leutnant! — mit dem kleinen Schlitting tauschte, der ganz erleichtert aufatmete, weil er auf dem großen Rappen fortwährend mit dem Herunterfallen gekämpft hatte.

— An die Pferde! — befahl Leutnant von Dreiwerden, und nun kam das Aufspringen.

Sylvester wußte, daß sein Ruf auf dem Spiele stand, deshalb nahm er die Mähne fest in die linke Hand, und griff mit der rechten unter den Obergurt der Decke, sich etwas hinauf zu ziehen. Er strengte alle Willenskraft an, um auf das hohe Tier zu kommen. Einen Augen-

blick drohte er wieder herab zu rutschen, und wollte verzweifeln, aber als er allen Willen zusammennahm, immer von dem Gedanken einer Niederlage verfolgt, gelang es ihm endlich, in Stütz zu kommen. Er saß auf dem Rücken, der Rittmeister ermahnte ihn:

— Das Tier geht ganz ruhig. Lassen Sie sich nur ein bißchen werfen, dann gehts.

Eine Weile wurde noch im Schritt herumgezogen, dann angetrabt. Zuerst meinte Sylvester, es würde nicht gehen, so hart und hoch warf ihn der steife Gaul, und bei der nächsten Ecke drohte er zu fallen, doch ein:

— Nach innen sitzen! — des Reitlehrers munterte ihn auf. Er kämpfte tapfer. Einen Moment glaubte er, der Atem würde ihm fehlen, dann ging es plötzlich wieder, aber er konnte doch nicht den Augenblick erwarten, daß endlich das erlösende „Eskadron — Schritt“ käme. Als es dann ertönte, und er nicht nur oben geblieben war, sondern auch seinen Abstand vom Vordermann ganz gut gehalten hatte, fühlte er sich glücklich.

— Kadett von Geyer, Sie können den Schinder weiter reiten! Sie haben Anlage! — sagte ihm dann, beim Abmarsch ins Korps, nach der Reitstunde, Leutnant von Dreiwerden. Vier Wochen darauf bekam Sylvester, der sich mit seinem großen Rappen gut eingerichtet hatte, als Erster die Erlaubnis, Sporen zu tragen, und die Kameraden sagten:

— Geyer ist der beste

Als längst der große Urlaub vorbei war, und Weihnachten nahte, meinte der kleine Schlitting, der noch immer fast jede Reitstunde einmal herunterfiel, zu Sylvester mit etwas neidischem Stimmklang:

— Sie gehen doch zur Kavallerie, Geyer, nicht wahr?

Da fiel ihm ein, woran er jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß die Kadetten der ersten Division sich demnächst für eine Waffengattung entscheiden mußten, und ihre Wünsche anzugeben hatten, bei welchem Regiment sie gern eintreten wollten. Es blitzte in ihm die Hoffnung auf, dennoch zur Kavallerie gehen zu können. Er antwortete daher, halb selbst überzeugt:

— Natürlich, ich will zur Kavallerie!

Nun begann er, darüber nachzusinnen. Der Gedanke, der einmal in seine Seele gefallen, verließ ihn nicht mehr: es müßte dennoch möglich sein. Er überlegte sich allerhand, wie man wohl die Ausgaben einschränken könnte. Vor allem handelte es sich bei der Kavallerie um die Anschaffung eines eigenen Pferdes und eins brauchte er ja nur, denn er bekam ja ein Chargenpferd geliefert. Die Unterhaltung — die Rationen — für beide Tiere — gleichfalls. So rechnete er sich aus, es müsse gehen, da nun bei Infanterie wie Kavallerie die Uniform doch einmal zu bezahlen sei, und man, wie er sich in seinem Kadettengesichtskreis einbildete, als Reiter auch nicht mehr verbrauchen könne, für des Lebens Notdurft, wie als Fußgänger. Es handelte sich also nur um die Anschaffung des Pferdes.

Das würde ihm freilich der Vater nie kaufen können und wollen, aber vielleicht that es Onkel Gottfried. Oder irgend ein Freund. Und da fiel ihm Gabler ein. Der hätte es gekonnt. Sylvester hatte vernommen, daß des Dicken Vater gestorben war, und er wußte ja noch von der Schulzeit her, daß Frau Gabler alles für den Sohn

that, was er nur wünschte. Wenn er sich nun an Gabler wandte. Freilich hatte er ihn seit seinen Kadettenjahren nur ein einziges Mal von weitem gesehen, weil er sich nicht mehr in Dresden befand, sondern in London, wo er schon mit siebzehn Jahren nach absolvierter Handelsschule in ein großes Tuchexporthaus getreten war.

Nur flüchtig, ein paar Sekunden, hatte Sylvester an den Freund gedacht. Er schämte sich, darauf gekommen zu sein, des ihm nun Fremden Güte in Anspruch zu nehmen, der jetzt vielleicht geantwortet haben würde, wie er zu solchem Dienst käme, da er ihn Jahre hindurch vollkommen geschnitten.

Und warum hatte er eigentlich den ehemaligen, besten, einzigen Freund so vernachlässigt?

Er hatte im Kadettenkorps noch immer keinen Menschen gefunden, den er wirklich hätte Freund nennen dürfen, wenn er auch beliebt war und mit allen gut stand. Er begriff nicht, was ihn vom dicken Gabler ferngehalten. Er fühlte, daß die Entfremdung durch die Verhältnisse entstanden war, aber daß er leicht die Umstände hätte überwinden können, wenn er nur gewollt.

Und er dachte nach, über seinen bisherigen Lebensgang. Immer nur hatte er in die Zukunft geblickt und niemals auf einem Halt die Augen rückwärts gewandt. Nun überflog er seine Vergangenheit, seine Kinderjahre, von denen er nicht mehr allzuviel wußte, in denen nur Tante Clementinens freundliches, runzliches, altes Antlitz erschien und Onkel Major mit seinen Geschichten, die ihn als Knabe so gelangweilt hatten. Sylvester merkte, daß er eigentlich von beiden keine ganz sichere Vorstellung mehr hatte, obwohl er doch schon zehn Jahre alt gewesen,

als sie gestorben waren. Vor seinem geistigen Auge sah er sie so, wie sie auf den Photographien ausschauten, die im Salon hingen, und nach Ansicht der Eltern niemals ähnlich gewesen waren.

Die Kadettenhauszeit schien wie im Traum verflogen, da er endlich fast am Abschluß seiner Erziehungsjahre stand. Nun konnte er das Examen gar nicht mehr erwarten. Er war nicht Gefreiter geworden, wie er im stillen gehofft, sogar nicht einmal „Ausgezeichneter“, aber er hatte dennoch alles Vertrauen für Ostern, denn in den Stunden leistete er ganz Gutes, und an seiner Nicht-Beförderung war nur ungenügende Aufmerksamkeit schuld gewesen.

Seine Pläne mit der Kavallerie wagte er dem Vater noch nicht mitzuteilen. Er nährte sie nur im stillen, aber er war fest überzeugt, daß sie glücken müßten, und er schwor sich alle mögliche Entsagung zu, wenn er nur seinen Wunsch erfüllt sähe.

Der kleine Schlitting hatte, wie Sylvester wußte, zwei Brüder bei der Kavallerie in Preußen, und sollte selbst bei den Ulanen in Posen eintreten. Ihn fragte er:

— Was, glauben Sie denn, das man wohl so etwa bei der Kavallerie braucht?

— Sehr verschieden! Wo soll es denn sein, Gardekavallerie oder Provinz? — meinte wichtigthuend der andere. Sylvester antwortete zögernd:

— Nun, bei einem ganz billigen Regimente!

Schlitting besann sich, dann zuckte er die Achseln:

— Wissen Sie, Geyer, in Sachsen, das weiß ich nicht recht. In Preußen, denke ich, so monatlich hundertzwanzig Mark ist wohl sehr billig.

Sylvester war erschrocken darüber, und konnte sich nicht enthalten, auszurufen:

— Was, so viel?

— Das ist doch nicht viel! — antwortete Schlichting blasiert.

Nun machte sich Sylvester seine Berechnung. Er war über die Auskunft sehr traurig, denn so viel hatte er allerdings nicht erwartet. Doch er überschlug es sich in Gedanken, obwohl er keine Ahnung hatte, was er wohl etwa brauchen würde. Dabei kam er zum Ergebnis, daß für ihn sechzig Mark mit dem Gehalt ausreichen mußte.

Die, glaubte er, würde ihm der Vater doch bestimmt geben können.

40.

Der Augenblick war für Sylvester gekommen, den Vater zu fragen, wo er eintreten solle, denn beim Beginn des Weihnachtsurlaubes hatte Hauptmann Schröder den Kadetten der ersten Division gesagt:

— Wenn Sie vom Urlaub wieder eintreffen, so bitte ich Sie eine väterliche Bescheinigung mitzubringen, des Einverständnisses Ihrer Regimentswahl.

Da Sylvester nun zur letzten Versetzung im Korps doch noch die Auszeichnung erhalten, das heißt eine grün und silberne Schnur über dem Ärmelaufschlag, die nur die Besten bekamen, so war der Empfang zu Hause voller Freude. Am Abend waren die Schwestern mit Tante

Gustel ausgebeten und die Gelegenheit, wo die Eltern allein blieben, schien günstig, um zu fragen. Sylvester sagte, als er den Vater mit der Mutter am Schreibtisch, Wirtschaftsangelegenheiten ordnend, fand:

— Darf ich etwas ... störe ich, Vater?

— Nein, was willst Du, Sylvester?

— Der Hauptmann will eine Entscheidung von uns, wo wir eintreten sollen, und Du mußt mir bitte bescheinigen, daß Du damit einverstanden bist. Da möchte ich gern wissen, was ich sagen soll!

— Setz Dich mal hierher, Sylvester! — antwortete der Vater und nahm eine ernste Miene an, während er der Mutter bedeutete, gleichfalls Platz zu nehmen. Dann schwiegen sie eine Weile alle drei, und Sylvester hatte ein erwartungsvolles, fast feierliches Gefühl, denn er wußte, daß sich in dieser Stunde sein ganzes Leben entscheiden würde. Der Hauptmann legte die glimmende Cigarre vorsorglich auf den Aschenbecher, dann begann er, nachdem er sich einige Male verlegen geräuspert hatte:

— Du kannst Dir denken, mein lieber Sohn, daß ich auf diese Frage vorbereitet gewesen bin und bereits über Deine Zukunft reiflich nachgedacht habe. Und wie Du weißt bei Deinen Eltern, nicht nur ich, sondern Deine Mutter genau so ....

Er machte eine kleine Pause, die Mutter nickte Sylvester betrübt, wie es schien, zu, und dann fuhr der Hauptmann fort:

— Wir haben alles hin und her überlegt, und daß ich es nur gleich vorwegnehme, wir sind zu keinem erfreulichen Ergebnis gekommen ..... Ich bin von dem Grundsatze ausgegangen, Dir schon frühzeitig Einblick in unsere

Verhältnisse zu verschaffen. Ich habe diesen Grundsatz, weil ich meine, daß es für Dich nur von Vorteil sein konnte so frühzeitig als möglich zu wissen, daß wir — — nicht reich sind. Dann streckt man sich eben besser nach seiner Decke und vor allen Dingen, dann giebt es keine Enttäuschung. Du wirst ja selbst nach allem, was Du weißt, unterrichtet sein, daß Du keine großen Anforderungen machen kannst. Teuere Regimenter sind Dir eben verschlossen. Ja, ich wünschte, daß es anders wäre, aber es ist nun eben mal nicht anders. Du bist also darauf vorbereitet, daß Du Dich wirst einschränken müssen.

— Das will ich ja auch, Vater! — antwortete Sylvester mit entschlossenem Ausdruck, und der Vater fragte:

— Nun, welches Regiment hast Du Dir denn gedacht? Hast Du besondere Wünsche?

Der Kadett zögerte zuerst, mit seinem Plan herauszurücken, doch endlich gewann er Mut und sagte so schnell als möglich die Worte herausstoßend:

— Ich will alles thun, damit mein Plan geht. Ich will mich einschränken, soviel als irgend möglich. Alles will ich mir meinetwegen versagen, alles, alles, nur, daß ich es erreiche. Aber bitte, erschreckt nicht, was ich jetzt sage .... ich möchte zur Kavallerie!

— Zur Kavallerie? — fragte der Hauptmann sehr erstaunt, fast entrüstet, und die Mutter wiederholte wie ein Echo, nur leiser und bedauernd traurig:

— Zur Kavallerie?

Sylvester erschrak über die Art, wie sein Wunsch von den Eltern aufgenommen ward und fügte nun leise, kleinlaut geworden hinzu:

— Ich habe mir ausgerechnet, daß ich, wenn

ich vernünftig wäre, mit sechzig Mark Zulage monatlich ....

Der Vater ließ ihn gar nicht ausreden:

— Sechzig Mark? Das ... das sind zwanzig Thaler ... ja, aber liebes Kind, woher ... denn? Woher denn? Das ist sehr nett, wenn Du Dir ausrechnest, mit zwanzig Thalern könntest Du auskommen! Aber erst mußt Du sie doch auch bekommen. Und wer sagt Dir denn das. Denke doch mal, das macht ... macht das Jahr ..... also zweihundert ... zweihundertvierzig Thaler! Um Gottes Willen, Sylvester, was denkst Du nur eigentlich, wo ich soviel Geld für Dich hernehmen sollte. Deine Geschwister wollen doch auch leben!

Dann lief der Vater, der aufgesprungen war, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, während die Mutter Sylvester die Hand entgegenstreckte, sie tröstend zu pressen.

Er war wie betäubt und vernichtet, und für einen Augenblick ergriff ihn eine entsetzliche Wut, eine Empörung, daß der Traum, den er geträumt, zerrann, eine Bitterkeit, daß er verdammt war, arm zu bleiben. Er zürnte dem Vater, der kein Geld hatte. Er fragte sich, warum er es nicht verstanden, es in seinem Leben zu sammeln. Er fühlte einen Ekel vor diesem elenden Gelde, nach dem alles in der Welt ging, das alles bestimmen und regieren sollte, von dem menschliches Glück abhing, an dem es scheiterte.

Sylvester hatte das Bewußtsein, daß ihm nun alles einerlei war, daß mit ihm geschehen mochte, was da wollte, daß Regiment, Waffengattung, Ort und Land ihm vollkommen gleichgültig blieb. Wenn er nicht zur

Kavallerie gehen sollte, dann hätte er dem Vater ebenso den Train zugestanden, wie irgend etwas anderes.

Der Hauptmann bemerkte seine Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit. Bemüht, ihn zu trösten, sagte er:

— Sylvester, so sei doch vernünftig! Es ist doch nun mal nicht zu ändern! Ich kann doch nichts dafür, daß ich Dir nicht mehr geben kann. Ich wünschte, Du könntest zum teuersten Kavallerieregiment gehen! Ich würde es ja so gern thun, wenn ich das Geld hätte! Aber es geht doch nun mal nicht!

Dann wurde der Vater weich, da er sah, daß Sylvester, vor sich hinbrütend, regungslos sitzen blieb, und auf seine Worte gar nicht zu achten schien. Er trat an den Sohn heran, klopfte ihm auf die Schulter, und sprach, während ganz allmählich sich seine Stimme umflorte und ihm die Augen feucht wurden:

— Mein liebes Kind, so sei doch gut und lieb zu mir. Ich möchte doch so gern alles für Dich thun, was ich kann, aber ich kann eben nicht anders. Und dann, sieh einmal, Dein Vater ist doch auch Infanterist gewesen, und hat sich doch sehr wohl und glücklich gefühlt bei seiner Waffe und in seinem Regimente. Und wenn ich es auch nur bis zum Hauptmann gebracht habe, so ist das doch aller Ehren wert, und ich bin immer, auch heute noch, stolz auf meinen Hauptmannstitel, wie Du es einmal sein wirst, wenn Du Hauptmann sein wirst .... Sieh mich mal an ... sieh mich mal an ...

Und Sylvester hob den Kopf. Er sah, wie dem Vater die Thränen in den Augen standen und in dicken Perlen die Wangen herabliefen. Der Vater weinte? Da konnte er nicht mehr an sich halten: tiefe Rührung packte

ihn und Ärger über seine Verstocktheit und das Unrecht, daß er den Eltern zufügte, die ja doch nur sein Bestes wollten und über ihre Mittel nicht hinaus konnten.

Sylvester kam sich sehr schlecht vor. Auch ihm flossen die Thränen. Er umarmte den Vater und die Mutter, die gleichfalls weinte, weil sie die beiden weinen sah. Dann küßten sie sich alle drei und gaben sich die Hand. Der Hauptmann sprach:

— Nun ist alles vorbei. Reden wir nicht mehr drüber!

Der ganze Kavallerietraum war wie weggeblasen, und Sylvester hörte, nüchtern geworden, dem zu, was die Eltern ihm von ihren Umfragen bei den verschiedenen Regimentern erzählten. Der Hauptmann hatte an eine ganze Anzahl ehemaliger Regimentskameraden geschrieben, und nach den dienstlichen wie kameradschaftlichen Verhältnissen in den einzelnen Garnisonen sich erkundigt. Und von allen Äußerungen schien eine am günstigsten zu lauten, die er nach Auseinandersetzung der verschiedenen Schritte, die er gethan, Sylvester als Überraschung mitteilte:

— Wir haben ein Regiment gefunden, das verschiedene Vorteile hat. Der Kommandeur stand früher bei uns, und war sogar Leutnant bei meiner Kompagnie. Den einen Bataillonskommandanten sowie den etatsmäßigen Stabsoffizier kenne ich auch noch. Dann ist die Garnison verhältnismäßig nicht weit von Dresden, sodaß Du uns mit geringen Kosten — per Bahn — vielleicht sogar zu Fuß, besuchen könntest, und Du nicht ganz verloren für uns wärest. Endlich ist das Regiment billig, und mit Deiner Zulage, die ich Dir würde geben können, bist Du imstande, auszukommen. . . . .

Sylvester hatte alles Frühere vergessen und hörte aufmerksam zu. Nun fragte er begierig:

— Welches Regiment denn, Vater?

Der Hauptmann zögerte absichtlich noch einen Augenblick, um die Spannung zu verschärfen, dann sagte er:

— Zweihundertundsechzehntes Infanterieregiment in Meißen!

— Nun, Sylvester, mein Liebling, was meinst Du dazu? — fragte besorgt die Mutter, und er schlug erfreut die Hände zusammen, und sprach in ganz ehrlicher Freude:

— Meißen? O, das ist schön! Das ist famos!

An Meißen hatte er gar nicht gedacht gehabt, aber er freute sich, denn er wußte, ohne jemals dort gewesen zu sein, daß die Stadt für sehr schön gelegen galt, in prachtvoller Umgebung, im Thal, an derselben Elbe, die er in Dresden so liebte, mit dem berühmten Schloß aus alter Zeit.

Nun erfuhr er auch die Höhe seiner Zulage. Der Vater teilte sie ihm mit leiser, bedauernder Stimme mit, während er dem Sohne nochmals die Hand gab:

— Mein armer Sylvester, Du bekommst monatlich zwanzig Mark!

— Ich danke Euch vielmals, vielmals! — rief der Jüngling und küßte den Vater. Dann schloß er die Mutter in die Arme und blieb lange Zeit hindurch bewegungslos an ihrer treuen Brust, während sie ihm mit halberstickten Ton ins Ohr flüsterte:

— Mein Kleining! Mein Liebling! Es ist so wenig! Ich helfe Dir schon mal, wenn ich es kann! Liebst Du mich denn?



